De 1 1,70

SIGILL. SCHOLÆ RELIGIONIS PACIFICÆ
CONST. AD. 1894
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Sämann-Bücher

Herausgegeben vom Volkskunstbund

Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
Graduate Theological Union

https://archive.org/details/deutscherglaubew00unse

Deutscher Glaube

PACIFIC SCHOOL

Dr. Fr. SCHLEIERMACHER

Nach einem Stich von H. Lips ges. von C. Schlegel.

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst

Deutscher Glaube

Worte Schleiermachers an das deutsche Volk

Eine Gabe des deutschen Südens an den Norden

Herausgegeben von

Hans Voelter

Verlag für Volkskunst, Richard Keutel, Stuttgart

82364

B
3092
A5V6

Meiner Frau Elisabeth

⁂

Kunstdruckerei des Verlags für Volkskunst, Rich. Keutel, Stuttgart

Inhalt

Seite

Einleitung . . . . . VII—XIV
Zeittafel . . . . . XV—XVI
I. Der Zusammenbruch . . . . . 1—110
II. Der Aufbau des Staates . . . . 111—216
III. Die Erhebung des Volkes . . . . 217—262
IV. Der innere Ausbau . . . . . 263—304
Literaturverzeichnis 305

Einleitung

Wer den Anteil der Religion an der preußischen Volkserhebung von 1813 begreifen will, wird von selbst geführt auf die zwei größten religiösen Redner der Zeit, Fichte und Schleiermacher. Der Name Fichte hat in unserem Volk einen hellen Klang. Weniger bekannt ist Schleiermacher, mit Unrecht. Theologen, Historiker und manche Kirchenleute kennen und lieben ihn. Die Jahrhundertfeier soll den Patrioten Schleiermacher der Vergessenheit entreißen; denn *der Prophet des deutschen Glaubens gehört dem ganzen deutschen Volke*. Das ist zugleich ein Dienst für unsere Zukunft: wir erhalten die Grundlagen unserer heutigen Volkskultur, wenn sein frommer Geist wieder lebendige Gegenwart unter uns wird.

In diesem Sinn ist hier versucht worden, *Schleiermachers politische Gesinnung und Wirksamkeit* darzustellen durch Wiedergabe der wichtigsten Zeugnisse seines reichen Lebens. Vor allem kommen seine patriotischen Predigten in Betracht. Leider nötigte der Umfang dieses Büchleins zu umfassenden Kürzungen; das mag sehr schade sein, aber es erleichtert vielleicht manchem Leser, sich in Schleiermacher zu versenken. Denn was er gibt, ist keine leichte Kost. Predigten, die so frei sind von allem Pathos, aller Sentimentalität, allem künstlichen Begeisternwollen, können nicht im Flug genossen, sie müssen neu erlebt werden. Wer aber wieder und wieder eindringt, der wird aufs tiefste erfaßt werden von diesem Geist antiker Ruhe und frommer Besonnenheit, der einst die Zeitgenossen mit fortgerissen hat.

Es sind Zeitpredigten; sie zeigen in jeder Zeile den feinen Sinn Schleiermachers für die geschichtliche Entwicklung — dies auch sein Vorzug vor Fichte. — Verständlich sind sie daher nur aus genauer Kenntnis der geschichtlichen Lage. Dem mögen die eingestreuten Briefe dienen und andere Äußerungen aus den Jahren 1800 bis 1831.

Bedauerlich bleibt, daß wir die Predigten nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form besitzen; Schleiermacher hat sie für den Druck umgearbeitet. Auch sind die besten seiner Predigten während des Kriegs untergegangen. Wir haben aus dem Jahre 1813 nur eine einzige Predigt, von 1814 auch eine, von 1816 keine, von 1817 wiederum eine. Um so mehr freuen wir uns dessen, was erhalten ist.

* * *

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher hat gelebt von 1768 bis 1834. Er ist geborener Schlesier, Sohn eines preußischen Feldpredigers; der Erziehung nach Herrnhuter. Die Brüdergemeinde schenkte ihm das Ideal des Zusammenlebens freier Menschen, wie es auch eine Volksgemeinschaft, in ihrer eigenen Weise, darstellen soll. Um 1800 lebte er, als Berliner Pfarrer, im Kreis der Romantiker. 1804 bis 1806 ist er Universitätsprofessor in Halle. Da kamen die Zeiten der Not des Vaterlands. Weil Halle französisch wird, verzichtet er auf seine Professur. Er will bei Preußen bleiben, und sollte Preußen untergehen, so will er nur da sein, „wo ein Protestant leben kann und wo Deutsche regieren". Manchmal ging es ums Hungerleiden herum. 1809 finden wir ihn in Berlin als Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche, später zugleich als Professor an der neuerrichteten Universität Berlin, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften und zeitweise des Kultministeriums. Hochverehrt von allen Seiten hat er, nach schweren kirchenpolitischen Kämpfen mit der Regierung, seine Augen geschlossen im Jahre 1834.

Darf dieser Pfarrer und Professor eingereiht werden in die Reihe der großen Reformer des preußischen Staates, neben Stein, Humboldt, Scharnhorst? Er war dem Staate gegenüber mehr oder weniger Privatmann: kein Soldat, obwohl er sich beim Landsturm einexerzieren ließ; kein Staatsmann, obwohl Stein ihn zum Kultminister haben wollte; kein Volksvertreter, denn ein Parlament existierte nicht: „die damalige Form des Staates bot Männern wie ihm keinen Raum". Was er aber in die Entwicklung des preußischen Volkes und Staates hineinwarf, das war die Kraft des deutschen Geistes, die große patriotische Gesinnung. Bekanntlich hat Napoleon in Deutschland nichts mehr gefürchtet als eben dies: „eine freie Rede ist ihm das schärfste Gift". Dazu benützte Schleiermacher das Werkzeug, das Luther einst geschliffen hatte, die deutsche Pre-

digt. Er ist der „erste politische Prediger im großen Stil, den das Christentum hervorgebracht hat". (Dilthey.) Die Führer der Nation sind seine Zuhörer und lassen sich von seiner furchtlosen Frömmigkeit, die geboren ist aus dem deutschen Idealismus, stärken in dem Kampf der Verzweiflung. Daß der Berliner Professor auch sonst sich nach allen Seiten am Werk der Reform und der Befreiung beteiligte, soll nicht unerwähnt bleiben. 1808 führte ihn eine Reise zur Regierung nach Königsberg, als Zwischenhändler zwischen einem Berliner patriotischen Komitee und der Regierung; es galt einen Volksaufstand gegen Napoleon vorzubereiten. Graf Dohna, der Nachfolger Steins als Minister des Innern, suchte täglich seinen Rat. Die Gründung der Universität Berlin ist, neben Humboldt, ein Werk seines Geistes. 1813 war er eine Zeitlang Redakteur der damals wichtigsten Berliner Zeitung, des „Preußischen Korrespondenten", wo er so energisch gegen höfische Zurückhaltung auftrat, daß der König ihn des Landes verweisen und absetzen wollte — eine Gefahr, die ihm übrigens noch mehrmals in seinem Leben drohte —. Im Blick auf solche Wirkungen wird man es begreiflich finden, daß 1808 der französische Gouverneur von Berlin, General Davoust, gerade ihn als „tête chaude et ardente" vor sich zitierte und ihn verwarnte. Man hatte Angst vor ihm, nicht vor Fichte, den die Franzosen nicht verstanden. Scharnhorst hatte recht, wenn er kurz vor seinem tragischen Ende 1813 ihm zurief: „Sie haben sich den Staat verpflichtet".

Wie ist Schleiermacher zu dieser tiefen politischen Wirkung gekommen? Wo sind die Quellen seiner Gesinnung und Wirksamkeit? Er ist bekannt als der Romantiker, der Frauenfreund, der Philosoph, der Mann der inneren Bildung und des Gefühls. Wie wird der aristokratische Gelehrte zum Volksmann in der aufgeregten Welt einer europäischen Krisis? Die Antwort hierauf ist nur verständlich für den, der sich losmacht von der landläufigen Vorstellung, als ob das Leben des deutschen Geistes ganz für sich abgeschlossen hergegangen wäre neben dem Ringen und Kämpfen und Leiden der deutschen Nation. Allerdings, Goethe stand abseits. Das beweist aber nichts gegen die Tatsache, daß die politische Wiedergeburt Preußens und Deutschlands ein Werk des deutschen Idealismus ist. Wie hätte sonst das kleine Preußen eine solche Riesenleistung vollbringen können? Gewiß, es war ein schwerer Schritt, bis der deutsche Geist die „Ehe" einging

mit dem deutschen Staat. Der, der diesen Bund ermöglichte und weihte, ist Schleiermacher. Die Philosophen und Dichter hatten dem deutschen Volk ein neues Lebensideal geschenkt; nun war es nötig, daß diese innere Welt ins sittliche Leben eingeführt werde, damit sie umgestaltend wirken könne. Das war die Tat des religiös-sittlichen Genius, Schleiermachers. In dem Gedanken von der sittlichen Autonomie der freien Individualität versöhnte sich die ästhetische Harmonie Goethes und Schillers mit dem Sittengesetz Kants und Fichtes. (Dilthey.) Das heißt, die Persönlichkeit, wie sie die Romantik wieder entdeckt hatte, ist nicht da, um sich auszuleben, sondern hat und ist selbst eine sittliche Aufgabe; gerade das Leben für die Gesamtheit, für das Volk bietet dem Individuum neue Möglichkeiten der Entfaltung. So war die Bahn frei, um die ästhetischen und philosophischen Ideale umzuwandeln in ethische und politische. Von da aus begriff Schleiermacher seinen reformatorischen Beruf: „den jungen Männern jetzt das Christentum klarmachen und den Staat, das heißt eigentlich ihnen alles geben, was sie brauchen, um die Zukunft besser zu machen, als die Vergangenheit war".

Der Universalismus des Weltbürgertums, wie ihn die großen Dichter, Humboldt, der junge Fichte dargestellt hatten, hatte ungeheure Kräfte zur Entfaltung gebracht, Kräfte, von denen wir noch heute zehren und die wir nie verloren geben dürfen. Er hat den Deutschen die Erkenntnis geschenkt, daß das Beste ist die innere Freiheit des Menschen, er hat das Individuum befreit von den Fesseln des Staates, er hat der deutschen Nation seine Größe und Bestimmung aufgezeigt, als des idealen Volkes, dem der Fortschritt der Menschheit anvertraut ist. Er stand als Universalismus der Freiheit gegenüber dem Universalismus der napoleonischen Weltherrschaft. Aber Schleiermacher ging nun mit den Reformern einen Schritt weiter. Er sah, und zwar früher als alle andern, diese großen sittlichen Kulturgedanken verankert in dem nationalen Machtstaat, der seine äußere Unabhängigkeit zu wahren hat. „Die große Form", sagte er, „durch welche nach dem Gesetz der Dinge das Individuum in die allgemeinen Zwecke und in den göttlichen Weltplan eingreift, ist der Staat". Nur wer die Bestimmung des eigenen Volkes kennt, kann auch Freude haben an der Sache der Menschheit. „Alle, die Gott zu etwas Großem berufen hat in dem Gebiet der Wissenschaften, in den Angelegenheiten der Religion, sind immer

solche gewesen, die von ganzem Herzen ihrem Vaterland und ihrem Volk anhingen und dieses fördern, heilen und stärken wollten". Diese Gedanken, für uns selbstverständlich als der Ertrag des 19. Jahrhunderts, waren damals vollständig neu. Wieweit die Antike (Plato), die französische Revolution, Napoleon ihren Beitrag dazu gegeben haben, wird klar werden, wenn man bedenkt, daß die Verschmelzung dieser idealistischen Innenkultur mit dem absolutistischen Staatsgedanken sich nicht vollziehen konnte ohne Mitarbeit des ganzen Volkes am Staatsleben. Schleiermacher sah, daß der absolute Staat nicht fortbestehen kann als Machtinstitut im Sinn Friedrichs des Großen, sondern daß er dem Geist dieses Königs nur dann treu bleibt, wenn er die geistigen und sittlichen Kräfte der Nation in seinen Dienst stellt, als neue Mittel der Macht. An diesem Punkt offenbart sich das innerste Motiv der großen Reformen von Stein, Scharnhorst und Gneisenau. Was sie wollten, war im Grund etwas ganz modernes: Stärke nach außen, die gegründet ist auf die Freiheit im Innern. Es war eine Revolution von oben, die die neuen Gedanken der französischen Revolution dem alten Staate dienstbar machte. Und zwar ging dabei Schleiermachers „Leidenschaft auf eine Idee von Preußen, welche vielleicht in der Erscheinung die wenigsten kennen". Er war preußischer gesinnt als die andern Reformer, die den Wert von Preußen nur nach dem bemaßen, was es für Deutschland tat. Er bekennt: „Außerdem, daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit ein Preuße zu sein". Schon sechzig Jahre vor 1870 erkannte er Preußen und nicht Österreich den Beruf zur Führung Deutschlands zu. Sein politisches Glaubensbekenntnis war „ein wahres deutsches Kaisertum, kräftig und nach außen hin allein das ganze deutsche Volk und Land repräsentierend, das aber wieder nach innen den einzelnen Ländern und ihren Fürsten recht viele Freiheit läßt, sich nach ihrer Eigentümlichkeit auszubilden und zu regieren". Fürwahr ein Prophet der künftigen deutschen Einheit!

Das Bild von Schleiermachers politischer Gesinnung und Wirksamkeit wäre aber unvollständig, wenn wir nicht den tiefsten Grund seines Lebens aufdeckten, die christliche Religion. Sein Patriotismus war ihm ein Stück Religion. Er, der in seinen „Reden" die Religion neu erlebte als das Gefühl der absoluten Abhängigkeit von Gott, als Liebe und Hingebung an das Unendliche, hatte, schon vor der Katastrophe

von 1806, als Bahnbrecher seines Zeitalters die aktive, der Gemeinschaft zugewandte Seite des Christentums wieder hervorgeholt: Nur der ist wahrhaft fromm, der den Ideen und Zwecken Gottes, dem Reiche Gottes lebt, der arbeitet für die allgemeinen Zwecke des Vaterlands. Indem er so Religion und Vaterland in Eins verschmolz, hat er für Tausende die Quelle der einzigen Kraft entdeckt, die allein Stand hielt, als auch fromme Männer wie Stein verzweifeln wollten, den tiefen christlichen Vorsehungsglauben, den Optimismus, „daß das Gesetz, welches in den Frommen gebietet, und die Kraft, welche das Ganze der menschlichen Angelegenheiten leitet, eins und dasselbige sind". Welche Wirkung dabei von ihm ausging, mag an einem charakteristischen Beispiel gezeigt werden. Dilthey erzählt: Als in jener Nacht, am 5. Januar 1809, Preußens größter Staatsmann auf einsamem Schlitten, geächtet, der Grenze zueilte, da hat auch er an Schleiermachers Neujahrspredigt gedacht über das, was der Mensch zu fürchten habe und was nicht zu fürchten sei, die er am ersten Tage dieses Jahres mit den Seinigen gelesen hatte; sie erschien ihm nun als die passendste Vorbereitung auf die nachher so rasch gefolgten Ereignisse. In seiner einsamen Seele weckte sie eine ruhige Fassung, die alles Gewaltigste auf seinen wahren Wert zu bringen bereit war. — Und dann, wie deutlich klingen diese Worte vom Fürchten und Nichtfürchten wieder in der Seele eines andern, des größten Konfirmanden Schleiermachers, Bismarcks: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt". Wiederum ein Erweis, wie die Fäden gehen von 1813 bis 1870.

In diesem kühnen Glauben voll Luthertrotz hat der Prediger der Dreifaltigkeitskirche dem Volk und der Regierung einen Rückhalt gegeben gegenüber Stimmungen, die von Friedensschluß, Kapitulation und aussichtsloser Zukunft fabelten. „Innere Ordnung, Besonnenheit in der Kühnheit, das ist der Friede in dieser Welt des Kriegs." Nie hat er verzagt an der Hoffnung auf die Befreiung Preußens, das in seiner protestantischen Bildung und starken persönlichen Kraft wieder auferstehen werde. Und wenn Napoleon gar den Protestantismus meint ausrotten zu können, so antwortet er ihm stolz: „Ich möchte herausfordern den Mächtigsten der Erde, ob er dieses nicht auch etwa durchsetzen wolle, wie ihm alles ein Spiel ist, und ich möchte ihm dazu einräumen alle Kraft und alle List; aber ich weissage ihm, es wird ihm mißlingen, und er wird

mit Schanden bestehen. Denn Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt und zu seinem Beruf wird es sich wieder einstellen mit nicht geahndeter Kraft, würdig seiner alten Heroen und seiner vielgepriesenen Stammeskraft; denn es war vorzüglich bestimmt, diese Erscheinung zu entwickeln, und es wird mit Riesenkraft wieder auferstehen, um sie zu behaupten."

Der Sänger hat Recht behalten: das Werk der preußischen Reform und damit auch der Befreiung ist geboren aus dem Geist des Protestantismus.*

Es war nicht leicht, diesen deutschen Glauben festzuhalten, als nach und nach die Jahre der Reaktion einsetzten. Aber das ist nun wahrhaft groß an Schleiermacher: dieselbe fromme und tiefe Auffassung der Volksgemeinschaft, die ihn in den Tagen der äußeren Not getragen hatte, führte ihn jetzt zu der Pflicht, denkend und handelnd auch im Innern des Staates tätig zu sein. Er, der freie Mann, dem Königstreue trotz aller Anfeindung von oben selbstverständlich ist, wird nicht müde, gerade die Frommen aufzufordern zu einer ernsthaften Beteiligung an den Angelegenheiten des Vaterlands. Dieser Geist hat ihn geleitet in seinem Wirken als Professor und ließ ihn in den Tagen der Demagogenverfolgung ausharren an der Seite seines Schwagers, E. M. Arndts, er stärkte ihn in dem fast aussichtslosen Kampf um die Freiheit der Kirche gegenüber der Allmacht des Staates. Der einstige Vorkämpfer für die Staatsreform bleibt sich treu als Vorkämpfer deutscher Freiheit, ganz so wie er es in jener Predigt vom Jahr 1820 ausspricht: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wie er dieser Gesinnung zugleich in seinen oftmaligen Vorlesungen über den Staat Ausdruck gegeben hat, das wäre noch besonderen Studiums wert.

So steht Schleiermacher vor uns als „prophetischer Bürger einer späteren Welt". Manche seiner Weissagungen sind erfüllt. Andere harren der Lösung. Wir bauen mit an unseres Volkes Zukunft, wenn wir seine große Gesinnung in uns lebendig erhalten, die sich charakterisiert durch die unauflösliche Einheit der beiden großen Lebensmächte, Glaube und Vaterland.

*) Vergl. Bismarcks Wort: „Nach der Schlacht bei Jena war Preußen im evangelischen Pfarrhause."

Zeittafel

1806. Ernst Moritz Arndt (1769–1860), „Vom Geist der Zeit."
14. Oktober. Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt.
27. Oktober. Napoleons Einzug in Berlin. Flucht der königlichen Familie nach Königsberg.

1807. 6. Juli. Zusammenkunft d. Königin Luise mit Napoleon.
7.—9. Juli. Friede zu Tilsit. Preußen wird auf Brandenburg, Schlesien, Pommern, Westpreußen (außer Danzig) und Ostpreußen beschränkt.
25. Juli. Militärreorganisations-Kommission. Gerhard David Scharnhorst (1755–1813) Vorsitzender.
18. August. Westfalen Königreich unter Jérôme.
5. Oktober. Freiherr vom Stein (1757–1831) Minister.
9. Oktober. Edikt über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums.
13. Dezember. Fichtes (1762–1814) erste „Rede an die deutsche Nation".

1808. 19. November. Die Städteordnung.
24. November. Steins Entlassung. Ministerium Altenstein. 1808—1812 Stein in Österreich.
16. Dezember. Steins Ächtung durch Napoleon.

1809. Wilhelm von Humboldt (1767–1835) Leiter des Unterrichtswesens in Preußen. – Österreichs Erhebung.
23. Dezember. Friedrich Wilhelm III. kehrt von Königsberg nach Berlin zurück.

1810. 19. Juli. Tod der Königin Luise. (1776—1810.)
15. Oktober. Eröffnung der Universität Berlin. Wilhelm von Humboldt, Fichte, Schleiermacher, Niebuhr.

1811. Jahn eröffnet den ersten Turnplatz bei Berlin.

1811. Scharnhorst muß auf Napoleons Drängen vom Kriegsministerium zurücktreten.

1812. Stein und Arndt in Petersburg.
15.—20. September. Brand Moskaus.
30. Dezember. Die Konvention von Tauroggen.

1813. 10. März. Stiftung des Eisernen Kreuzes.
16. März. Preußen erklärt den Krieg.
17. März. Aufrufe: „An mein Volk" (Verf. Hippel) und „An mein Kriegsheer".
4. Juni bis 20. Juli (verlängert bis 10. (16.) August) Waffenstillstand von Poischwitz.
28. Juni. Scharnhorst stirbt in Prag.
11. Juli (bis 10. August). Eröffnung des Friedenskongresses in Prag.
12. August. Österreichs Kriegserklärung an Napoleon.
16.—18. Oktober. Schlacht bei Leipzig.

1814. 31. März. Die Verbündeten ziehen in Paris ein.
4. Mai. Napoleon landet auf Elba.
September 1814 bis Juni 1815. Der Wiener Kongreß.

1815. 1. März. Napoleon landet in Cannes.
1. April. Otto von Bismarck geboren († 30. Juli 1898).
22. Mai. Preußisches Staatsgrundgesetz. (Verheißung von Provinzialständen und Volksvertretung.)
18. Juni. Schlacht bei Waterloo.
17. Oktober. Napoleon in St. Helena. († 5. Mai 1821).

1816. Verfassungen in den deutschen Klein- und Mittelstaaten.

1817. 18. Oktober. Das Stiftungsfest der Burschenschaft auf der Wartburg.

1819. Der russische Staatsrat Kotzebue von dem Studenten Georg Sand ermordet.
1. August. Die Karlsbader Beschlüsse gegen die Universitäten und die Presse.

I. Der Zusammenbruch Preußens.

Das neuerwachende Staatsgefühl.

Aus den Monologen, 1800.

Wo sind vom Staat die alten Märchen der Weisen? Wo ist die Kraft, die diese höchste Entwicklung des Daseins dem Menschen geben, das Bewußtsein, das jeder haben soll, ein Teil zu sein von des Vaterlandes Vernunft und Phantasie und Stärke? Wo ist die Liebe zu diesem höhern selbstgeschaffenen Dasein, die lieber das enge persönliche Bewußtsein opfern als jenes verlieren will, die lieber das Leben wagt, als daß das Vaterland gemordet werde? Wo ist die Vorsicht, welche sorgsam wacht, daß auch Verführung ihm nicht nahe, und sein Gemüt verderbe? Wo ist der eigene Charakter jedes Staates, und wo die Werke, durch die er sich verkündet? So fern ist dies Geschlecht von jeder Ahndung, was diese Seite der Menschheit wohl bedeuten mag, daß sie von einem bessern Organismus der Gesellschaft träumen, gerade wie von einem Ideal des Menschen, daß wer im Staate lebt, es sei der neuen oder der alten einer, in seine Form gern alle gießen möchte, daß der Weise in seinen Werken ein Muster für die Zukunft niederlegt

und hofft, es werde doch einmal zu ihrem Heil die ganze Menschheit es als ein Symbol verehren; daß alle glauben, der sei der beste Staat, den man am wenigsten empfindet, und der auch das Bedürfnis, daß er da sein müsse, am wenigsten empfinden läßt. Wer so das herrlichste Kunstwerk des Menschen, wodurch er auf die höchste Stufe sein Wesen stellen soll, nur als ein notwendiges Übel betrachtet, als ein unentbehrliches Maschinenwerk, um seine Gebrechen zu verbergen und unschädlicher zu machen, der muß ja das nur als Beschränkung fühlen, was ihm den höchsten Grad des Lebens zu gewähren bestimmt ist.

••

An die deutschen Frauen.

Aus der Weihnachtsfeier, Dezember 1805.

Wenn das alles so recht vorhielte, wahrlich ihr wäret die Heldinnen dieser Zeit, ihr lieben idealistischen Schwärmerinnen mit eurer Verachtung des Einzelnen und Wirklichen, und man sollte bedauern, daß eure Gemeinde nicht stärker ist und daß ihr nicht lauter tüchtige, schon waffenfähige, wehrhafte Söhne habt. Ihr müßtet die rechten christlichen Spartanerinnen sein. Darum sehet ja zu euern Worten, und haltet was ihr versprecht; es können euch harte Prüfungen bereitet sein, daß ihr sie gut besteht. Die Anstalten sind schon gemacht. Ein großes Schicksal geht unschlüssig auf und ab in unserer Nähe, mit Schritten, unter denen die Erde bebt, und wir wissen nicht, wie es uns mit ergreifen kann. Daß

sich dann nur nicht das Wirkliche mit stolzer Übermacht für eure demütige Verachtung räche.

••

An Charlotte v. Kathen.

20. Juni 1806.

Fassen Sie auch rechten Mut, und geben Sie alles hin, um alles zu gewinnen, und rechnen Sie alles, was Ihnen erhalten wird, für Gewinn. Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehen, daß kein Einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Möchten Sie sich wohl irgend eine Gefahr, irgend ein Leiden ersparen für die Gewißheit, unser künftiges Geschlecht einer niedrigen Sklaverei preisgegeben zu sehen, und ihm auf alle Weise gewaltsam eingeimpft zu sehen die niedrige Gesinnung eines grundverdorbenen Volkes? Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsre Gesinnung, unsre Religion, unsre Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsre äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich jeder, jeder, wie es die gemeine Sache erfordert,

anschließen muß. Mir steht schon die Krisis von ganz Deutschland, und Deutschland ist doch der Kern von Europa, ebenso vor Augen, wie Ihnen jene kleinere. Ich atme in Gewitterluft und wünsche, daß ein Sturm die Explosion schneller herbeiführe; denn an Vorüberziehen ist, glaube ich, nicht mehr zu denken.

••

Predigt bei Eröffnung des akademischen Gottesdienstes in Halle am 3. August 1806.

Anbetung, dankbare hoffende Anbetung sei es, heiliges, liebevolles, väterliches Wesen, womit wir diesen Ort und diese Stunde allen Bezeugungen unserer gemeinschaftlichen Verehrung gegen Dich von nun an widmen. Aber wenig würde es fruchten, Ort und Zeit Dir zu weihen, der Du nicht wohnest in Tempeln, die mit Händen gemacht sind, sondern im Geist willst angebetet sein und in der Wahrheit, wenn wir nicht uns selbst Dir weiheten zum Heiligtume, unsere Herzen zu einem Tempel Deines Geistes, in dem er wohne. Dies Gelübde sei von uns allen in Wahrheit ausgesprochen, ein Dir wohlgefälliges, ewig unverletzliches. Leite Du uns immer mehr in das Leben aus Gott und in Gott! Laß uns immer mehr gestaltet werden in das Bild Jesu Christi, durch Ihn Dir ähnlich und Eins mit Dir! So gesinnt mögen wir uns immer hier versammeln, andächtig und verehrungsvoll, um so immer mehr zu werden! Dazu segne dann unsere Betrachtungen, den gemeinschaftlichen Ausdruck unserer christlichen Frömmigkeit in Gesang und Gebet, und laß reichlich auch von hier aus die Früchte eines gereinigten Herzens gereift und verschönt sich darstellen in einem heiligen Wandel, in dem Jeder zu Deiner Verherrlichung erkenne die Kraft des Evangelii von Christo und den mächtigen Beistand seines reichlich ausgegossenen Geistes.

Text: Römer 1, 16. Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht: denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben.

An diese Worte sich anschließen, und zu der Gesinnung, welche sie ausdrücken, sich bekennen: das heißt, eine lebendige Vorstellung haben von dem Zweck aller und jeder gemeinschaftlichen christlichen Gottesverehrung, und besonders auch der unsrigen.

Unsere heutige Feier ist also nichts anderes, als ein lebendiges Bekenntnis zu den vorgelesenen Worten des Apostels; und wir wollen sehen, wie und in welchem Sinne durch die Errichtung eines akademischen Gottesdienstes diese ausgesprochen und angenommen werden von dem Staate und dem König, dem diese Anstalt ihr Dasein verdankt; von der Akademie, welche sie als eine Wohltat, von der sich Schönes und Gutes erwarten läßt, angenommen hat; von denjenigen endlich, als ihr beständiger und einziger Wahlspruch, welche bestimmt sein werden, von nun an von dieser Stätte das Evangelium zu verkündigen, und deren Reihe zu eröffnen ich den schönen Beruf habe.

I. Zuerst also, von Seiten des Staates und des Königs, scheint mir nicht leicht ein deutlicheres Bekenntnis abgelegt werden zu können davon, daß er das Evangelium ohne Scheu als eine beseligende, göttliche Kraft verehrt, als indem er uns die Einrichtung einer eigenen gemeinschaftlichen Gottesverehrung anbietet und gewährt.

Überall freilich schützt der Staat die Kirche, überall fast hat sie ihre Haltung, ihr äußeres Bestehen durch ihn; allein es herrscht über dieses Verhältnis ein wunderlicher, allgemein verbreiteter Irrtum. So nämlich meinen viele, es sei nur die große Masse des Volkes, nur die roheren, ungebildeteren Seelen, um derentwillen der Staat die Religion, die Erweckung der christlichen Frömmigkeit für etwas Notwendiges oder Heilsames ansehe; wo er aber scheine auch die übrigen dazu zu verpflichten, welche, in sich selbst fest und sicher, nach Grundsätzen ihr Leben führend, dergleichen Ermunterungen und Hilfsmittel ja nicht bedürfen, da geschehe dies nur, damit sie jenen ein Beispiel seien, auch den Nachahmungstrieb in ihnen zu williger Annahme des Dargebotenen aufregen, also nur, damit sie mittelbar helfen, an andern einen Zweck zu erreichen, welcher an ihnen selbst unmittelbar erreicht zu werden nicht bedarf. Dieser Wahn, denke ich, kann durch nichts kräftiger vernichtet werden von seiten des Staates, und durch nichts kann er sich bestimmter von einer solchen Ansicht lossagen, als durch diese von ihm selbst veranlaßte Einrichtung. Denn wir haben noch nicht gesehen, daß es ein Grundsatz der höchsten Verwaltung wäre, hier auf der Universität, dem Sammelplatz der wissenschaftlich sich bildenden Jugend, geltend zu machen und als Leitung zu gebrauchen eine steife, zwingende Gewöhnung. Vielmehr, wohl uns, daß wir es mit Wahrheit sagen dürfen! ist deutlich und ungeschwächt die Achtung des Staates vor der zuerst sich entwickelnden Kraft seiner nächsten Gene-

rationen und derer vornehmlich, welche sich an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in irgend einer Richtung künftig Anteil zu nehmen berufen fühlen; deutlich ist ja, daß er dieser Entwickelung des Geistes nach allen Seiten einen gewissen freien Spielraum vergönnt, daß er eben deshalb die Akademie als ein abgesondertes Ganzes auf ihre eigene Weise bestehen läßt, und der in diesem Sinne versammelten Jugend Freiheit verstattet von manchem Zwange, an welchen erst später die bloß äußere Sitte uns fesselt. Wozu also eine einzelne solche Fessel, in einer Beziehung überdies, in welcher man am wenigsten auf die akademische Jugend zu achten gewohnt ist? Was hätte sich unter uns zu versprechen eine einzelne Einrichtung, die in einem offenen Widerspruche stände mit allem Übrigen? Nein, meine teuern akademischen Mitbürger! wir sollen hier nicht etwa angeleitet werden, uns an etwas zu gewöhnen, woran schon gewöhnt zu sein uns künftig einmal gut sein wird, einer Einrichtung jetzt schon zu huldigen, die doch auch dann keinen unmittelbaren Wert für uns selbst haben wird; sondern indem uns gemeinschaftliche Erbauungen gestiftet werden, wird auch die Meinung ausgedrückt, daß sie für uns selbst wünschenswert und heilsam sind. Und diese Meinung stimmt auch ganz überein mit dem Geiste der Verfassung, unter welcher wir leben. Denn wie der Staat, der uns hier die Gelegenheit zur wissenschaftlichen Ausbildung verschafft, ein Staat ist, gegründet allein auf die Macht der Gesinnung, nur dadurch, nicht durch Überfluß äußerer Hilfsmittel ein-

getreten in die Reihe der ersten Mächte von Europa; so beweisen auch seine Taten, daß er nur durch die Gesinnung auf die Gemüter zu wirken wünscht und nur auf sie den höchsten Wert legt. Ja, ich denke auch bei dieser Gelegenheit ihn ganz vernehmlich sagen zu hören, daß, wie er es verschmähen würde, seine schützende Sorgfalt auf Menschen zu verwenden, welche bestimmt wären, immer nur in den niederen Gegenden des Lebens zu verweilen und sich nie zu jenem edleren Genusse zu erheben, der von dem Eintritt des Geistes in ein höheres Gebiet der Bildung und des Bewußtseins abhängt, sondern seine liebste Sorgfalt darauf richte, daß allmählich alle Abteilungen des Volkes dieses Gutes teilhaftig würden: so sei er noch weit weniger gesonnen, sich auf eine noch nähere Weise als Gehilfen und Werkzeuge derjenigen zu bedienen, denen selbst das höhere Leben fremd ist.

Indem er uns also als Genossen dieses Lebens ansieht, und in der Absicht es zu unterhalten und zu verschönen, stiftet der Staat die Einrichtung, welche heute ihre Wirksamkeit unter uns beginnen soll, und gibt dadurch zu erkennen, daß er sich nicht schämend des Evangelii von Christo es vielmehr für eine beseligende Kraft halte, und am liebsten die, welche dadurch beseligt werden, sich aneignen wolle zu Teilnehmern an seinem wohltuenden und beglückenden Geschäft. Denn selig ist ja der, welcher den Geheimnissen der Natur nachforschend überall, am meisten aber in der wundervollen Werkstätte unseres Lebens, das Walten Gottes, des ewigen, unendlichen Wesens anerkennt!

Und von dieser Seligkeit durchdrungen wünscht der Staat die, welchen er seine Leidenden anvertraut, welche er zum Lager der Erschöpften, der Kranken, der Sterbenden herbeiruft. — Selig ist ja, wer auch dem Tun und Treiben der Menschen nachforschend in allem, was sie im Großen, sei es absichtslos oder mit Bewußtsein, schaffen und bilden, den göttlichen Ursprung erkennt und die Wirksamkeit des göttlichen Geistes, der dem Menschengeschlecht einwohnt! Und diese ruhige und heilige Ansicht von der Geschichte der Menschen freut sich das Vaterland bei denen zu finden, die sich anschicken, dereinst nicht nur aufrecht zu halten, sondern auch selbst an die Hand zu geben und einzuleiten die Gesetze und Ordnungen, auf welchen das eigentümliche Wohlergehen eines Staates allein beruhen kann. — Selig ist ja, wer geheiligt ist durch die göttliche Wahrheit, so daß jeder Trug und jede Falschheit für ihn das verletzendste ist, und wen nichts so betrübt, als wenn einer von seinen Brüdern nicht versöhnt ist mit dem andern, oder feindselig sich beträgt gegen das Ganze, dem er angehört, und also auch das nicht genießt, was ihm selbst das Höchste ist, nämlich versöhnt zu sein mit Gott! Und dies Bewußtsein wünscht der Staat denen, welchen er die Pflege des Rechts anvertraut, für dessen Handhabung er ja keine Bürgschaft hat, als wenn dem Gemüt selbst des Richtenden rein und ungetrübt einwohnt der Sinn für Recht und Wahrheit und die heilige Treue. Selig, wen fromme Selbstbetrachtung oft mit solcher Liebe in die Zeiten der schuldlosen Kindheit zurückführt, oder

wer so rein das Werk der Natur und der Gnade von allem Fremden und Verderblichen zu scheiden weiß, daß er in der Kindheit am reinsten erblickt den stillen, ungestörten Frieden Gottes! Und diese innere Anmut wünscht der Staat allen, deren schönstes Geschäft es sein soll, allen Vorzügen des ausgebildeten und vollständigen Menschen die Jugend zuzuführen, ohne daß jener Friede gestört werde. Und weil er weiß, daß, wer diese Gesinnungen hegt, auch Gemeinschaft sucht mit den Gleichgesinnten, und sich gestärkt und belebt fühlt in dieser Gemeinschaft der stillen, andächtigen Erhebung, der frommen, nachsinnenden Betrachtung, der ungeheuchelten Bespiegelung in dem Bilde des Erlösers: deshalb ordnet er auch uns, die ihm vorzüglich nahe sind, diese religiöse Gemeinschaft. Dies also das Bekenntnis, welches durch diese Einrichtung unser Vaterland ablegt; dies die Wünsche, welche darin enthalten sind.

II. Das nämliche finden wir aber auch ausgesprochen und dargelegt von seiten unserer Akademie, indem sie so bereitwillig und gern dem königlichen Wunsche entgegen gekommen ist, und von nun an unter ihre bleibenden und gemeinnützigen Einrichtungen mit Dankbarkeit auch die des akademischen Gottesdienstes zählt . . .

In diesem Sinne wird auch durch die Stiftung unseres akademischen Gottesdienstes, und durch sie auf eine besonders anschauliche Weise, geschlossen und besiegelt der schöne, heilige Bund zwischen Gefühl und Wissenschaft, zum deutlichen Zeichen, daß wir uns der letzteren nicht

überheben, und sie niemals absondern wollen von dem ersteren. Darum eben wollen wir unsere frommen Gesinnungen pflegen und unterhalten wie unsere Brüder und verbinden uns ebenso zu einer christlichen Gemeine . . .

Dies, meine teuren Zuhörer, ist die Idee des akademischen Gottesdienstes, wie sie sich darstellt in der wohlwollenden Absicht des Königes, wie sie freudig aufgefaßt worden ist von der Akademie, wie sie nach Vermögen von jedem soll ausgeführt werden, der an diesem Orte der Sprecher der gemeinschaftlichen christlichen Gesinnung sein will. O, es ist mir nicht ein Wunsch, dem seine Erfüllung als etwas Unsicheres vorschwebt, sondern eine feste Zuversicht, daß immer die besten unter unsern akademischen Mitbürgern am liebsten sich hier einfinden werden, und unter diesen keinen ein solcher Bund der Wissenschaft und der Religion ohne begeisternden Anteil lassen wird; daß, wie die Akademie im allgemeinen, so auch einzeln jeder würdigste unter unsern Lehrern am meisten zum Gedeihen dieser Anstalt gern und freudig mitwirken wird! Es ist nicht Wunsch, sondern auf die Natur der Sache gegründete Zuversicht, daß jeder, der sich in dem rechten Sinne hier bei unsern Gottesverehrungen einfindet, auch Ursach finden wird, die der Andacht gewidmeten Stunden unter die fruchtbareren und schöneren des Lebens zu zählen, und daß auch diese Anstalt je länger je mehr beitragen wird, allerlei irrigen Wahn aufzulösen, der die wohltätige Herrschaft der Religion zurückhält, und die gesunkene Achtung des Christentums unter denen wieder aufzurichten, welche

dessen kräftigste Verfechter und schönste Zierden sein können. Dies die Hoffnungen und Aussichten, mit welchen ich meine Wirksamkeit in dieser Beziehung beginne, und welche alle Anwesende mit mir teilen mögen. Und so sei diese nun eröffnete religiöse Anstalt der wohlwollenden Teilnahme aller derer empfohlen, welche für die Idee derselben, wie weit auch meine Darstellung dahinter mag zurückgeblieben sein, sich zu erwärmen fähig sind! Sie sei empfohlen dem ferneren Schutze des Königs, dessen religiöser Eifer sie gestiftet, und dessen huldreiche Güte sie zweckmäßig ausgestattet hat! Sie sei empfohlen zur Achtung und Liebe allen, zu deren Besten sie vorhanden ist, und zur freudigen Benutzung allen denen, welche es für etwas Hohes und Würdiges halten, sich hier aufs neue durchdringen zu lassen von dem Geiste des Christentums; allen, welche fühlen können den Wert der wahren Gottseligkeit und ihre schöne Übereinstimmung mit jenem Edlen, Anmutigen und Großen, was wir in unser Leben zu verflechten suchen. Und diese guten Wünsche mögen als unser gemeinschaftliches Gebet zu dem, welcher hier verehrt wird, in dieser Stunde emporsteigen. Er segne dieses ihm wohlgefällige Werk! Er sei uns gegenwärtig und nahe bei allen Handlungen der Religion, welche hier sollen vollzogen werden, und sei stets mit denen, welche sich hier in Christi Namen versammeln werden, seien es viele oder wenige! Ihm sei empfohlen der König, dessen Geburtsfest wir heute so ausgezeichnet begehen; Erfüllung sei erbeten seinen weisen und frommen Absichten, glücklicher

Erfolg allen seinen landesväterlichen Unternehmungen! Ihm lohne Gott noch ferner durch die treue Liebe der Völker, durch das blühende und wachsende Wohl unseres Vaterlandes! Ihm erleuchte der Herr noch ferner den Weg, den er als Führer eines großen Volkes, als Beschützer eines größeren, zu gehen hat in den Zeiten der Zerrüttung! Segen von Gott über den ehrenvollen Bund der Wissenschaft, dem wir alle angehören, über die treue Tätigkeit eines jeden in diesem großen Beruf.

Ja, uns alle segne der Herr! Das Licht der Wahrheit von seinem Angesicht erleuchte uns! Sein Friede erfülle unsere Herzen und beselige unser Leben.

••

Der deutsche Protestantismus.

Aus den Reden über Religion. – August 1806.

Es können Verführer kommen, die Mächtigen drohend, die Schwachen, vielleicht gar Wohlmeinenden, schmeichelnd, und den Protestanten zureden, doch nun wieder zurückzutreten in die Eine unteilbare, ursprüngliche Kirche. Auch das ist ein törichter und verkehrter Ratschlag! Er mag viele locken oder einschrecken, aber wird nicht durchgeführt werden, denn die Aufhebung dieses Gegensatzes wäre jetzt der Untergang des Christentums, weil seine Stunde noch nicht gekommen ist. Ja, ich möchte herausfordern den Mächtigsten* der Erde, ob er dieses nicht auch etwa durchsetzen wolle, wie ihm alles ein

*) Napoleon.

Spiel ist, und ich möchte ihm dazu einräumen alle Kraft und alle List; aber ich weisage ihm, es wird ihm mißlingen, und er wird mit Schanden bestehen. Denn Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt und zu seinem Beruf wird es sich wieder einstellen mit nicht geahndeter Kraft, würdig seiner alten Heroen und seiner vielgepriesenen Stammeskraft; denn es war vorzüglich bestimmt, diese Erscheinung zu entwickeln, und es wird mit Riesenkraft wieder aufstehen, um sie zu behaupten.

Hier habt ihr ein Zeichen, wenn ihr eines bedürft, und wenn dies Wunder geschieht, dann werdet ihr vielleicht glauben wollen an die lebendige Kraft der Religion und des Christentums. Aber selig sind die, durch welche es geschieht, die, welche nicht sehen und doch glauben.

••

Predigt in Halle am 17. August 1806.

Am 10. August hatte Preußen die Mobilmachung beschlossen. Die Katastrophe nahte. Mit dem Auge des Propheten schaut der Prediger auf den Gegensatz zwischen den „kurzsichtigen Wünschen" der Menschen und Gottes „unerforschlicher Kraft, welche oft alles zu zertrümmern droht". Rücksichtslos deckt er den egoistischen Eudämonismus seiner Zeitgenossen auf, der nichts kennt als seine eigene Glückseligkeit.

Herr, Allmächtiger, Heiliger, der Du Deine ewige Regierung, immer dieselbe, vor den Augen der Menschen auf die verschiedenste Weise entfaltest, daß sie bald der Lieblichkeit Deiner Huld in der vorübergehenden Zusammenstimmung ihrer kurz-

sichtigen Wünsche mit Deinen höheren Wegen sich erfreuen, bald dann wieder erschrecken vor der unerforschlichen Kraft, welche in Richtungen, denen sie nicht folgen können, und durch Äußerungen, welche sie sich nicht zu erklären wissen, oft alles zu zertrümmern droht, was sie irgend für sich selbst sorgend oder auch gemeines Wohlergehen bedenkend geschafft und gepflegt haben! Erleuchte Du uns die Augen des Geistes, daß wir überall Dich, denselben weisen, liebevollen Vater erkennen, überall die Herrschaft inne werden, die Du Deinem Sohne übergeben hast. Stärke Du uns den edleren Sinn, daß wir alles andere gern fahren lassen, so nur an uns und durch uns Dein Wille geschehe. Darauf ist auch jetzt unser ganzes Begehren gerichtet, dazu laß uns auch diese Stunde gemeinschaftlicher Andacht gesegnet sein.

Text: Evangelium Johannes 15, 9. 14. 15. Gleichwie mich mein Vater liebet, also liebe ich euch auch. Bleibet in meiner Liebe. Ihr seid meine Freunde, so ihr tut, was ich euch gebiete. Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid; denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid; denn alles was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kund getan.

Laßt uns erwägen, wie viel herrlicher es ist zu den Freunden Gottes zu gehören als zu seinen Knechten. Wir wollen bei Vergleichung beider den Unterscheidungszeichen nachgehen, welche sich aus den Worten Christi, wie wir sie zu diesem Behuf zusammengestellt haben, von selbst ergeben, nämlich erstlich, daß nur die Freunde Gottes, nicht seine Knechte, wissen,

was der Herr tut. Zweitens, daß nur seine Freunde in der Liebe bleiben, seine Knechte aber vielmehr in der Furcht.

I. Die Knechte also wissen nicht, was ihr Herr tut. Damit uns dies so deutlich werde als es den Jüngern des Erlösers augenblicklich sein mußte, dürfen wir uns nur an die Lebensweise der edleren Völker des Altertums erinnern, unter welchen das Verhältnis zwischen Herren und Knechten noch weit stärker heraustrat als bei uns.

Gerade so nun ist, wie wohl jedem einleuchten muß, das Verhältnis derjenigen zu Gott anzusehen, welche nichts über ihr persönliches Dasein hinaus kennen und entweder in der leidenschaftlichen Befriedigung einer einzelnen Neigung, in der alle ihre Wünsche zusammentreffen, oder, indem sie ohne Streit so gut als möglich allen Trieben dieser Art dienen, ihr Wohlsein und ihre Glückseligkeit suchen.

Wer, sein sinnliches Leben zum Mittelpunkt machend, nur das Angenehme mit Wohlgefallen betrachtet und sich von dem Unangenehmen verwerfend wegwendet, wie kann der die Schönheit der natürlichen und der sittlichen Welt verstehen, die sich ja oft nicht anders äußern kann, als indem sie dem, was in ihm unmäßig ist, entgegenstrebt und es zurückhält? Oder auch abgesehen hievon, schon der, dem alles gleichgültig ist, was nicht in unmittelbarer Beziehung auf seine Lust und sein Wohlbefinden steht, was soll den vermögen in dem leidenschaftlichen Trachten nach Befriedigung still zu stehen,

um des Herrlichen und Göttlichen in den größeren Verhältnissen der Welt inne zu werden?

Schon durch das bisher Gesagte muß es jedem deutlich sein, wie sich in der aufgestellten Beziehung von den Knechten Gottes die Freunde Gottes und Christi unterscheiden.

Freundschaft beruht, das wissen wir, zunächst auf einer wesentlichen Ähnlichkeit der Gesinnung. Wo diese nicht stattfindet, kann auch jene nicht sein.

So laßt auch uns an vertrautem Verständnis wachsen in dem Reiche Christi, in dem Hause Gottes, immer tiefer in den Geist seiner Führungen mit dem Menschengeschlecht eindringen, und seine Gerechtigkeit, wie sie eins ist mit seiner Liebe, verstehen, immer genauer den notwendigen Zusammenhang aller seiner Gebote begreifen, immer redlicher den Wert und den Umfang unseres Berufes erforschen! Vorzüglich aber da, meine Freunde, wo um uns her am leichtsinnigsten geurteilt wird, wo die meisten nur Widerspruch und Mißverhältnis finden, wo ihnen gerade die Möglichkeit des freien und selbstständigen Handelns, wie es dem Freunde geziemt, zu verschwinden scheint, wo Zerrüttungen einbrechen, wo Schönes unterzugehen droht, wo auch der stillsten, ruhigsten Wirksamkeit der Krieg angesagt ist, kurz, wo der Herr an der Scheidung zweier Zeiten seinen Stuhl aufgeschlagen hat zum Gericht, wo Christus nicht den Frieden bringt, sondern das Schwert; da vor allem laßt uns lernen verstehen was der Herr tut, daß uns nicht Kleinmut und

Mißtrauen aus Freunden zu Knechten mache! Was er zu uns redet durch Wort und Tat, äußerlich und innerlich, muß uns Hilfe genug darbieten; Er hat uns gerufen; Er wird es auch tun.

II. Darum ist es der Anfang unsrer Freundschaft mit Gott, daß, was sich uns nur offenbart als Gottes Werk und Wesen, wir auch lieben wie wir es finden an und für sich als Liebe, gleichermaßen in milden Segnungen die ruhig fördernde, in schweren Verhängnissen die züchtigende und bessernde, in gewaltigen Zerstörungen die umbildende, auferweckende Liebe; daß wir überall auch das lieben in den göttlichen Geboten, was andere als Strenge fürchten, auch das in den göttlichen Fügungen, was sie lieber als unerforschlich stehen lassen, weil sie besorgen, es möchte ihnen näher betrachtet als ungerecht erscheinen. Denn etwa nur das Erfreuliche zu lieben in den Fügungen, das Leichte und Anmutige in den Geboten, das können wir auch nicht einmal als den Anfang der Freundschaft mit Gott ansehen, weil es eine in ihrem innersten Keim verderbte Gesinnung ist, aus welcher nie etwas Schönes und Vollkommenes hervorwachsen kann.

Es ist ein großer Gedanke, daß uns eigentlich, da es keinen Stillstand gibt in der Welt, nichts anderes bevorstehen kann, als entweder diesem Ziel uns zu nähern oder in jenen Zustand der Knechtschaft zurückzusinken. Vieles gibt es freilich immer, und man könnte selbst sagen jetzt noch mehr als sonst, was den Menschen sucht zum Irdischen herabzuziehn, seine Einsichten in das Göttliche

zu verwirren und Furcht und Feigherzigkeit zu nähren. Aber wo nur das Herz erst in Liebe erwärmt, wo nur der Geist erst durch lebendige Überzeugung von Gott erleuchtet ist, muß da nicht auch das, was als Versuchung erscheint, aufgelöset und verwandelt werden in eine Nahrung der Liebe? Muß da nicht auch in diese dunkleren Gegenden das Licht des Glaubens eindringen? Muß da nicht das Wissen um die Wege des Herrn und die Lust an seinen Taten so mächtig werden, daß wir nicht nur selbst überwinden, sondern daß wir auch noch in seiner Kraft ausgehen können und stärken unsere Brüder? Das ist es, wozu Er uns berufen hat; o möchten wir dieser großen Bestimmung immer würdiger werden!

••

Predigt in Halle am 24. August 1806.

Eine der wichtigsten und besten patriotischen Predigten. Ganz aus der Zeit und für die Zeit gibt sie die Lösung des Problems, das das neue Jahrhundert dem deutschen Idealismus gestellt hatte: Weltbürgertum und Nationalstaat. Nicht in Gleichgültigkeit gegen den Staat, nicht in Kosmopolitismus, sondern in Gemeinsinn und Vaterlandsliebe besteht die wahre Frömmigkeit und Humanität.

Es ist schon seit geraumer Zeit eine gewiß nicht wenig gegründete Klage über Mangel an Gemeinsinn unter uns. Nicht nur, daß sich etwa die Zahl der Lasterhaften mehrt, welche zum Widerstand gegen die Kraft der Sitte, der öffentlichen Meinung und wo möglich der Gesetze mit-

einander verbunden sind; nicht nur, daß der Eigennützigen so viele sind, welche, ohnerachtet es kein Band gibt, das sie unter sich vereinigt, doch jeder für sich durch Trägheit, durch Gleichgültigkeit, durch Abwendung alles dessen, was einige Aufopferung heischen könnte, durch jede Art des heimlichen Krieges gegen das allgemeine Wohl denen, die es befördern wollen, im Wege stehn: sondern das ist das Übel, daß auch unter den Besseren selbst eine Denkungsart herrschend ist, bei welcher keine lebhafte Sorge für die gemeinsamen Angelegenheiten, keine eifrige Teilnahme an den Schicksalen des Staates stattfinden kann. Man hält den Staat für eine kunstreiche Maschine, um von außen die Gewalt abzuhalten, und von innen den nachteiligen Folgen fehlerhafter Neigungen entgegenzuarbeiten, die also nur zum Besten der Einzelnen da ist, damit deren besondere Tätigkeit ungestört fortgehen könne, wobei es denn zufällig sei und gleichgültig, ob mehrere oder wenigere, ob diese oder andere Menschen unter einen und denselben Staat befaßt und von ihm beschützt werden. Nur denjenigen, so meint man, denen das Wohl des Staates unmittelbar anvertraut ist, gezieme es, an allem, was ihn betrifft, einen lebhaften Anteil zu nehmen; für alle andere aber sei eine eifrige Vaterlandsliebe nur eine beschränkende Gesinnung. Denn es könne nicht das Beste sein, sich an dasjenige allein zu halten und es für das Höchste anzusehen, was so scharf die Menschen trenne und immer neuen Unfrieden auf der Erde aussäe, der nur umso fester einwurzele, je mehr jedes

einzelne Mitglied eines Volkes von jener Empfindung beseelt sei. Vielmehr gezieme es uns übrigen, mit unserer besonderen Tätigkeit, mit unserer höchsten Liebe das ganze Geschlecht der Menschen zu umfassen, und durch Weltbürgersinn uns über das Beschränkende, was in jedem Staat unvermeidlich ist, zu erheben. So wirft man unbedachtsam die Sache selbst mit ihren Fehlern — denn die Selbstsucht und die Ungerechtigkeit der Staaten sind nicht minder verwerflich als die der Einzelnen — zusammen, und möchte um der letzten willen auch die erste soviel als möglich aufgeben; man vergißt, daß eben die eifrigste Vaterlandsliebe diejenige wäre, die den Staat von diesen Gebrechen zu heilen suchte, welche durch Unbekümmernis der Besseren nur immer verderblicher um sich greifen; man vergißt, daß nur in den wenigsten Zweigen seiner Tätigkeit dem Menschen vergönnt ist, über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus zu wirken, und daß er durch die deutlichsten Bestimmungen der Natur immer an dieses gewiesen bleibt; man vergißt, daß nach den Anordnungen des Höchsten, eben wie das Meer am schärfsten sondert und am wirksamsten vereiniget, so auch hier das Trennende, recht gebraucht, das kräftigste Verbindungsmittel werden muß. Dies wird gewiß wahre Vaterlandsliebe; und ein verkehrtes Lob, das er sich nicht zueignen will, ist es, was so oft vorzüglich dem Glauben der Christen erteilt wird, als ob er, indem die kirchliche Verbindung über die bürgerliche gesetzt wird, den Eifer für letztere dämpfe und allmählich verschwinden mache.

Laßt uns vielmehr sehen, wie er uns Anhänglichkeit und Diensteifer für das Vaterland empfiehlt, und laßt uns suchen ein Vorurteil zu zerstreuen, das gewiß jetzt mehr als je mit den verderblichsten Folgen droht.

Text: Epheser 2, 19. So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen.

Was hier der Apostel unmittelbar meint, betrifft allerdings nicht den Staat, sondern die Kirche. Er wollte den Christen aus heidnischer Abstammung die Vorzüge zu Gemüte führen, deren sie sich erfreuten. Wir können also hieraus deutlich abnehmen, daß auch auf dem Gebiet der bürgerlichen Vereinigung er es für weit vorzüglicher gehalten, ein Bürger zu sein, der sich aller Rechte erfreut, der alle Verpflichtungen übernimmt und sich mit ganzer Seele dem Staat hingibt, als ein Gast und ein Fremdling. Wie aber diejenigen, die dem bürgerlichen Verein nur halb angehören wollen, in der Meinung, sich über ihn und was er leisten kann zu erheben, wie diese nur Gäste und Fremdlinge sind im Reiche Gottes, das wird sich uns zeigen, wenn wir, die Vergleichung zwischen beiden verfolgend, nach dem Sinne des Apostels beherzigen, wieviel größer die Würde desjenigen ist, der in der engsten Verbindung mit einem Vaterlande lebt. Wir finden in den Worten des Apostels selbst, der die Christen glücklich preiset als Gottes Hausgenossen und als Bürger mit allen Heiligen, Veranlassung

in einer doppelten Beziehung hievon zu reden, einmal in Beziehung auf unser Verhältnis zu Gott, und zweitens in Beziehung auf unser Verhältnis zu unsern Brüdern.

I. Ist die Verteilung der Menschen in Völker und Staaten eine so wesentliche Ordnung in dem Hause Gottes wie sie uns allen erscheint: so kann auch, wer ihr nicht den rechten Wert beilegt, sondern sie nur für eine Nebensache ansieht, von der Art, wie Gott sein großes Hauswesen regiert, das meiste nicht verstehen. Er kann wohl im einzelnen die Spuren seiner Weisheit entdecken und erkennen, wie er die Menschen allmählich zur Tugend und überhaupt zur Ähnlichkeit mit ihm zu erheben sucht; er kann, wenn er einen besonderen Teil der menschlichen Bestimmung sich zum Augenmerk nimmt, diesen wohl in allen seinen äußeren Schicksalen verfolgen; aber alles Große und der innere Zusammenhang in der Geschichte der Menschen muß ihm verborgen bleiben oder verworren erscheinen, weil eben das Größte am genauesten mit dieser Anordnung zusammenhängt. Wie eben durch diese Verteilung der Menschen in so große Massen die einzelnen Züge der menschlichen Natur erst recht im Großen heraustreten; wie jedes Volk eine besondere Seite des göttlichen Ebenbildes darzustellen durch seine besondere Einrichtung und durch seine Lage in der Welt bestimmt ist, jedes auf seine eigene Weise und in einem besonderen Gebiet die Roheit der Natur zu bändigen und die Herrschaft der Vernunft zu befestigen strebet, wer das begreift, der muß

auch jene Anordnung lieben, dem muß ja grade darin, daß er seinem Vaterlande angehört, seine größte Bestimmung in der Welt klar werden.

Aber nicht nur was seine Kenntnis von dem Hause Gottes, sondern auch was seine Geschäfte darin betrifft, kann man einen solchen nicht für einen Hausgenossen ansehen, sondern nur für einen Fremdling.

Fremdlinge haben sich in einem wohlgeordneten Hauswesen immer einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen; aber die Liebe, die man ihnen widmet, ist nicht ohne ein gewisses bedauerndes, mitleidiges Gefühl darüber, daß es ihnen an einem eigentlichen Geschäftskreise fehlt. Nicht anders scheinen diejenigen in der Welt daran zu sein, welche den schönen Trieb nicht in sich fühlen, mit ganzer Seele dem Volke sich anzuschließen, dem sie angehören. Sie genießen durch die Güte Gottes die Annehmlichkeiten des Lebens, die leicht aus kleinen Verhältnissen entspringen; sie tragen, wenn sie Talente besitzen, das ihrige bei, um diese Freuden auch andere genießen zu lassen; sie leisten, wenn sie sonst rechtliche Menschen sind, der Gesellschaft, gleichviel wo sie sich eben befinden, den Gehorsam, durch den die meisten Störungen verhütet werden, und den einzelnen bei jeder Gelegenheit die Dienste, die der einzelne darbringen kann; aber auf alle großen Angelegenheiten des Hauses Gottes sind sie ohne Einfluß und sie bleiben ihnen fremd. Denn alles Große erfordert auch eine größere Masse von Kräften, die der Mensch nur in der Vereinigung mit andern findet, und die rechte

Wurzel aller solcher Vereinigungen, die ihnen allein Leben und Dauer sichert, ist die gegenseitige Anhänglichkeit, das brüderliche Gefühl derer untereinander, die ein Volk bilden. Wessen Kurzsichtigkeit oder Hochmut dieses zu klein ist, wer, anstatt auf sein Volk und mit seinem Volke zu wirken, sich weiter ausstreckt und es gleich auf das Ganze des menschlichen Geschlechtes anlegt, der wird in der Tat erniedriget anstatt erhöhet zu werden. Denn wer jene große Haltung, jene mächtige Hilfe verschmäht, kann doch auf das Ganze unmittelbar nicht anders wirken, als indem er, der einzelne, auf einzelne wirkt. Was er mit seinen ihm eignen Kräften vermag, das und nicht mehr wird er ausrichten, was er durch einzelne vorübergehende Einflüsse auf die Empfindung anderer erreichen kann, das wird sein Werk sein. Ihr seht, es kann nicht anders sein der Natur der Sache nach, aber fragt auch die Erfahrung, ob es anders ist. Die nun so mit weltbürgerlichem Sinne erfüllt auftreten, was haben sie wohl hervorgebracht, als einzelne Verbesserungen in Dingen, die zur Bequemlichkeit dienen, zum Erwerb, zur Sicherheit? Was wirken sie selbst auf dem Wege, auf welchem der Mensch noch am weitesten reicht, durch mündliche und schriftliche Mitteilung ihrer Gesinnungen und Einsichten anderes, als eben froheren Genuß, vielleicht richtigeren Verstand, vielleicht ein feineres Gefühl in dem eng abgeschlossenen Kreise des häuslichen Lebens, soweit es eben durch das, was der ganzen gesitteten Welt gemeinschaftlich ist, durch das Allgemeine, Oberflächliche kann

erregt werden? Wem zeigen sie sich verwandter in ihrem ganzen Wesen, als auf irgend eine geheime Art immer denen, die wegen alles unstäten Sinnes, wegen eines unüberwindlichen Mangels an Tüchtigkeit und Beharrlichkeit sich keines Vaterlandes erfreuen. Alle dagegen, die Gott zu etwas Großem berufen hat, nicht nur in denjenigen Dingen, welche unmittelbar dem Staat, den Gewalthabern unter den Völkern obliegen in Zeiten der Ruhe wie des Krieges, sondern auch in denen, die am wenigsten an diese Grenze gebunden zu sein scheinen, in dem Gebiete der Wissenschaften, in den Angelegenheiten der Religion sind immer solche gewesen, die von ganzem Herzen ihrem Vaterlande und ihrem Volke anhingen und dieses fördern, heilen, stärken wollten, die die Verbindung liebten, in welcher sie erhöhte Kraft, bereite Werkzeuge, willige Freunde notwendig finden mußten, die den eigentümlichen Sinn ihres Volkes auch in sich für das Vortrefflichste hielten. Und nicht nur die auserwählten Rüstzeuge Gottes, sondern alle, denen er nur irgend ein bedeutendes, bestimmtes Geschäft auftragen soll, müssen so denken, ja eben das Beste, was beide verrichten, wird immer das sein, dem dieser gemeinsame Sinn aufgedrückt, was im eigentümlichsten Geist ihres Volkes gedacht und getan ist. Und nur diejenigen, welche so die Ordnungen Gottes verstehen, welche so in ihnen leben, welche er so anstellen kann in seinem Hause, sind nicht nur Gäste, sondern auch Hausgenossen.

II. Denselben Unterschied nun werden wir auch finden, wenn wir auf das Verhältnis sehen, in welchem der einzelne zu den übrigen Mitgenossen des Hauses Gottes steht, auch hier einen Gegensatz zwischen Gästen und Bürgern.

Um die Liebe und Treue der Gäste und Fremdlinge ist es ein wunderlich Ding; auch wenn sie sich noch so wohl unter den Menschen befinden, sind sie selten mit ganzem Herzen da wo sie sind, weil sie doch, wieviel man auch für sie tue, an dem inneren Gehalt des Lebens eigentlich keinen Anteil nehmen. Gar sehr ebenso ist es nun mit denen beschaffen, welchen es an bürgerlichem Sinn und Liebe zum Vaterlande fehlt. Sie sind eben deshalb auch in diesem Sinne auf der ganzen Erde nur Gäste und Fremdlinge. Indem ihnen gerade jenes mittlere Gebiet verschlossen ist, welches alle Kräfte des Menschen in Anspruch nimmt und doch seinem Gefühl und seinem Verstand übersehlich ist: so haben sie für ihre Liebe nur das engste, die häuslichen Verbindungen nebst der vertrautesten Freundschaft, und das weiteste, nämlich das allgemeine Gefühl für alles was Mensch heißt. Aber wie ist doch das letztere so unbestimmt und leer, wenn es nicht durch jenes vermittelt ist. Machen wir uns doch ja nicht, durch schöne Worte verführt, hierüber eine Täuschung. Der Sache des menschlichen Geschlechtes dienen, die Beförderung der Tugend, der Vernunft, der Frömmigkeit im allgemeinen sich zum Wunsch und Ziel setzen, den Einzelnen in dem Maß lieben, als er hiezu beiträgt, das

ist herrlich. Aber wie kann sich denn jenes allgemeine Gefühl als Liebe zeigen, als nur gegen diejenigen, die uns wirklich erscheinen, die in den Kreis unserer Tätigkeit fallen im Leben selbst? Umgeben uns nun die nicht am meisten und fordern uns auf, ihnen Beifall und Liebe zu schenken, die mit uns zu einem Volk gehören? Allein auch andere, können wir sie wohl ganz kennen und alles Liebenswürdige an ihnen lieben, wenn wir nicht auch auf das wichtige Verhältnis achten, was sie einem Volke eignet und mit einem Vaterlande verbindet? Ich weiß, hier eben erheben sich die Beschuldigungen, Vaterlandsliebe mache kurzsichtig, parteiisch, nähre Vorurteile gegen andere Völker und mache, daß man denen geringschätzig begegne, die ihnen angehören. Aber ist das nicht die Unvollkommenheit der Menschen und keineswegs der Fehler der Sache? Wollen wir die Schwachheiten der Liebenden der Liebe anrechnen, welche Liebe müßten wir dann nicht verdammen und zwar die stärkste und innigste am meisten! Dasselbe klagen ja die Ungläubigen gegen das Christentum, und die in der Welt durch Unglück oder Schuld Vereinzelten gegen die Familienliebe. Vielmehr laßt uns gestehen, wer nicht von dem Werte des eigenen Volkes durchdrungen ist und mit Liebe daran hängt, der wird auch an einem andern das nicht schätzen, wie schön und vollkommen er von dem Geiste seines Volkes durchdrungen ist, der kann auch nicht diese Liebe und Treue an einem andern lieben. Und wer nicht von der Bestimmung seines eigenen Volkes erleuchtet ist, der kennt

auch nicht so den eigentümlichen Beruf anderer Völker und kann also nicht Freude haben an dem Größten, was überall in der großen Sache der Menschheit geschieht, und nicht die rechte Liebe zu denen, die am eifrigsten daran arbeiten. Darum beschränkt sich auch die allgemeine Liebe derer, welche keine Vaterlandsliebe kennen wollen, auf die gewöhnlichsten guten Eigenschaften, welche sich, wenn ich so sagen darf, im kleinen Dienste des Lebens äußern. Darum sind sie größtenteils so weichlich empfindsam gegen alle Kleinigkeiten, welche sich da ereignen, und indem sie es schon für groß und herrlich halten, wenn sich einer da stark und tüchtig zeigt, verlieren sie für ihre Bewunderung und Liebe das höhere Ziel aus den Augen. Und sehen wir auf die engsten Kreise des Lebens, wie viel verlieren sie, abgeschnitten von dem Volkssinn und der Liebe zum Vaterlande! Wie wenig achtungswert erscheint der Mann, der ohne diese Haltung mit seiner Tätigkeit herumschweift und doch immer nur Kleines und Beschränktes kann zu bezwecken scheinen, der sich, da er alles Große auffassen und anstreben sollte, schon gegen das gleichgültig zeigt, was ihm am nächsten liegt! Wie matt ist eine Freundschaft, welche nur auf persönlichen Ähnlichkeiten des Gemütes und der Neigungen beruht und nicht auf einem großen gemeinsamen Gefühl, um dessentwillen man auch das Leben selbst mit allen diesen gefälligen Übereinstimmungen aufopfern könnte! Wie verliert die Frau ihren größten Stolz, wenn sie nicht fühlt, daß sie auch dem Vaterlande Kinder gebärt und

erzieht, daß ihr Hauswesen mit allen den Kleinigkeiten, die den größten Teil ihrer Zeit ausfüllen, einem größeren Ganzen angehört und in dem Bunde ihres Volkes seine Stelle einnimmt, daß dessen Sinn sich darin spiegelt, dessen Kräfte sich darin vereinigen und aufs neue entwickeln! Wie planlos und unsicher oder wie willkürlich und verkehrt muß die Erziehung sein, der dieses Maß des vaterländischen Geistes fehlt bei der Entwicklung der Kräfte, diese Aussicht auf vaterländische Tätigkeit bei dem Hinarbeiten auf eine künftige Bestimmung.

Dasselbe gilt aber auch von der Gemeinschaft der Taten, in welcher wir alle, wenn wir unser Leben wirklich ausfüllen und bereichern sollen, mit andern stehen müssen. Der Mensch ist durch und durch gesellig und so eingerichtet, daß er nirgends allein stehen kann. Wir müßten unser Leben tatenlos verträumen, wenn wir uns mit demjenigen begnügen wollten, was wir allein ausrichten können. Ausgehend aus dem engen Gebiet ihres Hauses stiften die Männer den Bund des Rechtes, der Gesetze, der gemeinsamen Tätigkeit: Alle im Geiste vereinigend in Gott und Christo, führt auch die Kirche einen jeden, der erst fragen wollte, an welche von seinen Brüdern, die ihm im Geist alle gleich nahe sind, er sich nun zunächst zu wenden hätte, um wirklich zustande zu bringen, was der Geist Gottes in seiner Brust ihm eingibt, um nicht nur Herzen, sondern auch Hände und alle Kräfte zum gemeinsamen Werk zusammenzutun — einen jeden solchen würde sie zu denen hinführen, die mit ihm ein

Volk ausmachen. Hierhin, würde sie sagen, bist du durch Gott selbst, der in den Veranstaltungen der Natur redet, gewiesen. Hier allein kannst du dich vollkommen verständlich machen, hier kannst du dich an ein gemeinsames Gefühl wenden und an gemeinsame Vorstellungen, daß deine Gedanken sich deinen Brüdern empfehlen als solche, welche zugleich die ihrigen sind. Hier kannst du deine Entwürfe, wenn sie wirklich das Gute und Schöne betreffen, weil es sich in anderen ebenso gestaltet wie in dir, zur gemeinsamen Sache erheben. Hier findest du einen großen Kreis, den du aber, wenn es dir eifrig anliegt, mit allem was in demselben Gutes und Schlechtes im Großen vorgeht, wohl überschauen und dich mit allen deinen Kräften jeder guten Sache anschließen, jeder schlechten widersetzen kannst; du findest ein dir entgegenkommendes gleiches Gefühl, und wirst gern aufgenommen als ein Berechtigter zu jeder Mitwirkung. Hier kannst du für das Gute wirken mit der vollen Kraft der Rede und der Tat, du kannst dich berufen auf die einwohnende gleiche Denkungsart, auf den angestammten Sinn derselben Vorfahren, die alle verehren, auf die Bedeutung derselben Gesetze, denen alle unterworfen sind, auf tausend allen liebe und werte und in ihr Leben eingreifende Einrichtungen, welche alle denselben Sinn ausdrücken und denselben Zwecken dienen, auf die auch deine Absichten und deine Ermunterungen hinauslaufen.

Ja, meine Freunde, betrachten wir diese Vermehrung unserer Kräfte, welche aus der treuen Verbindung mit

dem Vaterlande entsteht, übertäuben wir hier nicht durch verdrehte Klügeleien die Stimme der Natur: so müssen wir gestehen, nur der kann ununterbrochen in einer seinen Kräften angemessenen gottgefälligen Tätigkeit sein, nur der kann alle Pflichten erfüllen, alle Rechte ausüben, alle Vorteile benutzen und also einheimisch sein wie ein Bürger in dem Reiche Gottes, der es treu mit dem Volke hält und meint, dem ihn der Herr zugesellt hat.

Darum laßt uns nicht Gäste und Fremdlinge sein, sondern Bürger mit den Heiligen! Es ist eine gemeine Rede, wiewohl sie, dem Himmel sei Dank, noch jung ist und nur einer schlechten, erschlafften Zeit angehört, daß die wissenschaftlich Gebildeten am wenigsten ein Vaterland hätten. Sie mag von denen herrühren, welche meinen, daß nur die Not des Geschäftes den Menschen an seine Stelle fesselt; aber auch so ist sie falsch, denn alle wären dann ebenso lose bis auf die, welchen der Boden selbst ihre Arbeit ist und ihr Besitz. Aber nein, es ist nicht die Not, die ihn hält, sondern eine innere Lust und Liebe, ein angeborenes gemeinsames Dasein, eine unzerstörbare Zusammenstimmung. Laßt uns alles das unsrige tun, um diesen Irrtum zu vertilgen, laßt uns zeigen, daß mit der klaren Einsicht in alle Verhältnisse der Menschen die Liebe zum Vaterlande nicht abnimmt, sondern zu. Fern von dem kleinlichen Hochmut, der dieses Gefühl entehrt, laßt uns immer fühlen und bezeugen, daß unser Wissen und unser Tun aus unserem Volk hervorgegangen sei und ihm angehöre. Auch in schlechten und unglück-

lichen Zeiten dies Gefühl und diese Überzeugung nicht zu verleugnen, lehren uns die höchsten Vorbilder des Glaubens.

••

An E. v. Willich.

15. September 1806.

So freue ich mich auf den nun doch wohl unvermeidlichen Krieg gegen den Tyrannen und habe große Lust an der allgemeinen mutigen Stimmung der Truppen und des Volkes bei uns. Mir ist schon oft so zu Mute gewesen, ein politisches Wort laut zu reden, wenn ich nur die Zeit dazu hätte gewinnen können. Auch auf der Kanzel lasse ich dergleichen bisweilen fallen, wiewohl auf eine ganz andere Art, als ich es wohl von andern höre.

••

Predigt in Halle, Anfang Oktober 1806.

Seit Anfang Oktober war der Ausbruch des Kriegs zwischen Preußen und Napoleon gewiß. Daher, kurz vor der Schlacht bei Jena, diese wunderbare Kriegspredigt mit dem ironisch wirkenden Thema: „Daß überall Friede ist im Reiche Gottes". Eine Antwort auf die religiöse Frage: Kann der Krieg etwas Göttliches sein?

Text: 1. Korinther 14, 33. Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens.

Diese Wahrheit also laßt uns jetzt beherzigen und darnach prüfen, ob wir wohl das Göttliche zu finden verstehen, daß überall, wo Gott waltet, Frieden

ist. Wir wollen sie ansehen als die Regel, die uns leiten muß, sowohl bei unserer Weltbetrachtung, als bei der Anordnung unseres eigenen Lebens.

Wie nun sollen wir sagen, daß alles ungöttlich sei, weil in allem Streit ist und Unfrieden? Wollten wir es loben, wenn ein Volk seine Selbständigkeit gegen verwegene Angriffe nicht verteidigen wollte, nur um Frieden zu erhalten? Können wir leugnen, daß die Wahrheit immer herrlicher hervorgegangen ist aus jedem Streite, sowohl in dem Gebiet der Wissenschaften als in dem der Religion? Wollen wir unsere Ehrfurcht abschwören gegen die Helden, die sich tapfer bewiesen und Gut, Ehre und Leben nicht geschont haben, um für Freiheit des Glaubens, für Wahrheit und Recht, für angestammte Ordnung und Sitte zu kämpfen, wenn doch nur im Frieden und in der Ordnung das Göttliche wohnen kann? Gewiß umsonst würden wir uns bemühen dies alles anders anzusehen und etwa so darzustellen, als ob gar kein Unfrieden da wäre und kein Krieg, und umsonst würden wir leugnen wollen, daß auch in diesem Unfrieden sich göttliche Kräfte offenbaren, und gewiß ebenso vergeblich würden wir unserm Text widersprechen und uns verbergen wollen, daß Gott nur ein Gott der Ordnung und des Friedens sein kann.

Nur eine Gegend des menschlichen Lebens scheint es zu geben, meine Freunde, wo notwendig immer und in jeder Beziehung Friede sein muß und Ordnung, wenn

nicht ungöttliches Wesen darin herrschen soll, ich meine das stille Heiligtum der Familie. Rein durch Liebe entstanden, wie sie sein soll, bleibt auch alles in ihr in Liebe verbunden; alle Bildung geht ruhig und einträchtig vor sich, jeder wirkt ungestört von den andern an seinem Platz zum gemeinsamen Leben das seinige. Sie kann von außen bedroht werden, aber dann tritt derjenige, der allein sie gegen jedermann in der Welt zu vertreten hat, ins Mittel, und in ihren sicheren, stillen Kreis kann der Unfriede nicht eindringen. Ist aber in ihr Streit: so ist er von innen erwachsen und dann ist sie auch befleckt von bösem, ungöttlichem Wesen.

Wie wir es nun hier im Kleinen, in dem uns am meisten bekannten und verständlichen sehen, daß, wo göttliches Wesen ist, da kein Streit innerlich sein darf: so ist es auch überall. Was nur ist in dem Reiche Gottes, darin ist auch Ordnung und Friede; und Streit gibt es nur insofern, als etwas erst wird und sich bildet. Wie wir es in unserem eigenen Herzen fühlen, daß, inwiefern es erst gestaltet werden soll in die Züge des göttlichen Ebenbildes, insofern sich ein Widerstand findet in ihm und die göttliche Kraft im Streit wirksam sein muß: so ist auch überall der Streit nur die Äußerung der schaffenden, der bildenden Kraft Gottes in menschlichen Dingen, welcher die Trägheit des Herzens widerstrebt, welche die Stumpfheit des Verstandes verkennt. Wo nur gegen diesen Widerstand gestritten wird, da ist nichts Ungöttliches, wenn nur innerlich Friede ist; und Gott

bleibt überall der Gott der Ordnung und des Friedens und das Göttliche in der Tat nur da, wo dieses beides sich findet. Wir wissen aber, meine Freunde, nichts auf dieser Welt ist im Gebiete menschlicher Dinge schon rein und vollendet; überall finden wir Göttliches und Ungöttliches, was erst gebildet werden soll und vom göttlichen Geiste durchdrungen. Laßt uns also dies zum Maßstabe nehmen um zu entscheiden, was schon ist, wie es sein soll, und was noch nicht. Wo nur gestritten wird nach außen hin gegen Irrtum, Anmaßung, Verderben aller Art; wo sich in diesem Streit, von welcher Art er auch sei und mit was für Waffen er geführt werde, wahrer Heldensinn bewährt, innere Ordnung beim äußern Getümmel, unverändert gleiche Haltung unter allen Umständen, Ruhe und Besonnenheit neben der Kühnheit und dem Mut, da ist gewiß göttliches Wesen, da ist auch das Gefühl des gerechten, gottgefälligen und schon deshalb immer siegreichen Streites, der keinen andern Zweck hat, als das Göttliche zu erhalten und ihm alles ähnlich zu machen. Wo aber innerer Zwiespalt ist, Unruhe, Unsicherheit, leidenschaftliches Wesen im Streit, da sehen wir nur dasjenige, was für den, welcher das Göttliche allein in den menschlichen Dingen aufsucht, noch gar nichts ist, sondern erst werden soll, und wir sehen nur, daß wo überhaupt die Kraft und der Geist Gottes bilden und gestalten, Friede und Ordnung erst mit gestaltet wird vor unsern Augen, und daß also Gott überall ist der Gott der Ordnung und des

Friedens. Und so diene uns auch dieser Gedanke zur Richtschnur bei der Anordnung unseres eigenen Lebens.

Keiner von uns, meine Freunde, kann Rechnung darauf machen, auch nur einen bedeutenden Teil seines Lebens ohne Aufforderung zum Streit hinzubringen, er entstehe nun nur aus der natürlichen Teilnahme an den gemeinsamen Angelegenheiten, oder es sei, daß wir von unserem besonderen Standpunkte aus unsern Beruf, unsere Rechte verfechten und unsern Einfluß sichern müssen. Die durch unsere bisherige Betrachtung gestärkte Gewißheit, daß nur in innerem Frieden das Göttliche sich offenbart und die sich aufdringende Notwendigkeit, daß dennoch, wo die höhere Ordnung und der göttliche Friede werden soll, Streit erscheinen muß, gibt uns von selbst für unser Verhalten, um es zu prüfen und zu ordnen zwei Regeln an die Hand, einmal, daß wir uns doch ja nicht verleiten lassen, der äußeren Ruhe den inneren Frieden aufzuopfern, und dann, daß wir ja darüber halten, bei jedem äußeren Streit unsern inneren Frieden zu bewahren.

Laßt uns, sage ich, ja nie der äußeren Ruhe den inneren Frieden aufopfern. Wem wäre es wohl nicht unangenehm, in Verwickelungen mit anderen zu geraten, welche ein Ansehen von Feindseligkeit haben! Ruhe stören, Freuden verbittern, Beschämung hervorbringen, oft nur durch harte Mittel die angefangene Sache zum glücklichen Ausgange bringen können, gewiß, das alles kann einem

wohldenkenden Gemüt keine Freude verursachen; und wenn es nur darauf ankäme, einigen Genuß einzubüßen, einige Unannehmlichkeiten zu erdulden, wer wollte nicht lieber dieses wählen als jenes. Allein, meine Freunde, wir müssen uns wohl vorsehen, daß wir nicht auch dasselbe sagen, wo wir nicht nur an Genuß einbüßen, sondern auch an Kräften und an Taten, wo wir nicht nur Unannehmlichkeiten erfahren würden, sondern einen wahren sittlichen Verlust erdulden. Denn so wie es überall Schwachheiten gibt, die auf den ersten Augenblick gar sehr Tugenden zu sein scheinen: so möchte es wohl auch nicht Tugend sein, sondern Schwachheit und eine sehr gefährliche, wenn jemand denkt, ich bleibe ja derselbe, ich kann noch ebenso rechtschaffen bleiben, ebenso tugendhaft handeln, wenn ich auch dies und jenes aufopfere aus Liebe zum Frieden, wenn ich auch hier nicht so eingreife mit meinen Kräften wie ich könnte, wenn ich auch hier mein Ansehen nicht so wie ich könnte geltend mache, um andere zur Einsicht ihrer Fehler zu bringen, oder um die Ausführung derselben zu hindern, oder ihren Folgen vorzubeugen. Gewiß nicht nur schwach, nicht nur feigherzig ist eine solche Maßregel, sondern für jeden selbst höchst gefährlich. Denn das ist nur Schein und Mißverstand, daß Streit, wohlgeführter Streit für die Sache der Wahrheit, des Rechts, des Guten auf dem Felde, auf welchem unsere Wirksamkeit gefordert wird, etwas Ungöttliches sein könnte; aber das ist eine heilige Wahrheit, daß, wer in seinem Beruf nachläßt, wer, was ihm

angewiesen ist zu bilden ungebildet läßt und lieber in der Nichtigkeit ruhen, was durch seine Mitwirkung zu göttlicher Gesetzmäßigkeit, zu wahrem Leben gedeihen könnte, daß der unvermeidlich seinen inneren Frieden in Gefahr bringt, den wir nur erhalten, wenn wir mit allen unseren Kräften allem was göttlich ist uns hingeben.

••

An Georg Reimer.

Ende 1806.

Die allgemeine Auflösung ist schrecklich, und man sieht von allen Seiten einen Abgrund von Niederträchtigkeit und Feigheit, aus welchem nur wenige einzelne, unter ihnen obenan König und Königin, hervorragen. Der alte Schaden ist gewaltsam geöffnet, die Kur ist verzweifelt, aber die Hoffnung ist noch nicht aufzugeben und ich wende die Augen noch nicht ab von Preußen, noch weniger vom nördlichen Deutschland.

••

An Henriette v. Willich.

Ende 1806.

Eine junge Mutter mit einem kleinen Kinde und einem zukünftigen ist immer auch für die Krieger ein heiliger Gegenstand. Du siehst, Dein schönes Geheimnis hat mir unsre Freundin schon verraten. Nun, Gott segne Dich dabei, mein teures Kind! Aber ich möchte Dich bitten, gib uns jetzt einen Knaben; die künftige

Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in dieser Periode der Zerstörung das Licht erblickt haben, und Söhne, wie ich sie von Dir und Ehrenfried erwarte, mutig, froh, besonnen, das Heilige tief ins Herz gegraben, werden ein köstliches Gut sein. O, wenn ich an die Zukunft denke — es schmerzt mich noch tiefer, daß ich ihr in diesem Sinne gar nichts sein soll, daß nur Worte von mir zurückbleiben sollen — noch tiefer nun, da das bildende unmittelbare Wirken des Geistes auf die Jugend gehemmt ist und ich eigentlich ein ganz passives, leeres Dasein führe.

••

An Henriette Herz.

14. und 21. November 1806.

Ich hatte schon wieder, aber nur von weitem, eine Anfrage, nach Bremen zu kommen. Aber solange noch ein Schatten von Hoffnung ist für das Bestehen der Universität auf dem bisherigen Fuß, lasse ich mich auf nichts anderes ein. Und ungerner als je würde ich mich jetzt von dem Könige trennen, dem ich eine recht herzliche Sehnsucht habe, ein tröstliches, ermunterndes Wort zu sagen in dem Unglück, das wahrlich nicht durch seine Sünden über ihn und uns gekommen ist. Von den Berlinern sagen hier die Franzosen selbst, daß sie ihnen auf eine recht verächtliche Weise schmeicheln. Ich wünsche mehr als ich hoffe, daß es nicht wahr sein möge.

Wenn das Glück nicht umschlägt, so wird er*) gewiß bald wüten gegen den verhaßten Protestantismus, und dann wird es vor vielen anderen mein Beruf sein, hervorzutreten. Niemand kann wissen, was ihm bestimmt ist in dieser Zeit! Es kann noch wieder Märtyrer geben, wissenschaftliche und religiöse. . . . Die Zuchtrute muß nun schon über alles gehen was deutsch ist; nur unter dieser Bedingung kann hernach etwas recht tüchtig Schönes daraus entstehen. Wohl denen, die es erleben; die aber sterben, daß sie im Glauben sterben.

••

Predigt in Halle am 23. November 1806.

Die Franzosen hatten Halle besetzt; am 20. Oktober hob Napoleon die Universität auf: die Studenten sollten die Stadt verlassen. Damit war auch der akademische Gottesdienst zerstört, der von der akademischen Bürgerschaft so enthusiastisch aufgenommen worden war. Dankbar ergreift Schleiermacher die Gelegenheit, auf andern Kanzeln zu predigen; denn „das Predigen ist jetzt das einzige Mittel von persönlicher Wirkung auf den gemeinschaftlichen Sinn der Massen." So wirkt er nicht durch Klagen und Jammern, sondern durch Weckung von Gottvertrauen und Hoffnung auf die Zukunft des Vaterlandes. Das Unglück lehrt uns ja, Gott besser zu erkennen: Gott liebt noch das Volk der Deutschen.

Himmlischer Vater, heilige in Deiner Wahrheit uns alle, die wir hier zur gemeinschaftlichen Anbetung versammelt sind, daß die Herzen gereiniget werden und gestärkt durch das Gefühl Deiner Nähe und die Betrachtung Deiner Liebe. Wie wir auch

*) Napoleon.

sonst mögen verwickelt sein in das Getümmel der Welt: hier ist doch die Wohnung heiliger Ruhe und Stille. Laß sie für uns alle eine Freistätte sein, wo das gedrückte Herz sich erholt und erquickt! Wie viel wir auch mögen verloren haben von äußeren Gütern, wie viel freundliche Hoffnungen uns auch mögen zerstört worden sein: hier erfreuen wir uns eines Gutes, welches keine Gewalt uns rauben kann; hier wird unser Auge gerichtet auf eine unzerstörbare Hoffnung! O, daß wir uns alle reich fühlen mögen in dem Bewußtsein, unter die Zahl Deiner Kinder zu gehören, glücklich und sicher in der Zuversicht, daß Du es wohl meinest und wohl machst. Wenn dies Gefühl unser Herz belebt, dann werden wir auch richtig umherschauen mit den Augen unseres Geistes! Wenn diese Ruhe der Kinder Gottes sich unserer bemächtigt hat, dann werden wir auch mit festem Blick die Welt Deiner Führungen betrachten! Ja, heiliger Gott, daß Deine Wege die unsrigen werden, daß wir verstehen lernen und Deiner würdig gebrauchen alles, was Du uns bereitet hast, das ist das Ziel unserer Weisheit. Alle, wir fühlen es, sind wir noch weit davon entfernt; alle fürchten wir noch mehr oder minder, daß es da dunkel sei und unheimlich, wo uns das Licht irdischer Sicherheit und Hoffnung ausgeht; alle sträuben wir uns noch mehr oder minder gegen die heilsame Arzenei, die den Verwöhnten nichts Liebliches darbietet, die Du uns aber doch gemischt hast. O verzeihe Du Deinen Kindern die Schwachheit, von deren drückendem Gefühl wir gern erlöset wären! Und wenn wir uns hieher zurückziehen von der Welt, um uns in das Meer Deiner Liebe und Deiner Weisheit zu versenken: so wirke Du auch heilsam auf uns durch Deinen Geist, um uns mehr und mehr zu reinigen von allem, was Dir mißfällig ist; und laß uns kräftig ermuntert, mit reichen Segnungen begabt, in Deines Sohnes Bild aufs neue gestaltet und durch ihn mit Dir inniger vereiniget von dannen gehn!

Text: Römer 8, 28. Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Immer, meine Freunde, ist es ein erhebendes und schönes Geschäft, von dieser Stätte herab das Wort des Herrn zu verkündigen, durch die Macht der Wahrheit die Gemüter von dem Irdischen zu dem Göttlichen hinaufzuziehen und durch dies Gefühl der höchsten Liebe eine mehr als irdische Seligkeit mitteilend zu erregen und zu erhalten. Aber einen ganz eigenen Reiz erhält noch dieses Geschäft unter den gegenwärtigen Umständen, wo das von der unwiderstehlichen Gewalt zerstörender Ereignisse zusammengepreßte Herz Erfrischung sucht in der Religion und sich flehend und sehnsüchtig auftut, um ihre tröstenden Segnungen zu empfangen. Ja, Trost gewährt sie und Beruhigung, das begehren sogar die nicht abzuleugnen, welche selbst nicht von ihrer himmlischen Kraft durchdrungen sind, aber sich oft fast wider Willen gedrungen fühlen andere zu beneiden um diese göttliche Schutzwehr gegen die Stürme des Lebens. Allein, meine Freunde, das Tröstliche der Religion läßt sich nicht abgesondert mitteilen; sondern nur diejenigen sind dessen empfänglich, welche auch sonst in den frommen Gesinnungen leben, auf denen es allein beruht, und nur denen kann es wirklich zusagen, die nichts anderes suchen, als was mit diesen übereinstimmt. Darum, indem ich mich bemühen will, den Trost der Religion mitzuteilen, auch für die Umstände, die uns jetzt drücken, scheint mir doch nötig, daß wir uns vorher

über das verständigen, was wir begehren, damit erst unser Verlangen geheiliget werde und nichts Unreines zurückbleibe, wofür das Christentum keine Befriedigung gewähren kann.

Gewiß, ein kräftigerer Trost kann nicht dargeboten werden, als der in den Worten unseres Textes enthaltene, daß alle Dinge zum Besten gereichen müssen. Nur hat man ihnen von jeher manche unreine Deutung untergelegt und unwürdige Hoffnungen dahinter versteckt. Sehet da die eigentümlichen Grenzen, in denen der Trost des Christentums eingeschlossen ist, daß, indem ich ihn uns aneigne, ich dem irdischen Menschen in uns nichts verbürgen und ihm nicht zusichern kann, daß irgend etwas zu seinem Besten gereichen werde. Es kann der unschuldigste, ruhigste Lebensgenuß sein, worauf er ausgeht: ich weiß doch nicht, wenn dieser einen Stoß erlitten hat durch die Zerrüttungen der Zeit, wenn die Mittel, ihn immer wieder zu erneuern, verschwunden sind, ich weiß nicht, ob die Wunde heilen, ob die Lücke sich wieder ausfüllen wird. Es kann eine unbescholtene Wirksamkeit sein, die er durch vielfache Verbindungen in der Welt weit zu verbreiten suchte: ich weiß nicht, wenn diese Fäden vielleicht größtenteils zerrissen sind, ob das Ganze sich wieder werde herstellen lassen, und die Religion gibt keine Zuversicht, daß alles wieder sein werde wie zuvor. Ja, dies gilt nicht nur von dem kleineren Gebiet des einzelnen Menschen, sondern auch in ihren mannigfaltigen Verbindungen und dem gemeinschaftlichen

Leben, welches sie führen, gibt es einen solchen irdischen Menschen, einen solchen nur auf Glanz, auf Genuß, auf äußeren Schein gerichteten Sinn, der nicht Gott und das Göttliche liebt; und auch für eine solche Art, die Seinigen oder das gemeine Wesen zu lieben, weiß ich keinen Trost. Ist vieles, vielleicht der größte Teil von dem verloren gegangen, was einem solchen Sinn schmeicheln konnte unter uns: ich kann keine Bürgschaft leisten, wie viel oder wie wenig davon werde wieder zu gewinnen sein. Was wir auch über die Zukunft denken und menschlicherweise von ihr hoffen mögen, im Namen der Religion wenigstens wäre es frevelhaft, irgend eine solche Hoffnung zu begünstigen, daß, was jetzt irdisch verloren ist, zu einer andern Zeit irdisch werde ersetzt werden. Der Trost der Religion ist nur für den Menschen, der Gott liebt. Dieser ist in uns die Kraft des göttlichen Willens und Geistes selbst; und wenn ihr fragt, welches denn nun sein Bestes, zu dem alles dienen soll, sei, so sage ich, nicht etwa daß er selbst besser und vollkommener werde in sich, denn was uns treibt Gott zu lieben ist vollkommen; sondern nur, daß er alle irdischen und menschlichen Kräfte in uns immer mehr an sich reiße und sich zu eigen mache, so daß nichts anderes in uns wirkt und gebietet als er. Wenn nun die Gesinnung selbst vollkommen ist und nur die Macht, welche sie ausübt, wachsen soll, so geschieht dieses durch Einsicht. Denn durch Einsicht und Erkenntnis herrscht die Gesinnung, Unkenntnis aber und Un-

wissenheit machen sie unwirksam. Daß wir also uns selbst erkennen, wie weit wir nämlich in dieser Vereinigung mit dem Göttlichen gediehen sind, und daß wir Gott erkennen, auf welche Art er nämlich in der Welt und in dem Menschen wirkt, dies ist jenes Beste, wozu uns alles dienen muß, wie die göttliche Offenbarung uns verheißt. Und wie uns dazu auch was jetzt geschehen ist gereichen muß, auf das Wichtigste hievon will ich jetzt eure Aufmerksamkeit lenken.

I. Zuerst also laßt uns betrachten, wie unsere Unfälle eine gleichsam unwiderstehliche Aufforderung enthalten, uns das herrliche Gut der Selbstkenntnis in einem höheren Grade zu verschaffen. Wie übel derjenige beraten ist, der um sich selbst nicht weiß, oder der leichtsinnigerweise von sich selbst etwas hält, was sich noch nicht durch Erfahrung hinreichend bewährt hat, das müssen wir alle fühlen. Und daß es kein besseres Mittel gibt, uns diese Erfahrung zu verschaffen, daß nichts so schnell und bestimmt uns über uns selbst aufklärt, falschen Schein verschwinden macht und unerkannte Wahrheit ans Licht bringt, als die Widerwärtigkeiten des Lebens, das ist längst von allen Weiseren und Besseren anerkannt. Daher sind denn die allgemeinen Unglücksfälle dieser Zeit vorzüglich geschickt, uns kennen zu lehren auf der einen Seite die Fehler, welche unter uns herrschen und die Schranken, in denen die Kraft frommer und mannhafter Gesinnung unter uns noch eingeschlossen ist, auf der andern Seite aber auch das Gute und

Schöne, was die göttliche Gnade schon unter uns entwickelt hat.

Wenn ich nun zunächst, um auf unsere Fehler aufmerksam zu machen, auf den Schauplatz jenes großen Kampfes hinweise, von dessen bis jetzt nachteiligen Erfolgen wir uns so tief bewegt und gedrückt fühlen: so darf es nicht meine Absicht sein, die Fehler zu benennen oder gar im einzelnen zu würdigen, die dort auf seiten der Unsrigen sind begangen worden und über die so viel geurteilt und geklagt wird. Das aber darf ich voraussetzen und beseitigen, daß viele sagen möchten, dies wären doch nicht unsere Fehler, und fragen, wie dann wir, die Untergebenen, die stillen Bewohner des Landes, Selbsterkenntnis lernen sollten aus den Fehlern der Krieger oder derer, welche die Zügel der Verwaltung in Händen haben. Gewiß, diese Frage wäre nur ein neuer Fehler, eine viel zu scharfe Trennung des Einzelnen vom Ganzen und ein neuer Beweis, wie sehr wir es nötig hatten, gerade durch solche Erschütterungen erweckt zu werden, die uns den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen offenbaren. Wahrlich, wir dürfen uns nicht freisprechen von den Fehlern, welche sich in dem gemeinen Wesen vorfinden; sie sind so gewiß die unsrigen, als sich Weisheit und Tugenden des Ganzen nur aus denen der Einzelnen erzeugen und ernähren können, aber aus diesen auch unfehlbar hervorgehen. Wo Unerschrockenheit und Verachtung der Gefahr, wo Ordnungsliebe und treuer Gehorsam herrschende Züge

sind in dem Charakter der Mitglieder eines Volkes, da wird unmöglich Mutlosigkeit und Ungebundenheit sich dann in großen Massen offenbaren, wann nur durch jene Tugenden das gemeine Wesen kann gerettet werden. Wo es allgemeine Handlungsweise ist, eigene Angelegenheiten beiseite zu stellen, sobald es die Sache des Vaterlandes gilt, da werden gewiß nicht durch kleinliche Eifersucht und persönliche Streitigkeiten in den wichtigsten Augenblicken dem Vaterlande schwere Wunden geschlagen. Wo es allgemeine Sitte ist unter einem Volk, die gute Gesinnung und das durch sie gebildete Talent zu ehren, wo die öffentliche Stimme jeden von einem Platz zurückschreckt, den er nicht ausfüllen kann, und jeder von selbst derjenigen Tätigkeit zueilt, welche seinen Kräften angemessen ist: da können unmöglich gerade in der dringendsten Zeit durch Mißgriffe und verkehrten Gebrauch der vorhandenen Mittel so allgemeine Unfälle herbeigeführt werden. Ja, so gewiß es ist, daß das Ganze und der Teil, wie ein Leben und ein Geschick, so auch dieselbe Tugend und Gesinnung haben; so gewiß es ist, daß dasjenige, was die Regierenden einzusehen und auszurichten vermögen, immer im Verhältnis steht mit der Weisheit und Tüchtigkeit, welche im Ganzen verbreitet sind: so gewiß müssen die Fehler, welche sich in den Taten des Ganzen offenbaren, auch verhältnismäßig in denen der Einzelnen anzutreffen sein, und wir schauen in jenem Spiegel, nur nach einem größeren Maß entworfen, unser eigenes Bild. Haben wir recht, dort Ungeschick, Ver-

zagtheit, Persönlichkeit und Eitelkeit zu tadeln: so werden wir gewiß dieselbigen Züge auch in dem stillen und kleinen Tun der Einzelnen wiederfinden, nur daß sie uns noch länger würden verborgen geblieben und wir in einem verderblichen Wahn hingegangen sein, wenn nicht eben diese erschütternden Ereignisse sie uns in einer größeren Gestalt gezeigt hätten.

Nach dieser Anweisung nun seinen Anteil an diesen gemeinschaftlichen Fehlern aufzusuchen im eigenen Leben, dies muß ich jedem selbst überlassen, nur daran noch erinnernd, wie das, was uns selbst unmittelbar getroffen hat in diesen Tagen des Schreckens, uns nicht minder lehrreich ist in dieser Hinsicht. Ob wir kleinmütig sind und furchtsam, ob wir mit der gewöhnlichen Ordnung der Dinge und den gewohnten Hilfsmitteln zugleich auch die gewohnte Lust und Leichtigkeit des Handelns mehr als billig ist verlieren; ob wir für uns und die, welche wir lieben, mehr an dem Wesen des Lebens hängen oder an dem Schein: wie konnten wir das besser erfahren, als zu der Zeit der Gefahr, wo wir aus der langgewohnten Ruhe aufgeschüttelt, unbekannten Schrecknissen hingegeben waren? Und ebenso werden wir es noch auf mancherlei Weise inne werden in der Zeit der Drangsale und der Beraubungen, auf welche wir rechnen müssen.

Ebenso nun sind auch Zeiten wie diese vorzüglich geschickt, uns die Grenzen unserer guten Eigenschaften kennen zu lehren. Alles Gute in dem Menschen, meine Freunde,

hat zu jeder Zeit sein bestimmtes Maß. Es soll allerdings immer im Wachsen begriffen sein; aber eben um den Eifer hierzu lebendig zu erhalten, daß jeder nach dem strebe, was vor ihm liegt und sich nicht trägerweise wohl sein lasse bei dem, was er schon erreicht hat, ist notwendig, daß wir nicht mehr von uns halten als wahr ist und daß wir das jedesmalige Maß unserer Tugend genau kennen. In Zeiten der Ruhe sind wir nur zu sehr geneigt, zuviel von uns zu halten. Wir haben dies jetzt an unserer gemeinen Sache gesehen. Solange alles in seiner gewohnten Ordnung ging, wie zufrieden waren wir nicht, wie sehr glaubten wir nicht im Vertrauen auf unsere sittlichen Kräfte das Schicksal herausfordern zu können. Es ist gewiß auch ein bestochenes Urteil, wenn man jetzt sagt, es habe an allen Tugenden gefehlt, die wir uns zutrauten; aber das Maß erkannten wir wirklich nicht. Dazu nun verhilft Kampf, Widerwärtigkeit, kurz alles, was das ganze Maß unserer Kräfte aufbietet. Aber Unfälle, die nur den Einzelnen betreffen, begründen kein sicheres Urteil; zu leicht gewinnen dann unter schwierigen Umständen unreine Bewegungsgründe Einfluß auf sein Betragen. Aber in Zeiten der allgemeinen Not ist an eine solche Mitwirkung der Eitelkeit weniger zu denken; der Einzelne wird weder so sehr bemerkt noch glaubt er es zu sein, die größere Zahl der Schwächeren kommen sehr bald überein, einander nur zuviel zu verzeihen; die feigherzige Schlechtigkeit, welche sich so gern damit entschuldigt, daß andere es

nicht besser machen, tritt ohne Scham hervor, und desto sicherer kann man eben darauf rechnen, daß es die gute Gesinnung selbst ist, welche den Menschen instand setzt, hier sich treu zu bleiben und sich achtungswert zu zeigen. Ja, meine Freunde, wir haben schon Gelegenheit gehabt und werden sie noch mehr haben, zu erfahren, was für Schwierigkeiten und Hindernisse am meisten die Kraft unserer Tugend erschöpfen. Laßt uns sehen, wie weit wir uns über das Maß von Besonnenheit und Festigkeit erheben, welches sich im allgemeinen offenbart hat. Wer irgend unter uns teilnimmt an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, oder auch nur wer einem Hauswesen vorsteht; wem irgend etwas zu erhalten, zu beschützen, durchzusetzen anvertraut ist: der sehe zu, wieviel sein Mut vermag, wie wenig tägliche Unruhen ihn darin stören, daß er immer klar seinen Zustand mit allen Bedürfnissen und Hilfsmitteln übersieht, wie leicht oder schwer er über alle Kräfte seines Geistes in unerwarteten Verlegenheiten gebieten kann. Wer sich geselliger Verhältnisse erfreut, die ihm wert sind, der gebe acht, wie sehr seine gleichförmige heitere Gemütsstimmung abhängt von dem Wechsel einzelner Begebenheiten, von den schwankenden Wogen der Furcht und Hoffnung, wieviel Besorgnis für sich selbst, bange Hinsicht auf seine eigene Zukunft Einfluß hat auf die Äußerungen seiner Liebe und Treue. Wer gewohnt ist, sich den Beschäftigungen des Nachdenkens zu widmen und seine Stimme geltend zu machen über menschliche Angelegenheiten, der bemerke nun, wie

weit er seine innere Freiheit ungestört zu erhalten weiß unter mancherlei äußerem Druck, wie frei und unbestochen sein Urteil bleibt, ohne von der Furcht umgewandelt zu werden oder von dem Glanz des Glückes und der Übermacht geblendet.

Aber, meine Freunde, Gott sei Dank, die Selbstkenntnis des Christen besteht nicht bloß in der Kenntnis seiner Fehler und der Leichtigkeit den Versuchungen zu erliegen, sondern auch in der Kenntnis des mannigfaltigen und eigentümlichen Guten, welches die göttliche Gnade in uns schon gewirkt hat; und auch zu dieser Kenntnis eröffnet sich uns in Zeiten allgemeiner Bedrängnis ein weit größerer Schauplatz als gewöhnlich. Wie solche Zeiten überhaupt ein beweglicheres Leben, einen rascheren Umschwung aller Dinge mit sich bringen: so ist auch die Entwicklung des Guten unter dieser Beschleunigung begriffen. Wir dürfen es nicht undankbar verleugnen, daß wir schon viele einzelne schöne Züge erfahren haben aus dieser verhängnisvollen Zeit und nicht etwa nur von längst Bewährten und die durch ihre Stellung in der Gesellschaft dazu aufgefordert wurden, sondern auch von solchen, denen wir es minder zutrauten und die sich dadurch ihren Platz in der Welt erst erwerben. Wir haben es gesehen und werden es noch mehr sehen, wie schnell sich auf jenem großen Schauplatz im einzelnen Talente des Krieges und des Friedens entwickeln; wie leicht, wo nur Vertrauen auf eine verständige Führung und Liebe herrscht, auch jetzt noch dem Volke Duldsam-

keit in Beschwerden und Mut in der Gefahr für die gemeine Sache einzuflößen ist; wie noch Gewandtheit, Entschlossenheit, schneller Überblick in Geschäften unverlorene Tugenden sind. So haben wir auch gewiß in unserer Nähe Beispiele gesehen von schneller Fassung in unerwarteten Bedrängnissen, von leichter Ertragung des Unvermeidlichen; haben an uns und andern gesehen, wie eine natürliche, noch mehr aber eine in den sittlichen Bestrebungen des Menschen gegründete Fröhlichkeit, die sich in ruhigen Zeiten nur als eine angenehme Eigenschaft in den leichten Kleinigkeiten des Lebens zeigt, wie diese auch in Zeiten großer Trübsal die Kräfte des Menschen aufrecht hält und ihn wohltätig auf andere wirken läßt. Wir wollen auch dies auf uns anwenden und Zuversicht zu uns selbst fassen, daß was sich so schnell aus einem schlummernden Keim in unsern Brüdern, denen wir so nahe sind, entwickeln kann, auch in uns vorhanden sein mag und nur auf die Aufforderung des Schicksals wartet, um sich zu zeigen. O, meine Freunde, laßt sie uns ja recht benutzen die in dieser Zeit uns so vorzüglich dargebotenen Hilfsmittel zur Selbsterkenntnis, sie sind ein großer Gewinn für den, der Gott liebt.

II. Ebenso sehr aber gereichen öffentliche Unfälle auch dadurch zu unserm Besten, daß sie uns *Gott selbst besser kennen lehren*, indem die Art, wie seine Kraft und Weisheit in den menschlichen Dingen wirkt, sich in ihnen auf eine ganz eigene Weise offenbart.

Der Beruf des Menschen in der Welt, auf dessen Erreichung alle göttlichen Führungen abzwecken, ist überhaupt zwiefach. Er soll das Gute und Göttliche, das ihm angeboren ist, in allem seinem Tun sowie in der Art, wie er die Welt und ihre Veränderungen betrachtet, darstellen und ausprägen. Insofern er nun dies wirklich tut, befindet er sich in einem Zustande des Wohlgelingens, des wahrhaften Genusses, und was Gott tut, um ihm dies zu erleichtern, das sind seine anmutigen Führungen in Glück und Segen. Aber der Mensch soll auch eben diesem Göttlichen immer mehr seine ganze Natur unterwerfen und sie davon durchdringen lassen; und insofern er dies tut und so die Kraft und Gewalt des Göttlichen in sich mehrt, befindet er sich in einem Zustand innerer Anstrengung. Wir dürfen gestehen, meine Freunde, so gewiß wir Christen sind, daß oft eine innere Lust und Liebe, eine Fülle von Seligkeit uns auf diesem Wege weiter führt; aber wir können auch, so gewiß wir Menschen sind, nicht leugnen, daß diese oft wie bezaubert einschläft und ihre Tätigkeit verliert. Dann tritt alles dasjenige in Wirksamkeit in unsern natürlichen und geselligen Umgebungen, was uns auch in jenem Genuß unseres besseren Lebens stört; und wir werden durch eine äußere drohende Notwendigkeit getrieben uns anzustrengen, um nicht auch unsere Freude am Leben zu verlieren. Und dies, meine Freunde, dies sind die Führungen Gottes durch Unglück. Denn was ist Unglück anders als Beschränkung der freien Tätigkeit, und welche

schätzen wir höher als eben die des sittlichen Lebens. Wie nun die Seele des Menschen gewöhnlich nur in kleinen Bewegungen bald zum Guten sich hinneigt, bald sich davon abkehrt: so sind auch beide Führungen Gottes gewöhnlich genau vermischt und wechseln so im kleinen miteinander ab, daß nur der Kundigere ihre verschiedene Abzweckung erkennt. Aber wie aus den gehäuften Vernachlässigungen der einzelnen große Rückschritte im Ganzen entstehen: so treten dann auch allgemeinere und größere Aufregungen ein durch Unglücksfälle, die sich weit verbreitend, mit großen Zerstörungen hereinbrechen und allem Vernichtung drohen, was die Menschen schon Gutes und Schönes zum sittlichen Genuß erworben haben. Solche sind die Schicksale, die uns und unser Vaterland jetzt betroffen haben, und dies ist ihre höhere Bedeutung. Noch genauer können wir uns diese verdeutlichen, wenn wir uns zweier Äußerungen heiliger Schriftsteller erinnern, welche auch bei ähnlicher Gelegenheit ausgesprochen worden, daß nämlich Gott diejenigen züchtiget, die er lieb hat, und daß er mächtig ist in den Schwachen.

Züchtigen heißt nicht etwa strafen, so wie es oft in der bürgerlichen Gesellschaft geschieht, sondern züchtigen heißt eben durch Übungen, die mit Anstrengung, Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, wie das in jeder Zucht und Erziehung nicht anders sein kann, verbunden sind, irgend eine Unfähigkeit des Menschen überwinden, eine Tätigkeit desselben erhöhen; und so kann züchtigen alle-

mal nichts anderes sein als ein Werk der väterlichen Liebe. So sahen die ersten Christen jene Leiden an, welche oft ganz unverschuldet die Gemeine betrafen; so werden wir, wenn unser Sinn auf Gott und sein Tun gerichtet ist, auch die ansehen müssen, welche jetzt das Vaterland betroffen haben, und werden darin dasselbige nur in größerem Maßstabe erkennen, was die Vatergüte Gottes immer an uns tut und was wir sie flehen müßten nie zu unterlassen, wenn wir es je befürchten könnten. Und zwar werden wir bemerken, daß diese Unfälle in einer zwiefachen Beziehung zu unserer Züchtigung gereichen. Sie sind auf der einen Seite die natürlichen, also früher oder später unausbleiblichen Folgen der unter uns herrschenden Fehler und Gebrechen. Sofern wir uns an diesen unser Teil zuerkennen müssen, es sei mitwirkend und mitsündigend, oder nur, daß wir aus unzeitiger Friedensliebe zu dem Bösen geschwiegen, es aus Stumpfsinn gering geachtet, oder irgendwie bestochen die vorübergehenden Vorteile des Bösen geteilt haben: immer hatten wir ja nötig, daß auf einem andern als dem ruhigen Wege der Überlegung die Einsicht uns beigebracht würde, auf wie verderblichem Wege wir wandelten, hatten es nötig, daß das schläfrige Gefühl durch den Stachel des Leidens aufgeregt und so kräftig belebt wurde, daß es in künftigen Zeiten auch die leiseren Warnungen des göttlichen Geistes verstehen und sich gegen die ersten Anfänge des Bösen, wo es sie auch antreffe, bewaffnen und zur Wehr setzen kann. Aber auch inwiefern wir

etwa sagen könnten, daß wir uns keinen Teil zuzuschreiben wüßten an den Fehlern, die unser Unglück verursacht; wenn jemand so weit von den gemeinsamen Angelegenheiten entfernt, soeben erst eintretend ist in die Welt, daß er das könnte; oder daß was wir leiden unter den Drangsalen der Zeit unsere Verschuldung weit überstiege, auch insofern werden die, welche Gott lieben, doch nur die züchtigende Hand des Vaters erkennen, indem sie die wohltätigen, stärkenden Wirkungen des Unglücks erfahren. Kommt es nicht uns allen zugute, indem es mehr Strenge und Ernst in unsere öffentlichen Angelegenheiten bringen, indem es uns unser Recht sichern wird, die Stimme zu erheben gegen alles Schlechte und Verkehrte? Wird es nicht unsere Aufmerksamkeit mächtig schärfen für die Zukunft? Befreit es uns nicht von einer Menge von kleinlichen Abhängigkeiten? Reinigt es nicht unser ganzes Herz, daß wir immer mehr in die tapfere Stimmung kommen, alles für Schaden zu achten, wenn wir nur das gewinnen, daß wir den Willen Gottes vollbringen?

Je länger wir diese Erfahrung an uns selbst machen, je mehr wir wahrnehmen, daß sie nicht nur die unsrige ist, sondern eine weit verbreitete, je mehr wir also wirklich inne werden, es ist nichts als Züchtigung was uns widerfährt, um desto tiefer wird sich uns auch einprägen die Überzeugung, deren wir jetzt so sehr bedürfen, daß Gott noch liebt das Volk der Deutschen. Es gibt Beispiele in der Geschichte von Völkern, denen

die Zeiten des Glücks nicht zum Segen gereichten und die Zeiten des Unglücks nicht zur Besserung; die jenes nur reizte zum sträflichsten Übermut sinnlichen Genusses, zur hoffärtigsten Vergessenheit göttlicher Gesetze, und dieses nur hineintrieb in die gewaltsamsten Äußerungen einer giftigen Verzweiflung, von Völkern, die weder durch ihr eigenes Unglück gebessert werden konnten, noch durch das, zu dessen Werkzeugen sie der Höchste machte. Das sind diejenigen, an denen sich die Liebe Gottes nicht mehr verherrlichen kann, weil sie ganz dem Irdischen hingegeben sind. Ist aber noch Frage unter uns nach der Bedeutung der göttlichen Führungen, ist noch Selbsterkenntnis und Buße, demütigen wir uns unter die züchtigende Hand, dann werden auch diese Zeiten vorzüglich an unserer eigenen Erfahrung uns zeigen, wie Gott sich mächtig beweiset in den Schwachen.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Irrtum, daß wir die göttliche Macht nur in dem zu sehen glauben, was auch äußerlich stark und gewaltig erscheint und alles als ein Werk der göttlichen Macht anzusehen, was durch eine große Vereinigung von Kräften bewirkt wird. Wir vergessen dabei, daß das unmittelbare Werk der göttlichen Macht nur das Gute ist und daß, wenn auch die Gewaltigen der Erde immer Werkzeuge der göttlichen Macht sind, diese doch nicht in ihnen wohnt, wenn sie nicht selbst das Gute wollen. Daher ist eine göttliche Macht oft mehr in den Schwachen als in den Gewaltigen,

und wir erkennen dies nicht deutlicher als in allgemeinen Unglücksfällen, wenn das Gute äußerlich gedrückt und geschwächt dem Starken und Gewaltigen der Erde gegenüber steht.

Es gibt fast kein Unglück, aus welchem der Mensch sich nicht auf eine feigherzige Weise erretten oder es wenigstens abkürzen oder erleichtern könnte, wenn er sich noch tiefer in das geistige Übel hinein stürzt, um deswillen eben jenes über ihn gekommen ist. Und dies eben ist das erste, wodurch Gott, nachdem er den Menschen gebeugt, sich mächtig beweiset in den Schwachen, daß, wenn seine Züchtigungen recht tief gegriffen haben, er doch stärkt gegen diese Versuchung. Ist der Unwille gründlich erweckt gegen das Böse, so ermannt sich die innere Kraft. Und ebenso beweiset sich auch die Macht Gottes, indem sie jeden Keim des Guten und Schönen schützt und gedeihen läßt. Die Gefahr macht beherzt, daß jeder für sich selbst am wenigsten bedacht die treueste Sorge denen widmen kann, von denen am meisten zu erwarten ist für die Wiederherstellung der öffentlichen Sache. Das gemeinsame Leiden macht vertraulich und offenherzig, daß jeder dem andern näher steht, mit Lehre und Warnung bereit, daß jede stärkende Gemütsstimmung sich mitteilt, jede gute Tat auch andere begeistert und so die sicherste Wacht für das Gute aus der Züchtigung selbst hervorgeht. Endlich sehen wir Gott auch dadurch sich mächtig beweisen in den Schwachen, daß er sie in ihrer Niedrigkeit selbst zu seiner Verherrlichung aufstellt.

Das alte Wort, daß Gott erwählt hat was schlecht und töricht geachtet ist in der Welt, bewährt sich jedesmal aufs neue an einem Volk, bei welchem die Züchtigungen Gottes anschlagen. Es kann sein, daß auch unserm Volk noch größere Demütigungen bevorstehen, daß es noch mehr seines Ansehens und seiner Stellung unter den Mächten der gebildeten Welt beraubt wird: wenn nur statt dieser äußeren Macht eine innere sich zeigt; wenn nur Eintracht, Anhänglichkeit und Treue immer mehr die Oberhand gewinnen; wenn nur die allgemeine Überzeugung von dem, was unser wahres Wohl ist, sich lauter und deutlicher ausspricht; wenn wir nur standhafter fortfahren zu unserer Erhaltung alle schlechten Mittel, Lug, Verrat, Kriecherei, Ungerechtigkeit jeder Art zu verabscheuen und zu zeigen, daß es unter uns etwas Heiliges gibt, worauf wir unverbrüchlich halten, daß wir noch immer das nämliche Volk sind, dessen schönster Beruf es immer gewesen ist, die Freiheit des Geistes und die Rechte des Gewissens zu beschützen: o dann müssen wir ja dastehn als ein großes Beispiel unter den Völkern; dann muß sich ja auch in unsern Leiden am meisten, eben durch den Gegensatz, der sich darin aufstellt, die Herrlichkeit des Göttlichen offenbaren; dann müssen wir ja, wenn auch erst für künftige Zeiten, der Mittelpunkt werden, um den sich alles Gute und Schöne vereiniget. Wenn wir nun so gerade in den Zeiten der Verwirrung und der Trübsal am deutlichsten die das Gute befördernden Führungen Gottes erblicken;

wenn wir durch sie am meisten in diesem Glauben befestiget werden, durch den allein wir auch die gleichgültigeren Ereignisse anderer Zeiten recht betrachten und benutzen könnten: wie sollten wir nicht dankbar gestehen, daß auch solche Zeiten und also alles dem, der Gott liebt, zum Besten dienen muß.

••

An E. v. Willich.

1. Dezember 1806.

Ich habe einen Antrag von Bremen aufs neue. Allein ich bin entschlossen ihn auszuschlagen, weil ich Halle, solange noch Hoffnung zu seiner Erhaltung ist, treu bleiben will. Müßte der König einen unglücklichen Frieden machen und behielte Halle, bei einer bedeutenden Verminderung seines übrigen Gebietes, so würde ohnedies mancher lieber gehen als bleiben, und ich will dieses schlechte Beispiel nicht geben. Zieht sich aber der Krieg in die Länge, wie ich hoffen möchte, so würde ich lieber suchen interimistisch anderswo in Preußen angestellt zu werden, um nur gleich wieder hier zu sein. Denn mehr als je scheint mir jetzt der Einfluß höchst wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst spät aufgehen wird, aber die nur um desto sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein. Lieber Freund, wenn ich Dir beschreiben sollte, wie zerrissen mein Herz ist, wenn ich an den Verlust meinen Katheders

und meiner Kanzel denke und wenn es mir doch bisweilen einfällt, das alles könne ganz zerstört sein — das kannst Du Dir kaum denken. Sehe ich weiter ins Große, so bin ich wieder ruhig. Die Verfassung von Deutschland war ein unhaltbares Ding; in der preußischen Monarchie war auch viel zusammengeflicktes unhaltbares Wesen; das ist verschwunden; ob und wie der Kern sich retten wird, das muß erst über seine Güte entscheiden. Ich bin gewiß, daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schönen Gestalt wieder sich bilden wird; wann aber — und ob nicht erst noch nach weit härteren Trübsalen und nach einer langen Zeit schweren Druckes, das weiß Gott. Ich fürchte nichts als nur bisweilen einen schmählichen Frieden, der einen Schein — und nur einen Schein — von Nationalexistenz und Freiheit übrig läßt. Aber auch darüber bin ich ruhig; denn wenn sich die Nation diesen gefallen läßt, so ist sie zu dem Besseren noch nicht reif und die härteren Züchtigungen, unter denen sie reifen soll, werden dann nicht lange ausbleiben. So ist es, lieber Freund, über das Persönliche als das Kleinste, über das Nationale als das Größte, bin ich ganz ruhig, so schlecht es auch um beide aussieht — aber was in der Mitte liegt, die Art, wie der Einzelne auf das Ganze wirken kann, die ganze wissenschaftliche und kirchliche Organisation, erfüllt mich mit Sorgen. Auch die letzte! Denn Napoleon haßt den Protestantismus, wie er die Spekulation haßt; meine Weisjagung in den Reden ist, glaube ich, nicht falsch.

Wenn das kommt, Freund, dann laß uns nur auf unsern Posten stehen und nichts scheuen. Ich wollte, ich hätte Weib und Kind, damit ich keinem nachstehen dürfte für diesen Fall. Zweimal habe ich gepredigt in dieser Zeit, vor zwölf Tagen und heut – beide Male, wie Du denken kannst, über die Zeit und ihre Zeichen, nach meiner Art und ohne alle Scheu. Ich wollte, ich könnt' es öfter, aber ich habe selten Gelegenheit. In meiner akademischen Kirche habe ich nur vier- oder fünfmal gepredigt, dann kamen die Ferien und seitdem ist sie zerstört.

••

An Charlotte v. Kathen.

1. Dezember 1806.

Was macht Ihr braver Freund Moritz?*) Hat man ihm nicht etwa geraten, über die See zu reisen? Denn unter die Schriftsteller, die in Gnaden stehen bei dem Mächtigen**), gehört er wohl nicht. Könnte man das von jedem Deutschen sagen, so wäre es leicht, ihn zu Tode zu ärgern; denn eine freie Rede ist für ihn das schärfste Gift.

••

An Thiel.

15. Dezember 1806.

Schlecht sind die Zeiten, und frisch und munter zu bleiben ist schwer; aber man muß es doch dahin bringen. Drei kleine Kunstgriffe weiß ich dazu und sehr wohlfeile,

*) E. M. Arndt. **) Napoleon.

die gar nicht übel sind. Was das Vaterland, ich meine Deutschland, betrifft, nur so weit hinauszusehen, als möglich ist, denn nur in der Ferne sieht man das klare, fröhliche Licht; die Schlechtigkeiten, welche um uns her vorgegangen sind, nur in Masse und in ihren allgemeinen wohlbekannten Ursachen zu betrachten, ohne zu sehr auf das einzelne zu sehen, denn das macht am meisten Not und Ekel. Und endlich, lachen Sie nicht darüber, dem Magen die Augen nur auf vierzehn Tage voraus zu erlauben, sonst kommen die Sorgen der Nahrung, und in denen sitzt der größte Teufel. Des letzteren wegen kann ich mich wohl rühmen; denn ich habe jetzt eben, ohnerachtet ich buchstäblich weiter als vierzehn Tage für meinen Magen keine Aussicht habe, einen abermaligen Ruf nach Bremen ausgeschlagen. Aber ich kann, da unser wackerer König doch so brav ist, keinen Frieden machen, mein Katheder nicht im Stiche lassen und denke lieber, daß die Steine Brot werden müssen, als daß ich eine Hand anlegen sollte, Halle zu zerstören oder dem Vaterlande auch nur den lindesten Schmerz zu machen. Es ist freilich hart, daß die Schüler vertrieben worden sind; allein, solange die Lehrer nur zusammenbleiben, sind doch die Wurzeln noch unversehrt, und das schöne Gewächs kann wieder grünen. Lassen Sie sich also für das Leben der Wissenschaft noch nicht bange sein. Es ist zu tief gewurzelt, Anziehung und Mitteilung zu lebendig erregt, als daß ein solcher Weststurm alles ertöten sollte. Er wird sich gewiß bald brechen; denn

eine solche lose Gewalt kann nicht lange währen, und dann wird auch äußerlich alles wieder schöner sich offenbaren. Das Unglück, was uns hier betroffen hat, hat auch in sich selbst etwas sehr Beruhigendes; denn wenn man den Ursachen recht nachforscht, hat es doch keine andere, als daß hier niemand eine Niederträchtigkeit begangen hat.

••

An Brinckmann.

22. Dezember 1806.

Ich meinesteils bin indes fest entschlossen, solange ich noch in Halle Kartoffeln und Salz auftreiben kann, hier zu bleiben und das Schicksal von Deutschland hier abzuwarten, ob sich etwa eine Auferstehung von Halle ergibt, mit der ich zufrieden sein könnte. Nur eine einzige Ausnahme kann ich mir denken, wenn ich nämlich eine Möglichkeit wüßte, in das Hauptquartier meines Königs zu kommen, der gewiß Leute, die hier ganz müßig sitzen, recht gut auf irgend eine Art brauchen könnte.

Ich gedenke übrigens bald nach Berlin zu gehen, wenn sich anders bestätigt was man sagt, daß Halle am 1. Januar als sächsisch solle proklamiert werden. Hierbei wünschte ich eben nicht zugegen zu sein, noch weniger mich dem neuen Herrn zu verpflichten. Dem alten beharrlichen will ich, wenn er auch unglücklich ist, nicht unverdient noch dazu, lieber bis in den letzten Winkel seines Gebietes nachgehen.

••

Predigt in Halle am 28. Dezember 1806.

Am Schluß des Jahres der Rückblick auf 1806: wie anders war der Anfang des Jahres! Und doch ist unsere gegenwärtige Zeit nicht schlechter als die frühere!

So nahe am Schlusse eines merkwürdigen Jahres und an dem letzten Tage, den es uns für unsere christlichen Zusammenkünfte darbietet, sind gewiß wir alle, die wir uns hier versammelt haben, vorzüglich geneigt, mit der Erinnerung an die Vergangenheit uns zu beschäftigen. So ist es uns gewiß allen natürlich, das Ende dieses Jahres mit seinem Anfang zusammenzustellen, um so mehr, je mehr in der Tat beide Zeitpunkte einander entgegengesetzt sind fast in jeder Beziehung, die uns allen wichtig sein muß. Diese sich aufdrängende Vergleichung wollen wir also nicht zurückweisen.

Text: Pred. Salom. 7, 11. Sprich nicht, was ist es, daß die vorigen Tage besser waren, denn diese. Denn du fragest solches nicht weislich.

Wir wollen uns vorhalten, daß wir auch unweislich handeln würden, so unbedingt und so sicher die frühere Zeit der späteren vorzuziehen, und daß die, worauf in unserm Zustande wir auch sehen mögen, so sehr einander entgegengesetzten Teile des verflossenen Jahres sich nicht so gegen einander verhalten, wie wir zu glauben geneigt sind. Es sind drei Verhältnisse, in welchen sich alles, was uns

allen wichtig sein kann, zusammenfassen läßt, das häusliche Leben, welches wir als die unmittelbarste Quelle unseres Wohlseins ansehn, unser bürgerliches Zusammensein, in welchem unsere ganze Wirksamkeit in der Welt eingewurzelt ist, und endlich unsere kirchliche Gemeinschaft, durch welche wir aus einer und derselben Quelle unsere Gesinnungen zu beleben und zu stärken suchen. Laßt uns in Beziehung auf alle dreie sehen, was die verschiedenen Zeiten uns gegeben oder geraubt haben.

I. Zuerst also richten wir unsere Augen auf das häusliche Leben. Allerdings erblicken wir während der ersten Zeit des verflossenen Jahres ein ruhiges, von außen ungestörtes Zusammensein. So lebten wir ruhig und sicher, indessen in andern Gegenden des deutschen Vaterlandes das häusliche Glück unter Zerrüttungen litt, welche wir teilnehmend bedauerten, welche aber, wie in menschlichen Dingen oft dafür gehalten wird, uns auf mehr als eine Weise förderlich zu sein schienen.

Aber laßt uns nicht auf die eine Seite des Bildes jener Zeiten allein sehen, laßt uns auch die andere ins Auge fassen! Oder waren uns etwa die nachteiligen Folgen einer langen und ungestörten Ruhe fremd und fern geblieben? War nicht durch die lange Gewöhnung vielen unter uns der Sinn abgestumpft für die einfacheren Freuden des Lebens? Zeigte sich nicht gar häufig jene unersättliche Lust nach dem Neuen, nach dem Fremden, nach dem, was in höheren Kreisen der Gesellschaft einheimisch ist? Nicht jenes traurige Bedürfnis, durch immer

schärfere Reize den unbefriedigten Sinnen, den abgestumpften Begierden zu Hilfe zu kommen? Waren sie etwa selten die verschiedenen Spuren einer feindseligen Selbstsucht, die ohne alle Rücksicht auf das Ganze nur soviel an sich zu reißen sucht als sie kann, und durch die jedes größere oder kleinere Ganze, in welchem sie nicht durch höhere Kräfte unterdrückt wird, notwendig zerfallen muß? O, diese Beobachtungen, die wir alle anstellen konnten, sie mußten gewiß mehr als mäßigen die Freude der Wohldenkenden an dem äußerlich guten Zustande des häuslichen Lebens unter uns!

Dieser äußerliche Zustand ist freilich jetzt ein ganz anderer als damals. Tausende von Familien schweben in ängstlicher Besorgnis um das Schicksal der teuersten Häupter; viele sind auf mannigfaltige Weise in ihrem Inneren zerstört, nicht wenige ihres Versorgers beraubt, es sei nun, daß der Tod ihn entrissen, oder daß die Schicksale des großen Völkerzwistes ihn in entfernte Gegenden entführt haben; ja fast überall, auch unter denen, welche als ruhige Bürger unmittelbar in die Ereignisse desselben nicht verwickelt sind, führt der Krieg mannigfaltige Leiden herbei. Der ruhige Wohlstand, man könnte sagen fast aller unserer Mitbürger, ist auf längere Zeit hinaus gestört; die Quellen des Erwerbes versiegen auf allen Seiten je länger je mehr, die Entbehrungen nehmen zu, und so wenig das Ende der gegenwärtigen Zerrüttungen abzusehen ist, so sicher ist einem jeden die Aussicht, daß Besitz und Genuß je

länger je mehr ins Kärgliche und Dürftige zusammenschrumpfen werden, daß die Sorge immer mehr Übergewicht erlangen wird über die Freude und daß wir in kurzem vielleicht alle einander gleich gemacht sein werden auf einer und derselbigen tiefen Stufe des Elendes.

Allein laßt uns auch nicht übersehen auf der andern Seite, wie sehr diese äußere Zerrüttung geeignet ist, wohltätig auf unseren inneren Zustand zu wirken. Laßt uns zuvörderst gestehen, daß auch in den schrecklichen und sorgenvollen Tagen, wo uns das Unglück zuerst überfiel, wo wir das meiste zu erdulden und alles zu befürchten hatten, daß auch da nur der aus Geistesarmut in sich selbst schon ganz zerstörte völlig ratlos und unglücklich war. Laßt uns nicht vergessen, wie wir jetzt schon manches gleichgültiger betrachten und über vieles lächeln und scherzen, was uns damals wesentlich beunruhigte. Wenn wir auf diejenigen sehen, welche ein empfindlicher Verlust von höherer Art getroffen hat, welche teure Verwandte und Freunde zu beweinen haben, laßt uns nicht vergessen, daß die Trennung durch den Tod ein allgemeines und unvermeidliches Schicksal ist, welches auch im Laufe des vergangenen Jahres so manchen ohne allen Zusammenhang mit diesen großen Begebenheiten getroffen hat, und daß diejenigen durch einen schönen Trost aufgerichtet werden, denen er nicht verborgen und einsam die geliebten Ihrigen entrissen hat, sondern denen sie in der Ausübung wichtiger Pflichten in einer großen, wenn auch unglücklichen Sache

auf eine ehrenvolle Weise gefallen sind. Und so beruhiget über dasjenige, was uns am schmerzlichsten bewegen muß, laßt uns auf die natürlichen Folgen des gegenwärtigen Zustandes hinsehen. Vieles was wir gewohnt waren zu besitzen und zu genießen ist uns freilich entrissen: aber wollen wir vorsätzlich unsere Augen dagegen verschließen, wie sehr uns dafür der Genuß und der ganze Wert des übrigen erhöhet ist und wieviel empfänglicher wir geworden sind als sonst für kleinere Freuden, die weniger äußere Zurüstungen bedürfen? Ja, wollen wir nicht gern gestehen, daß auch die Entbehrung einen eignen Reiz hat für jeden, der nicht ganz auf den sinnlichsten Genuß beschränkt ist mit seinen Ansprüchen an das Leben? daß sich ein eignes Wohlgefallen entwickelt aus der Geschicklichkeit, die beschränkteren Verhältnisse aufs beste einzurichten? Sollten wir es nicht fühlen, daß wir uns in diesen Zeiten leichter als sonst manches lästigen Zwanges entledigen, welchen uns Gewohnheiten auflegten, die jetzt ihr Recht durch die Umstände verloren haben? und daß aus der jetzigen Zerstörung, wenn wir sie recht benutzen, eine feinere und anmutigere Gestalt des geselligen Lebens hervorgehen kann? Und, was das größte ist, entwickeln nicht solche Lagen eine eigentümliche Kraft, die trennende Selbstsucht in ihrer ganzen Dürftigkeit aufzudecken und mit ihrem ganzen traurigen Gefolge zu verbannen, dagegen aber die Gemüter der schönen Eintracht und der wahren Liebe aufzuschließen? Würde nicht jetzt mehr als jemals

derjenige als ganz schlecht und verderbt erscheinen, der die gemeinschaftliche Not noch vermehren wollte, indem er die, welche mit ihm leben, durch verdrießliches Wesen und üble Launen quälte? Wird nicht jede Tugend, jede gute Eigenschaft, durch welche wir uns das Leben gegenseitig erleichtern, herzlicher anerkannt als sonst? Ist man nicht williger, alles, was in der Tat nur Schwachheit ist, liebreich zu behandeln und als etwas unbedeutendes mit einzurechnen in die vielen Schwierigkeiten des Lebens? Sieht man nicht über manches, was sonst Vorurteil gegen einen Menschen erregte, duldsam hinweg, wenn man ihn nur ergriffen findet von unsern gemeinschaftlichen Gefühlen, wacker in solchen Gesinnungen, wie wir sie allein achten können? Kurz, werden nicht auf alle Weise die Menschen einander näher gebracht in Liebe und leichter und offener verbunden als sonst zu wahrer Teilnahme und herzlicher Freundschaft?

Wenn wir also dieses erwägen: so werden wir gestehen müssen, daß, wenn wir in dieser Beziehung auf das häusliche Leben die vorigen Zeiten den jetzigen vorziehen wollten, wir einen kleinen und unserer unwürdigen Maßstab anlegen müßten. Denn was ist doch der wahre Gehalt des reichsten und schönsten Familienkreises, als daß gleichgesinnte Menschen, verschieden geartet, aber in Liebe vereiniget, ihren Sinn gegen einander aussprechen, ihr Dasein einander mitteilen, die innern Bewegungen ihres Gemütes, die Früchte ihrer Erkenntnis, alles was die Welt und das Leben in ihnen anregt, gegen

einander austauschen und so in einander und durch einander leben. Dies ist doch gewiß das Wesentliche, alles andere nur Mittel und Nebensache, wovon man Unrecht tun würde den Maßstab herzunehmen, um verschiedene Zeiten des Lebens mit einander zu vergleichen. Aber gewiß das sind die besten Zeiten, in welchen die Liebe uns am freiesten und frohesten beherrscht, in welchen die Treue uns am gewissenhaftesten vereiniget, in welchen Verstand und Geschick sich das Leben zu bilden sich am kräftigsten entwickeln, in welchen jener wahre Gehalt des Lebens unabhängiger wird von den äußeren Umgebungen, daß wir lernen uns mit dem Vorhandenen einrichten, alles um uns her brauchen, ohne etwas unnütz zu verschwenden, und so in einer sicheren Kunst des Lebens und der Liebe fest gegründet das Zufällige scherzend zu entbehren wissen und uns allem ruhig und andächtig hingeben können, was die Ratschlüsse der Vorsehung noch ferner herbeiführen. Wer diesen Maßstab anlegt, der wird gestehen müssen, daß wir im Vergleich mit der vorigen nichts Wesentliches verloren haben durch die jetzige Zeit, der wird in dem Gefühl, daß es nur von uns abhängt, sie mit allen diesen Vorzügen immer reichlicher auszustatten, zu allem was sich geändert hat ruhig sagen können: der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt.

II. Sehen wir ferner auf unser bürgerliches Zusammensein: so erscheint der Unterschied zwischen dem äußeren Zustande desselben am Anfang und dem am

Ende des Jahres hier offenbar noch größer als dort. Denn kein Einzelner, wie viel er auch gelitten habe, wird wohl behaupten wollen, in seinem engern Kreise einen so großen Wechsel erfahren zu haben, wie unser Vaterland ihn erfahren hat. Sehet in jene Zeiten zurück, wo die ungestörte innere und äußere Ruhe jedem einzelnen bei treuer Erfüllung seines Berufes auch seinen bescheidenen Einfluß auf das Ganze zusicherte; wo der wohltätige Einfluß des Ganzen auf den Einzelnen durch die Macht der Gesetze, durch die Kraft der allgemeinen Sitte, durch die Gewalt der öffentlichen Meinung sich immer mehr befestigte; wo die eigentümliche Art und Weise unserer Staatsverfassung, die in so manchen Zweigen als ein leuchtendes Muster für andere galt, in den verschiedenartigen Teilen des Reiches immer einheimischer wurde zur Vermehrung seiner inneren Stärke; wo die Stellung unseres Vaterlandes gegen die übrigen Mächte von Europa eine so glänzende war, daß wir uns dem schmeichelhaften Bewußtsein überlassen durften, Preußen könne in wichtigen Augenblicken durch seine Stimme den Gang der Unterhandlungen, so wie durch seine Heere das Schicksal des Krieges entscheiden.

Übersehen wir aber nur auch nicht, daß innerlich nicht alles so war wie es sein konnte oder wie es bei einer oberflächlichen Ansicht zu sein schien. Oder hätten wir schon vergessen, wieviel Gleichgültigkeit gegen das Ganze bei nur zu vielen einzelnen zu finden war? Wie leichtsinnig es angesehen wurde,

wenn jemand durch Umgehung der Gesetze besser als durch Befolgung derselben sein eigenes Wohl zu befördern versuchte? Über wieviel Erschlaffung, über welchen Mangel an lebendigem Eifer zu klagen Ursache war bei denen, welche an der Verwaltung des Ganzen arbeiteten, und deren vielen es nur darauf ankam, mit der geringsten Mühe dasjenige zu erwerben, was der Staat ihnen für ihre Dienste reichte? Vergessen wir, wie viele einzelne Teile noch immer ihre besondere Vereinigung unter sich höher achteten als das allgemeine Band, welches sie mit dem Ganzen vereinigte? Vergessen wir das kleinliche Mißtrauen der verschiedenen Stände gegen einander, welches sich hinter einer scheinbaren Eintracht nur schlecht versteckte, und, es sei nun gegründet gewesen oder nicht, in bedenklichen Zeiten immer höchst gefährlich wirken mußte? Sehet da die nicht geringen Übel, an denen das Vaterland in jenem äußerlich glänzenden Zustand erkrankt war, Übel, zu denen auch die Vorurteile, die Verirrungen, die ein jeder von uns zu bereuen hat, das ihrige beitrugen, und die den nachdenkenden Beobachter in der Stille wenigstens überzeugten, daß nur aus großen Erschütterungen eine gründliche Heilung hervorgehen könne.

Sie ist jetzt gekommen, diese Erschütterung, herbeigeführt durch einen Schritt, den der lauteste allgemeine Beifall und die hoffnungsvollste Freude begleitete, selbst herbeiführend freilich ein Heer von Übeln, unter denen das Vaterland jetzt seufzet, und jene scheinbare Größe, deren wir uns erfreuten, gänzlich zerstörend. Wir wollen

es nicht scheuen, diese Übel mit einander zu betrachten. Der allgemeine Zusammenhang des Ganzen äußerlich so gut als völlig aufgehoben; fast alle streitbaren Kräfte, welche die Selbständigkeit des Staats erhalten sollten, durch einen Schlag gelähmt; die Tätigkeit derer, welche für das innere Wohl zu sorgen haben, auf eine traurige Art beschränkt oder schmerzhaft und gewaltsam in eine unnatürliche Richtung hineingezwängt, hie und dort durch die einzelnen Gewalttaten des Krieges manche schöne Wirksamkeit gestört; selbst die Bildung der Diener des Staats und der Lehrer des Volkes für die künftigen Geschlechter in der Wurzel angegriffen und bedroht; der leitende Mittelpunkt des Ganzen, das teure Haupt des Königs aus seinem alten Sitz bis in die äußersten Teile des Reichs zurückgedrängt und der gewohnten Art seiner belebenden Tätigkeit beraubt, außer Stande seine Befehle und seine Wünsche überall hin zu verbreiten; kurz, das Vaterland ein Gegenstand des Bedauerns für alle, welche seine Wichtigkeit für die Bildung und die Freiheit von Europa zu schätzen wissen, und ein Gegenstand der Schadenfreude für diejenigen, welche sich altem Groll blindlings überlassen, oder durch seinen Sturz zu gewinnen hoffen.

Sollte aber das drückende Gefühl dieser Übel uns so der Besinnung berauben, daß wir unfähig würden, sie aus dem rechten Gesichtspunkt zu betrachten und das Wesen der gegenwärtigen Zeit richtig zu beurteilen? Sie sind ja doch nichts anders als eben jene alten

Fehler, nun endlich in ihren natürlichen Folgen allen so vor Augen gestellt, daß sie niemand mehr ableugnen kann. Ist es doch, falls nur Lebenskraft genug vorhanden ist, für ein großes Glück zu achten, wenn ein inneres verborgenes Übel nun endlich ausbricht in einen offenbaren Schaden, seine Natur dadurch deutlicher zu erkennen gibt, den Weg der Heilung anweiset und jeder Weigerung sich ihr zu unterwerfen ein Ende macht. Ja, wenn auch in den Gefahren, welche das Vaterland zu bestehen hat, noch alte Verschuldungen und Vergehungen gebüßt würden, von denen der Ausgang der gegenwärtigen Schicksale, wie er auch beschaffen sei, es notwendig befreien muß: wer wollte nicht auch in dieser Hinsicht sie gern als ein reinigendes Übel ertragen und sich im voraus der Heiterkeit und des frohen Bewußtseins erfreuen, welches nur derjenige genießen kann, der sich entsündiget hat. Und wenn durch die furchtbaren Ereignisse des Krieges sich auch Treulosigkeiten im Innern offenbarten, die niemand besorgte, und noch neue Gebrechen zum Vorschein kämen, die auch der Scharfsinnigste vorher nicht entdecken konnte: wer wollte sich nicht freuen, sei auch die Art und Weise noch so schmerzhaft, den Zeitpunkt beschleunigt zu sehen, wo wir über das alles zur Erkenntnis kommen, damit altes und neues zugleich könne ausgetilgt werden. Aber es ist doch mehr auch unmittelbar erfreuliches geschehen von andern Seiten. Es ist mitten in diesem zerrütteten Zustande geweckt worden eine eifrige Liebe zum Vaterlande, eine lebendige

Tätigkeit, wo man irgend tätig sein kann, ein herzliches Verlangen, etwas zu schaffen für das Ganze, was wir vorher nicht wahrnahmen und was vielleicht so auch nicht da war, so daß wir mitten in den Ausbrüchen der Krankheit auch die Äußerungen einer kräftigen Natur und die Zeichen der Genesung erblicken und hoffen dürfen, der ganze Körper werde sich, wie es oft geschieht, nach überstandenem Übel desto besser kräftigen und werde desto sicherer zu einem langen und gesunden Leben gedeihen. Denn worin besteht doch die Gesundheit eines Staates, wenn nicht darin, daß in wahrer Eintracht alle verschiedenen Teile desselben sich zu einem eigentümlichen Dasein und Leben vereinigen; daß nach den Regeln dieses Lebens ein jeder fröhlich und frisch das Seinige schaffe und in der Verbindung mit diesem Ganzen so sehr sein Wohlsein finde, daß, weit entfernt nach etwas darin zu streben was er nur ordnungswidrig erreichen könnte, noch weiter entfernt irgend ein besonderes Glück für einen Gewinn zu achten, welches ihn von dem Ganzen trennen könnte, jeder nur das alles mit seinen Kräften sein und tun will, was er in demselben und für dasselbe sein kann, jeder gern alle Früchte seiner Talente, seines Fleißes, seiner Tugenden dem Ganzen darbringt und für dasselbe verwendet und weder Lust, noch Reichtum, noch Ehre anders begehrt als auf diese Weise. Und gewiß nur das ist die wahre Größe eines Staates, die auf solcher Liebe und Anhänglichkeit beruht; nur so weit geht eigentlich sein Gebiet, als er diese aufzeigen kann.

Können wir nun wohl sagen, daß in dieser Beziehung die gegenwärtigen Zeiten der Prüfung schlechter wären als die vorigen, wo wir ungeprüft nur in der Einbildung größer waren? Oder müssen wir nicht gestehen, daß so wie es vorher einen Reichtum gab, der nur Schein war, so es auch jetzt einen Verlust gibt, der nur Schein ist? Denn alle die gehören ja immer dem Vaterlande, deren Liebe und Kraft ihm zugewendet ist, wie sehr auch ihre Tätigkeit gehemmt, wie sehr auch ihre äußere Verbindung mit ihm abgeschnitten ist. Und andere als solche haben ihm nie angehört, mochten sie auch das Ansehn haben, ihm noch soviel zu schaffen, und mochten sie auch äußerlich von ihm anerkannt sein und in seinem Namen handeln. Wie viele es giebt solcher wahren Söhne des Vaterlandes, das vermögen wir nicht zu beurteilen; nur treulos können keine geworden sein, und auch im schlimmsten Falle würde sich jetzt nur ein Mangel offenbaren, der auch vorher schon da war. Und trauen wir unserer Erfahrung davon, wie sehr in einem Geiste gedacht, gesprochen und, wo es vergönnt ist, gehandelt wird auch da, wohin nicht mehr ein Gebot reicht, so ist ihre Anzahl größer, als wir hofften; trauen wir unserm Gefühl, so ist jetzt eine Zeit, worin sich jedes Talent leichter entwickeln und ausbilden, worin sich jede edlere Gesinnung leichter erheben kann über die Selbstsucht, die großenteils ihre Stützen verloren hat, wo auch über gleichgültige und schlaffe Gemüter ein Geist der Kraft und der Liebe kommen kann.

III. Gewiß ist das Verhältnis, welches wir eben betrachtet haben, dasjenige, welches einen jeden am meisten beschäftigt bei der Vergleichung der gegenwärtigen Zeit mit der vergangenen. Um desto notwendiger ist es, daß wir auch noch einige Blicke werfen auf den Zustand unserer kirchlichen Gemeinschaft.

Es war bei uns dahin gediehen, daß jene Vorurteile größtenteils verschwunden waren, welche der äußerlichen Teilnahme an den Übungen der Religion, auch abgesehn von der dabei obwaltenden Gesinnung und dem inneren Zustande des Gemütes, schon an und für sich einen vorgeblichen Wert zuschreiben. Kleiner als in früheren Zeiten war dadurch die Anzahl derer geworden, welche die Stätten der öffentlichen Gottesverehrungen besuchten, aber doch gewiß nicht kleiner als auch sonst unter jenen zuströmenden Haufen die Anzahl der wahren und würdigen Jünger des Erlösers gewesen war. Dies nun war für den Nachdenkenden und Verständigen ein erfreulicher Zustand. Denn wenn der Mensch ruhig die Welt ansieht, ohne von außen gefährdet oder von innen heftig bewegt zu sein, dann findet er darin am leichtesten den Herrn; wenn seine Betrachtung ungestört dem natürlichen Zusammenhang der Dinge folgen kann, dann entdeckt er am sichersten die Gesetze der göttlichen Regierung, und auf alle Weise scheint die Ruhe, deren wir uns bisher erfreuten, der wahren Erleuchtung des Gemütes und der festen Gründung christlicher Tugenden am zuträglichsten zu sein.

Jetzt verhält sich dies alles anders. Die heiligen Gebäude sind zum Teil ihrem ursprünglichen Zweck entrissen, die Seufzer der Verwundeten und der Sterbenden werden da gehört, wo sonst der Lobgesang und das gemeinschaftliche Gebet erschallte; hie und da sind die christlichen Versammlungen unterbrochen und der Unterricht der Jugend aus seiner gewöhnlichen Ordnung gewichen. Und wenn dafür anderwärts vielleicht ungewöhnlich zuströmen, die die Kirchen besuchen, so muß man glauben, es sind größtenteils von Sorge und Angst ergriffene Gemüter, die vielleicht wohl Trost und Hilfe bei den Übungen der Andacht suchen, aber weniger geneigt und geschickt sind, die Wahrheiten des Glaubens in ihrem großen Zusammenhange zu betrachten und deshalb, weil sie nur nach dem verlangen, was eine unmittelbare Anwendung findet auf ihren gegenwärtigen Zustand, schwerlich mehr mit sich hinwegnehmen, als eine flüchtige Rührung. So scheinen wir auf der einen Seite bedrängt zu sein durch die Gewalttätigkeit der Zeit, auf der andern in Gefahr, die Reinigkeit zu verlieren, die wir uns ohnlängst errungen hatten, und die Frömmigkeit wieder herabgewürdiget zu sehen zu einer bloßen Dienerin der Not und der Schmerzen.

Dies mag alles wahr genug sein, aber laßt uns auch anderes eben so wahres betrachten. Warum sollte nicht auch, es ist so sehr menschlich, dieser großen Angelegenheit zu statten kommen, daß sie um so mehr beachtet

würde, geehrt und geliebt, je mehr sie in Gefahr schwebt? Sehen wir nicht, wie sehr man die unterbrochenen Versammlungen beklagt, indem man die gehinderte Teilnahme an der Erbauung recht hoch mit anrechnet unter den Entbehrungen, die die Umstände auflegen, wie man mehr als sonst sich unterredet über die erwecklichen Worte, die von den heiligen Stätten gesprochen werden? Wollen wir nicht glauben, wenn auch nicht alles echt sein sollte, daß doch viel Gutes dabei zum Grunde liegt, daß ein lebendiger Eindruck von dem Segen der Andacht, ein schöner Eifer für die gemeinschaftlichen Anstalten derselben auch auf die Zukunft zurückbleiben werde? Laßt uns ferner nicht übersehen, daß vorher, man kann wohl sagen in dem bei weitem größten Teil der Kirche, eine gewisse weichliche Stimmung herrschte, die den tieferen Eindrücken des Christentums nicht günstig war. Wieviel wesentliches und wichtiges aus dem Gebiet des Glaubens wurde nicht ungebraucht wenigstens gelassen und in den Schatten gestellt, wenn auch nicht ganz übersehen, weil es nicht leicht und faßlich darzustellen, oder im Streit mit manchen Gegnern des Christentumes durchzufechten war. Laßt uns gestehen, daß selbst in unsern öffentlichen Belehrungen sich Spuren fanden von der allgemeinen Erschlaffung, welche die Ruhe erzeugt hatte, indem eine beschränkte Ansicht herrschte, so daß man, um die Vorsehung bemerklich zu machen und darzustellen, immer nur auf die lichte und leichte Ordnung stiller und ruhiger Zeiten sich berief, daß man die Auf-

forderungen zu Danke gegen Gott vorzüglich darauf gründete, daß wir so ruhig und ungestört fortleben konnten, und daß man dagegen immer von demjenigen den Blick abzulenken pflegte, was die Vorsehung in den großen und furchtbaren Schicksalen der Völker ausrichtet und darstellt. Jetzt dagegen sind dadurch, daß dies alles über uns selbst hereingebrochen ist, alle für das Gute empfänglichen Gemüter tiefer aufgeregt, sie sehnen sich nach dem Kräftigen und Belebenden, das Bedürfnis wird gefühlt an die Stelle solcher Betrachtungen, die sich nur auf der Oberfläche wohl gefallen, eine eindringendere Kenntnis zu setzen und sich inniger einzuweihen in die göttliche Ordnung der Dinge, weil nur da die Auflösung liegen kann für die Unruhe, von der sie sich bedrängt fühlen. Und dem Wunsche kommt auch die Kraft zu Hilfe. Denn je mehr jetzt ein jeder in seinem engeren Kreise erschüttert ist und fühlt, daß dieser nicht für sich bestehen kann, um desto mehr strengt auch jeder sich an, mehr ins Große und in die Ferne zu sehen; je mehr alle Rücksichten auf das unmittelbar nächste vergeblich werden, desto lieber sucht jeder seine Bestimmung und Haltung in den größeren Verhältnissen und lernt mutig die Grundgesetze der Weltregierung zu ahnden. Je mehr die Anhänglichkeit an die Kleinigkeiten des Lebens verschwindet, um desto verständlicher wird die edle und große Handlungsweise der Frommen, und Aufforderungen auch zu den größten Aufopferungen und den schwersten Tugenden dürfen sich hervorwagen und einer freundlichen Aufnahme

gewärtigen. So ist es hie und da wirklich, und so sollte und könnte es überall sein, wenn nur mit dem rechten Geist und Sinn diese Zeit aufgefaßt würde; ja es wäre natürlich genug, wenn jetzt eine Stimmung herrschend würde, den herrlichsten und glorreichsten Zeiten des Christentums ähnlich und die jeden, den sie sich erhielte und den sie stärkte im Drange dieser Zeit, weit darüber erheben müßte, irgend etwas aus der Vergangenheit zu bedauern. Denn worauf ist es wohl abgesehen bei der Gemeinschaft des Glaubens und des Gebetes, und welches sollen ihre Früchte sein, als daß das Reich Gottes herbeikomme unter uns, daß bei denen, die sich nach Christi Namen nennen, alles Irdische immer mehr vom Geistigen durchdrungen werde, daß wir die Gedanken Gottes verstehen lernen, so weit unser Blick reicht, und was ihnen widerstreiten will, in seiner Nichtigkeit erkennen, daß wir uns ausbilden zu Menschen Gottes, die zu allen guten Werken geschickt sind, und daß hiezu einer den andern stärke, hiezu Lust und Liebe, hiervon lebendiges Gefühl einer dem andern mitteile. Wer nun zurücksehen will auf die ganze Geschichte des Christentumes, der wird überall finden, daß diese Kraft seiner öffentlichen Anstalten sich immer in Zeiten der Zerrüttung und der Trübsale am schönsten entwickelt und da den sichersten Grund gelegt hat zu jeder höheren Stufe christlicher Weisheit und Tugend. Darum wird es auch jetzt so sein für jeden unter uns in dem Maß, als er dieser Verbindung der Christen in Wahrheit angehört.

So wollen wir Dich auch loben, weiser und heiliger Gott! Nicht murren wollen wir gegen Dich in verkehrtem Sinn, sondern preisen und Dank sagen für alle deine Führungen. O, daß wir dies können mit voller Zustimmung unseres Herzens, daß wir Deine Liebe zu erkennen vermögen, auch indem Du züchtigest, das fühlen wir als den stärkendsten Balsam auf unseren Wunden, das bürgt uns dafür, daß Dein Geist in uns wohnt und uns erleuchtet, das erregt uns Hoffnungen, die nicht können zu Schanden werden lassen. O gieße nur diese Kraft immer reichlicher aus über uns und alle unsere Brüder und vorzüglich über ihn, der für alle sorgen und raten soll und mit allen fühlt. Du hast ihn erhalten, den geliebten König, Du hast ihn bis jetzt gestärkt in seinen mutigen Entschließungen: erhalte auch und stärke ihm die Kraft, deren er noch bedürfen wird! Laß auch ihn in Deinen Prüfungen nur die Wege Deiner Liebe sehen und die Vorbereitungen auf ein schöneres Heil, und lehre uns alle voll Vertrauen auf Dich und voll Aufmerksamkeit auf Deinen Willen der Zukunft entgegen gehn. Amen.

••

Predigt in Halle am Neujahrstag 1807.

Wohl die tiefste der damaligen Predigten. Auf die Zukunft gerichtet gibt sie Schleiermachers Neujahrswunsch: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt. „Ein Siegeshymnus auf den unzerstörbaren Mut des christlichen Gewissens, auf die Schönheit christlicher Weltanschauung mit ihren Folgen für das sittliche Handeln, auf den Idealismus des geistigen Lebens gegenüber der rohen irdischen Macht.“ Das ist der deutsche Idealismus, der stärker war als Napoleon.

Herr, lehre uns tun nach Deinem Wohlgefallen! Das ist unser erster gemeinschaftlicher Wunsch in dem neuen Lebensjahre,

welches wir beginnen. In das Innere unseres Gemütes in Deiner Gegenwart hineinschauend, achten wir alles andere gering und fühlen uns nur von diesem Verlangen ergriffen, nichts von dem zu versäumen, was Dein Wille und Dein heiliges Gebot sein wird an uns alle. Aufs neue gleichsam sehen wir die Laufbahn eröffnet, und wer irgend einem andern Ziele nachtrachtend sie mit seinem Blicke durchirrt, dem möchte bangen und schwindeln. Aber eben ist sie auch so für die, welche nur Dich suchen und der Leitung Deines Geistes sich willig hingeben. Ja, er wird uns leiten, Dein guter Geist, auf ebener Bahn, und dieser mutigen Zuversicht verschwinden alle Schrecken. Herrlich und weise werden sich uns Deine Führungen entwickeln, stärken wird uns über alle Versuchung hinaus Deine Kraft, und tapfer wollen wir der Zukunft entgegen gehen, die Du uns bereitet hast.

Ganz anders, meine christlichen Freunde, ist gewiß uns allen heute zu Mute, als sonst bei dem Antritt eines neuen Jahres. Sonst erheiterte seinen ersten Morgen frohe Erinnerung und lächelnde Hoffnung; jetzt trübt ihn von allen Seiten die Sorge. Sonst begegneten sich Freunde und Bekannte mit scherzenden Wünschen, daß es hierin oder darin noch besser mit ihnen werden möge, wiewohl sie Ursache hatten, sich des Wohlseins zu freun, in welchem sie einander begrüßten. Jetzt ist schon die Wiederherstellung in den vorigen Zustand ein kühner Gedanke, dem wenige Raum zu geben wagen und der für nicht wenige schon durch die herbesten Schicksale seine schönste Bedeutung verloren hat. Allein, meine Freunde, Wünsche solcher Art waren doch nie der fromme, eigentliche christliche Teil unserer Empfindungen, und so

wäre wenigstens hier der Ort nicht, darüber zu klagen, daß sie gelähmt durch die letzten Ereignisse des vorigen Jahres sich heute nur dürftig emporschwingen können. Auch wollen wir ihnen nicht etwa gewaltsam aufhelfen und umherflatternd unter schmeichelnden Vorstellungen von dem, was uns dennoch angenehmes und erheiterndes begegnen könne, unsern Sinn an einem seiner Natur nach fröhlichen Tage in die Farbe erneuter Hoffnungen tauchen. Sondern hier gebührt es uns, auf den ernsten Gehalt des Lebens hinzusehen und durch fromme Erhebung die Seele für einen neuen Zeitraum zu stählen und zu heiligen, um in den Stärkungen christlicher Weisheit die Bürgschaft eines immer fortschreitenden innern Wohlergehens von hinnen zu nehmen. Und ich bitte euch nicht etwa, daß ihr euch, weil es die Zeit so erheischet, begnügen lassen möget mit einem so herabgestimmten Endzweck meiner Rede; sondern ich fordere euch auf, daß ihr im Gefühl seiner Größe und Wichtigkeit den göttlichen Beistand dazu mit mir erflehen wollet, als den ersten Segen unserer diesjährigen Versammlungen.

Text: Matth. 10, 28. Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib töten und die Seele nicht mögen töten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle.

Wir werden alle geneigt sein, eine Anweisung unseres Erlösers, welche unserer Sorge und Furcht die gehörige Richtung gibt, als eine

Regel der Weisheit anzusehn, von deren Befolgung jetzt mehr als je unser ganzes Heil abhängt. Laßt uns daher nach Anleitung dieser Worte in den Sinn unseres Erlösers uns hineindenken und uns ermuntern, in diesen Zeiten besonders nur so, wie er es uns gelehrt hat, zu fürchten und nicht zu fürchten.

I. Zuerst betrachten wir, was wir nicht fürchten sollen, diejenigen nämlich, welche nur den Leib zu töten vermögen, die Seele aber nicht beschädigen können.

Wir haben dies anzusehen, meine Freunde, als die Beschreibung jeder irdischen Macht, jeder, die auf dem Gebiete seines zeitlichen Lebens den Menschen angreifen kann; und von dem Höchsten, was eine solche zu leisten vermag, ist die Bezeichnung hergenommen. Denn von allen zeitlichen Übeln ist der Gipfel der Tod. Legt euch eine äußere Gewalt Entbehrungen auf gewohnter Genüsse: das gänzliche Aufhören aller Lust ist der Tod. Hemmt sie das frohe Bewußtsein des Lebens durch Schmerz, den sie zufügt: die gänzliche Hemmung dieses Bewußtseins ist der Tod. Raubt sie euch die Mittel zu eurer Tätigkeit für die Welt: die Aufhebung aller tätigen Gemeinschaft mit der Welt ist der Tod. Unter dem größeren nun ist das Geringere mit begriffen; und wer nur irgend etwas von demjenigen fürchtet, wozu der Tod die letzte Neigung ist, der fürchtet eine irdische Macht. Wer aber Gegenstände der Furcht hat, wogegen ihm der Tod selbst als etwas Geringes erscheint, oder womit er als etwas ganz Ungleichartiges gar nicht kann verglichen

werden, dem wird auch sein eignes Gefühl sagen, daß das keine irdische Macht sei was er fürchtet. Laßt uns das noch auf eine andere Weise uns deutlich machen auch aus den Worten unseres Textes. Alles was der Mensch fürchten kann, muß auf irgend eine Weise Tod sein, Störung des Lebens und daran also, was ein Mensch fürchtet, kann man erkennen, worin er sein Leben setzt. Alles Leben aber ist Seele und Leib, und die irdische Macht, die wir nicht fürchten sollen, ist die, welche von jedem Leben nur den Leib töten kann. Nehmt gleich das zeitliche Leben des einzelnen Menschen; jeder, der aus Gott geboren ist, muß wissen, daß dieses mit allen seinen mannigfaltigen Ereignissen und allem was in seinen Kreis gehört, nur der Leib des wahren Lebens ist, an welchem und durch welchen sich die Seele desselben offenbart. Diese Seele aber ist eben der Geist Gottes, aus dem wir geboren sind, und welche irdische Macht könnte wohl dessen Sein und Walten irgendwie stören? Nehmt unser Eigentum, welches ja wohl jede irdische Macht uns schmälern und rauben kann; es ist ja von unserer Wirksamkeit in der Welt nur der Leib, durch den wir sie ausüben, die Seele derselben aber ist unsere Gesinnung, unser Talent, unsere angeborene Lust und Liebe zu dem, was wir in der Welt vorzüglich schaffen und bilden. Nehmt das Zusammensein mit denen, die wir lieben, welches ja auch wohl irdische Macht durch gewaltsame Trennungen stören kann; aber sie stört dann nur den Leib dieses freundschaftlichen Vereins, die Seele davon

ist die innere Übereinstimmung, die Liebe selbst, die Art, wie wir uns erkennen und stärken und in einem Geist einander gegenwärtig sind, und welche irdische Gewalt kann der wohl etwas anhaben? Nehmt den Beruf und den Wirkungskreis eines jeden in der Gesellschaft, den ja wohl Gewalttätigkeiten und Unfälle auf allerlei Weise verschließen können. Aber auch das ist nur der Leib unseres Tuns, die Seele davon ist die Liebe zu dem Ganzen, in welches unser Tun eingreift, und diese ist unvertilgbar und muß, so gewiß sie in uns ist, sich auch wieder irgendwie äußern, sei es auch ganz abweichend von der gewohnten Art. Und so wird es überall und auf jedem Gebiete des Lebens nur der Leib sein, den die Menschen töten können.

Wenn nun dies die Grenzen sind, auf welche ihrer Natur nach jede irdische Macht beschränkt bleiben muß: ist es nicht eine Torheit, sie zu fürchten für jeden, der nicht in diesem Leibe nur lebt, sondern dessen Leben Geist ist? Torheit gewiß! Denn wenn wir nun aus Furcht vor solchen Übeln, deren ärgstes der Tod ist, irgend etwas unterlassen, was das Gewissen gebietet, irgend etwas tun, was der Stimme der innern Ehre zuwiderläuft: so geraten wir ja eben in das, was für ärger als den Tod zu halten unser Vorzug ist, und sterben, indem wir selbst die Seele jedes Lebens verwunden, eines anderen Todes, nach welchem auch das Leben des Leibes keinen Wert mehr für uns haben kann.

Darum aber, meine Freunde, ist es eine höchst verkehrte Meinung, so weit verbreitet sie auch sein mag,

als ob der Mut nicht eine allgemeine notwendige Tugend wäre, sondern nur eine besondere Fertigkeit, welche in sich auszubilden und sie dann für alle übrigen zugleich auszuüben einigen gebühre; und als ob alle übrige, welche nicht diesem Stande angehören, der sich den Mut zu seinem Geschäft gemacht hat, sich ohne Schmach und Schande einen gewissen Grad von Feigherzigkeit zugestehen dürften und es als eine Entschuldigung vorbringen für Verwirrungen, für Unterlassungen, für Pflichtverletzungen mancher Art, daß sie aus Furcht wären begangen worden und daß man etwas vielleicht von dem, was die Pflicht geboten, aufgeopfert habe, um nur alles übrige zu erhalten.

Überlegt nur, meine Freunde, ob es wohl irgend einen Beruf gibt, bei dem wir uns lossagen könnten von dieser Verpflichtung, nie, nie aus banger Sorge für das Leibliche desselben den Gesetzen unseres geistigen Daseins zuwider zu handeln. Überlegt, ob irgend einer von uns so abgesondert ist, so ausgeschlossen aus dem gemeinschaftlichen Leben, daß er bei treuer und steter Erfüllung seiner Pflicht nichts zu besorgen hätte von der Rache derer, die im Genuß ihrer Pflichtwidrigkeit durch seine gewissenhafte Strenge gestört werden, nichts von den feindlichen Gesinnungen derer, die dem Guten überall den Krieg geschworen haben, nichts von der Unachtsamkeit derer, denen er vielleicht, indem er Größeres, Gemeinschaftliches verwaltet, seine eigenen Angelegenheiten anvertrauen muß. Ja, geht in das Innerste des häus-

lichen Lebens und bemerkt, wie auch dort die Furcht vor äußern Übeln die Quelle ist von ängstlicher Sorge, von genußleerer Kargheit; wie die Furcht vor inneren Unannehmlichkeiten oft das aufkeimende Böse ungerügt anwachsen läßt, wie sie die Heiterkeit des Gemütes verzehrt und die Offenheit der Mitteilung einschüchtert, ohne welche doch gegenseitige Erziehung, Verständigung und Fortbildung nicht gedeihen können. Kurz überall werdet ihr finden, wer immer ängstlich und besorgt um sich schaut, der kann nicht froh und tüchtig das Seinige schaffen. Wer sich erst gewöhnt aus irgend einer Furcht etwas von seiner Pflicht zu unterlassen, dem mehren und vergrößern sich diese Unterlassungen immer, wie sich die Furcht mehrt; allmählich, indem er sich gehn läßt, ohne vielleicht einen Verdacht zu hegen, als sei er schlechter geworden denn zuvor, entsteht ihm jener schwächliche, zitternde Zustand, der den Menschen nicht mehr derb auftreten, nicht mehr fest zuschreiten läßt und ihn zu jedem Geschäft, welches Kraft erfordert, unfähig macht, so daß er vor den Augen Gottes endlich dasteht als der unnütze Knecht.

Denn, laßt uns auch darauf wohl merken, nicht nur auf das, was wir zu tun haben, erstrecken sich die verderblichen Wirkungen der irdischen Furcht; sondern auch auf die Art, wie uns die Ereignisse in der Welt erscheinen und wie wir als Zuschauer unsern Platz darin ausfüllen, äußert sie ihren zerstörenden Einfluß. Wenn sich über nichts verwundern, sondern in allem, was ge-

schieht, auf gleiche Weise die sichern und deutlichen Führungen des Höchsten erkennen in dieser Hinsicht die Vollendung der Weisheit ist: so ist wahrlich alles gelassen erwarten und in seiner wahren Gestalt ruhig herankommen sehen wenigstens der Anfang derselben. Wir wissen aber alle, wie schon die leiblichen Sinne durch die Furcht verblendet und getäuscht werden, wie der Zaghafte überall verdächtiges Geräusch hört, wie sich ihm aus den unschuldigsten Erscheinungen die Vorboten des Schreckens zusammenbilden, wie er in jedem irgend ungewissen Lichte überall furchtbare Gestalten erblickt und wie jede Täuschung dieser Art gewiß auch etwas in seiner Seele zurückläßt, aus denen sich wieder neue und ähnliche Täuschungen entwickeln, wogegen alles Freundliche und Erquickliche ungenossen an ihm vorübergehen kann, so lange er mit seiner Furcht beschäftiget ist. Ebenso nun und noch ärger ergeht es den höheren Sinnen des Geistes. An Beispielen hiezu läßt die gegenwärtige Zeit es gewiß einem jeden in seiner Nähe nicht fehlen. Viele mag jeder von uns gesehen haben, die, so lange sie den Zerrüttungen der Zeit aus einer gewissen Ferne zusehen, sich ein gesundes Urteil über die Begebenheiten und eine richtige Ansicht der verschiedenen Verhältnisse zu erhalten wußten, denen aber, seit sie selbst von den unvermeidlichen Übeln ergriffen worden sind, die Furcht ihren Blick so getrübt hat, daß sie nicht etwa nur alles Drohende in einem vergrößernden Nebel als eine Riesengestalt erblicken, und dagegen alles Auf-

munternde und Hoffnungbelebende ihnen wie Schatten verschwindet, sondern, was bei weitem das Größere ist, daß sie nun gar nicht mehr im Stande sind, in die großen Verhältnisse der Welt einzudringen, sondern alles neue nur in Bezug auf das Gute oder Übel betrachten, was ihnen persönlich etwa daraus hervorgehen könnte. So verhärtet die Furcht das Gemüt! Und was für engherzige Wünsche erzeugen sich aus einer solchen Stimmung! Wie wird man immer geneigter, alles der dürftigen Aussicht auf eine schwankende Ruhe, auch nur für den nächsten Augenblick, aufzuopfern! An was für trostlose Hoffnungen hängt sich die geängstete Seele! Und wie wird der Mensch in solchem Zustande von Tage zu Tage unfähiger, mit der Zeit, die ihn trägt, auch wirklich zu leben und die höhere Bedeutung derselben zu verstehen, so daß er das einzige, was wahrhaft ist und bleibt in diesen Erscheinungen, nämlich die Führungen des Höchsten und die Art, wie er Gutes und Schlechtes jedes in seiner wahren Natur uns offenbart, gar nicht mehr zu verstehen vermag.

Ich hoffe also, meine Freunde, darüber werden wir einig sein, wenn auch alles in Erfüllung ginge, was wir für dieses Jahr zunächst wünschen mögen; wenn wir befreit würden von der Nähe der Sieger, wenn ein rühmlicher Friede den Glanz des Vaterlandes wieder herstellte oder noch erhöhte; wenn sich jedem die Laufbahn seiner Tätigkeit mit den schönsten Aussichten aufs neue eröffnete; wenn ein schnell wachsender Wohlstand

jeden bisherigen Verlust bald vergessen machte und reichlich ersetzte: so könnte doch dies alles das Glück desjenigen nicht sicher stellen, welchem jenes einzige Übel zurückbliebe, die Furcht. Denn das frühere, ach nur zu verderbliche Gefühl der Sicherheit, das nur in der Unbekanntschaft mit den großen Übeln der Zeit sich erhalten kann, würde ihm doch nicht zurückkehren; jeder Genuß der Gegenwart, so wie jede pflichtmäßige Tätigkeit würde beschränkt sein und getrübt durch die Sorge; in furchtsamem Umherblicken auf nahe und ferne Begebenheiten, in eiteln Maßregeln der Sicherstellung würde auch die glücklichste Zeit vergehen, und ruhiges Wohlsein, so wie treue Befriedigung des Gewissens würde ihm nie möglich sein; ja selbst wenn die Erinnerung an die überstandenen Schrecknisse ganz ausgelöscht werden könnte aus seiner Seele, so würden immer auch die gewöhnlichsten Abwechselungen, die in dem ruhigsten Leben vorkommen, stark genug sein, um sein Dasein je länger je mehr auszuleeren und herabzuwürdigen.

Darum, werde es im Äußeren wie es wolle, wohl uns, wenn uns nur dieser eine Wunsch gelingt, uns frei zu halten von der Furcht! Mag uns dann in der nächsten Zukunft ähnliches oder ärgeres bevorstehen, als wir schon erduldet haben: widriges oder niedriges kann uns nicht begegnen; nämlich denjenigen nicht, welche überall nicht im Leibe allein leben, sondern im Geiste, welchen es in allen den verschiedenen Gebieten, in die

unser Dasein sich teilt, nicht um das Äußere, um das Werkzeug, um den Besitz, um den sinnlichen Genuß zu tun ist, sondern darum, zunächst das Innere überall rein zu erhalten und ungeschwächt und die treue Gemeinschaft mit andern nicht aufzugeben, in Verbindung mit welchen wir, so wahr wir im Geiste leben, so gewiß auch äußerlich etwas Gutes und Schönes darstellen werden, auf welche Weise und unter welcher Gestalt die Zeit es eben erfordere. So gesinnt werden wir immer aufs neue inne werden, und Lebensmut und Frohsinn werden dadurch wachsen, daß keine irdische Macht den Geist beschädigen und verletzen kann und daß, wo wir auch das äußere Leben und Wohlsein aufs Spiel setzen und verlieren, um nicht zu weichen vom Recht und vom göttlichen Gebot, wir nach der Verheißung des Erlösers das Innere und Höhere gewinnen. Wie auch jedem auf seinem Lebenswege die äußere Wirksamkeit zerrüttet, die wohlausgeführten Werke zerstört und alles Leibliche seines Tuns und Seins verwundet oder ertötet werde: wir werden unter allen Zerstörungen jene göttliche Kraft in uns fühlen, vermöge deren der Geist überall seinen Leib, seine Glieder, seine Werkzeuge wiederherstellt, frisch belebt, umbildet oder neu erschafft; und so werden wir mutig und heiter, tüchtig und unbesiegt, der Welt zum Trotz, Gott zum Preise, uns selbst zur Zufriedenheit dastehn.

Aber alles bisher Gesagte führt uns auch darauf, daß was wir suchen damit noch nicht gefunden ist, wenn

wir nur auf irgend eine Weise loskommen von der Furcht vor den Übeln und dem Tode; sondern auf die Weise muß es geschehen, die einem auf das Göttliche gerichteten Gemüt allein möglich und anständig ist; wie denn alles nur unter der Voraussetzung gesagt ist, daß es von solchen vernommen werde. Denn sonst gibt es, und gerade aus Zeiten der Unruhe und der Zerstörung erzeugt sie sich am häufigsten, noch eine andere Furchtlosigkeit, eine solche, die, um es recht zu sagen, nur in der Verzweiflung ihren Grund hat, in dem Gefühl, daß es auch keinen sinnlichen Genuß des Lebens gibt für den, welcher der Furcht unterliegt. Aber unselig, ja der Unseligste ist der, welcher auf diese Weise die Furcht von sich wirft und weil die höchste und geistigste Scheu zuerst und am meisten dem, wonach er trachtet, entgegensteht und dahin bringt, daß er nicht nur irdische Macht nicht fürchtet, sondern auch die höhere nicht, und uns so eine Größe zwar darstellt, aber nur die Größe des Lasters und die verhaßte Kraft wilder zerstörender Roheit.

Wir also wollen, indem wir diejenigen nicht fürchten, welche nur dem Leibe zu schaden und ihn zu töten vermögen, doch den Herrn fürchten, der auch die Seele verderben kann in die Hölle. Und auf diesen Teil des Ausspruches Christi laßt uns jetzt noch unsere Aufmerksamkeit richten.

II. Den Herrn fürchten ist ein eben so gewöhnlicher, als vieldeutiger und mißverständlicher Ausdruck.

Es gibt eine Furcht Gottes, welche gerühmt wird als der Weisheit Anfang, es gibt eine andere, welche ausgetrieben werden soll durch die Liebe; und beide von einander unterscheiden zu lehren, möchte nichts geringeres heißen, als das Wesen des Christentums darzustellen. Darum aber glaube ich voraussetzen zu dürfen, daß wir alle diesen Unterschied verstehen, und will nur noch daran erinnern, wie sich das Richtige auch in diesen Worten unsres Erlösers ausspricht.

Auf den ersten Anblick freilich könnte es scheinen, als ob hier die Rede sein müßte von jener verwerflichen Furcht vor den Übeln, welche Gott in jener Welt als Strafe verhängt; denn so denkt man sich gewöhnlich das die Seele verderben in die Hölle. Allein könnte sie wohl alsdann der Erlöser jener andern Furcht vor irdischer Gewalt entgegensetzen? Laßt uns also diesen Gedanken ganz verbannen und überzeugt sein, daß die Furcht, welche uns der Erlöser empfiehlt, eine andere sein muß. Laßt uns daran uns halten, daß der Erlöser nicht gekommen ist, um zu richten und durch Furcht vor Strafen zu schrecken, sondern daß jeder, der auf ihn nicht hört oder von ihm weicht, schon gerichtet ist durch sich selbst. Laßt uns daran gedenken, daß die Gesinnung gegen Gott, zu welcher er uns bilden will, nur eine ist, die Liebe, und daß also auch die Furcht, welche Christus empfiehlt, eins sein muß mit der Liebe. Und eine solche kennen wir ja gewiß alle in unsern liebsten Verhältnissen. Oder wäre nicht in jeder Liebe jene

zärtliche Besorgnis, wir möchten etwa durch andere Verhältnisse unmerklich entfernt werden von dem geliebten Gegenstande? jene leise Furcht, unachtsamer Weise wo sein Mißfallen zu erregen? Müssen wir nicht überall das Kleinod der Liebe sorgsam bewahren, und ahndet uns nicht öfter, so lange wir noch zu keiner vollkommenen Vereinigung gediehen sind, die Möglichkeit, es könne uns die Seele der Liebe verschwinden, wenn auch das Äußere der Verhältnisse erst allmählich und späterhin gestört wird? Sehet da, das ist auch in unserm Verhältnis zu Gott die Furcht, welche neben der Liebe bestehen kann und eins ist mit ihr, mit einer solchen freilich, die noch keine vollkommene Vereinigung darstellt, aber welcher Mensch könnte sich auch rühmen in diesem Leben der Schwachheit und der Sünde auf einer solchen Stufe zu stehen? Und wenn wir fürchten, entfernt zu werden von Gott, ist nicht Entfernung von ihm die Hölle? Wenn wir fürchten, sein Mißfallen zu erregen, ist nicht das Bewußtsein seiner Gnade zu entbehren die Hölle? Wenn wir fürchten müssen, wir könnten das liebevolle kindliche Verhältnis zu ihm zerreißen, ist nicht jeder Aufenthalt eines von ihm verlorenen Sohnes die Hölle?

Indessen in Zeiten der Ruhe und Ordnung, wo nichts der Besonnenheit dessen, der seine Seligkeit schaffen will, zu mächtig in den Weg tritt, wo der Mensch leicht seiner selbst mächtig bleibt, wo er kleine Abweichungen leichter wahrnimmt und ohne Schwierigkeit von ihnen wieder einlenkt, da freilich wird die Liebe nicht für gewöhnlich

in jener Gestalt der Furcht auftreten. Leichter aber geschieht es und heilsamer, ja oft notwendig ist es, in schweren verworrenen Zeiten, wo das Gemüt auf allerlei Weise heftig bewegt wird, wo der Mensch nicht ruhig einen großen Teil seiner Laufbahn übersehen kann, wo die rasche Bewegung aller Dinge zum stillen Sammeln des Herzens vor Gott wenig Raum läßt, wo der Mensch bei jedem Schritt in Gefahr ist zu wanken und zu straucheln und die Grenzen des Rechts und Unrechts oft schwer zu entdecken sind, wo schneller und unvermeidlicher ein Fehler den andern herbeiführt und wo die Folgen seiner Taten ihn oft auf die unseligste, zerstörendste Art übereilen. Solche aber waren die Zeiten, auf welche der Erlöser seine Jünger warnend vorbereiten und stärken wollte; solche sind auch die, welche uns jetzt getroffen haben. Sehr wohl war es also getan, ihnen und uns die Liebe auch in dieser Gestalt darzustellen, sie und uns anzumahnen zu jener heilsamen Furcht, der wir jetzt schwerlich zu viel tun können. Denn wenn wir recht um uns schauen, werden wir gestehen müssen, daß der größte Teil der Verschuldungen im einzelnen und im ganzen, durch welche wir leiden unter den Stürmen der gegenwärtigen Zeit, nicht sowohl einer offenbar bösen Gesinnung zuzuschreiben ist, als vielmehr nächst jener sträflichen Furcht vor dem Irdischen, aus einem Mangel dieser heilsamen Furcht, dieser wahren Furcht vor dem Herrn sich erklären läßt. Und gewiß, wenn wir wollen, daß uns weniger dergleichen das neue Jahr zu bereuen

gebe, so laßt uns der heiligen Furcht uns hingeben, zu der uns Christus auffordert. Wer immer besorgt ist, daß er sich nicht das Mißfallen Gottes zuziehe, dessen Liebe und Wohlgefallen ihm über alles geht, o der wird achtsam auf dessen Stimme in seinem Gewissen hören, der wird auch jeden leiseren Ruf derselben immer besser verstehen lernen. Wer es fühlt, daß er noch Ursache hat sich zu fürchten, es könne irgend etwas ihn von der Liebe Gottes scheiden, der wird desto fester in dem wechselreichen Getümmel der Welt auf die ewige Gestalt des Wahren und Guten seinen Blick geheftet halten, der wird in jeder heftigeren Bewegung seiner Seele desto redlicher sich selbst prüfen, ob auch sein Eifer ein Eifer sei für den Herrn, der wird achtsam auf sich selbst es schnell inne werden, wenn irgend eine unreine vergängliche Liebe sich seiner bemächtigen will, oder wenn irgend ein irdischer Verlust ihn so ergreift, daß er sich die Möglichkeit denken kann, Unheiliges zu tun oder Unwürdiges zu leiden, um ihn wieder zu ersetzen. Wer noch besorgen kann, sich von dem Ewigen, Lebendigen, Alleinweisen, immer Tätigen zu entfernen, der wird sich zusammenraffen, sobald er sich auf untätiger Unentschlossenheit ergreift, und das Verlangen auf den Wegen Gottes zu wandeln wird ihn das Rechte finden lehren; der wird nicht lange irgend ein törichtes Beginnen der Menschen unterstützen, sondern die erste fromme Überlegung wird ihm deutlich machen, hier sei der Punkt, wo seine bangen Ahndungen anfangen könnten in Erfüllung zu gehn. Ja diese Be-

sorgnis muß uns wach erhalten unter allem was uns irgend einschläfern könnte, nüchtern und besonnen unter allem was uns zu berauschen und in den Strudel der Leidenschaften mit fortzureißen sucht! Und so von der Furcht des Herrn beseelt und geleitet, wie könnte je, es sei Furcht vor den Dingen dieser Welt oder Liebe zu ihnen uns irre führen! Wie könnte je das Auge unseres Geistes verschlossen sein alles zu sehen, worauf wir mit göttlicher Kraft zu wirken haben! Wie könnten wir je durch Furcht und wirkliches Unglück so gelähmt oder durch ruhige Behaglichkeit so verwöhnt werden, daß wir uns Vorwürfe bereiteten durch schlaffe Untätigkeit! Wie könnten wir je, das Auge in kindlicher Scheu auf den Vater der Liebe geheftet, die Winke seiner Güte übersehen und auch unter Trübsalen und Leiden das Schöne und Gute unbemerkt lassen, wozu Er uns einladet!

Sehet, meine Freunde, so führen uns Furcht vor dem Herrn und Furchtlosigkeit vor allem andern vereint zu jener den Kindern der Welt unbegreiflichen Schönheit des Lebens, daß der heiligste Ernst und die gewissenhafteste Treue, die auch das Kleinste sorgsam behandelt und sich nichts entgehen läßt oder entreißen, was wir irgend als das Unsrige anzusehen haben auf dem Gebiete der Pflicht, sich verbinden mit dem ruhigen Frohsinn und der heitern Leichtigkeit, welche dem Spiele des irdischen Wechsels gelassen zusieht und ohne Seufzer und Tränen fahren läßt, was vergänglich ist.

Denn auch was die Furcht des Herrn unter uns auszurichten hat ist nicht auf das unmittelbare Handeln allein eingeschränkt. Selbst dann nicht, wenn bessere Zeiten uns wieder einen größeren und sicheren Wirkungskreis eröffnen, wenn wir jede jetzt zurückgehaltene Kraft wieder im Dienste des gemeinen Wesens gebrauchen können und alles jetzt Getrennte wieder vereinigt ist, selbst dann wird unser Leben nicht ausgefüllt durch das Tun allein; wie viel weniger jetzt, wo nach so vielen Seiten hin unwillkürlich unsere Tätigkeit beschränkt ist und wir schmerzlich beklagen, daß wir statt des Handelns auf müßiges Zuschauen verwiesen sind. Allein eben in diesem Zuschauen offenbart sich gleichfalls auf verschiedene Weise die Regel, der das Leben des Menschen folgt, und nicht müßig ist es, weil es ihn mächtig entweder vorwärts bringt oder abführt. Leichtsinnige, gehaltlose Ansichten des Weltlaufes, wenn wir uns ihnen hingeben, entfernen und entfremden uns die Anschauung Gottes. Denn worin können wir Ihn schauen, als in der Regierung der Welt und in den Aussprüchen des Gewissens? Wer aber jene vorwitzig meistert, muß nicht bei dem auch dieses schon irre gemacht sein und immer leichter irre geführt werden? Wünschend oder träumend auf eine andere Anordnung der Welt hinsehen, als Er sie wirklich herbeiführt, das deutet schon auf eine Neigung des Herzens, sich von Ihm zu entfernen. O, daß nur das Bild Gottes uns nicht verschwinde unter den verwirrenden Gestalten des Augenblickes, darüber laßt uns wachen!

Jede eigne Klugheit laßt uns gern preisgeben, um seine Weisheit zu sehen, immer voraussetzend, was Er eigentlich herbeiführt durch alles was geschieht, das sei das Rechte und seine Absichten immer suchend im Reinigen, Umbilden, Erneuern; daß nur nicht ein Unverstand und ein Dünkel aufkeime in unserer Seele, der uns notwendig von Ihm trennt. Wahrlich, Er ist nahe denen, die Ihn suchen, Er läßt sich finden von denen, die in ehrerbietiger Scheu seine Werke und seine Wege erforschen, die gern sich selbst beschuldigen und widerlegen, um seine Weisheit kindlich und gläubig zu erhöhen. Von seiner Furcht geleitet, wird unser Denken ebenso rein und ebenso gesegnet sein als unser Handeln und nichts von alledem, weshalb die Weisheit sich muß strafen lassen von denen, die noch nicht recht ihre Kinder sind, wird unsern Blick verdunkeln. Wir werden überall den Herrn sehen und wer Ihn sieht, dessen Leben ist Friede und Freude; wir werden überall in seinem Sinne handeln, und so kann niemand wider uns sein und kein feindliches Ungemach uns treffen. Was aber ist Seligkeit, oder wo wollen wir sie jemals finden, wenn wir sie nicht haben in diesem Zustande, wo der Mensch in seinem Denken und in seinem Tun sich immer mehr einiget mit Gott, wo er durch den Sohn auch den Vater erkennt und mit dem Sohne auch in dem Vater lebt: ein Zustand, zu welchem wir unter allen Umständen dadurch gelangen werden, daß wir den Herrn fürchten und sonst nichts. Wer ist aber unter uns, dem hieran

nicht genügte, der neben diesem Wunsch, welcher uns alle Herrlichkeit, die die meisten nur in der andern Welt suchen, schon in dieser auftut, noch einen andern könnte aufkommen lassen in sich? Nein, alle müssen sie verschwinden vor diesem! Diesen allein zur Erfüllung führend, laßt uns ruhig kommen sehen, was über uns beschlossen ist! Laßt uns mit allen denen, die Ihn fürchten und lieben, in freudigem Mut und guter Zuversicht sagen: Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erden.

Das sei also, weiser und gütiger Gott, was wir am heutigen Tage vor Dich bringen, das immer wohlgefällige Gebet um Weisheit und Treue. Laß uns immer erfunden werden als würdige Jünger dessen, der auch durch Leiden zu seiner Herrlichkeit eingehen mußte. Laß uns unter allen Stürmen des Lebens unser Verhältnis zu Dir immer so fest im Auge behalten als Er, und wenn uns das bevorsteht, was andern das Ärgste dünkt, uns ebenso ruhig wie Er daran erfreuen, daß wir nicht gewichen sind von Dir, daß wir nichts versäumt haben von dem, was Du uns anvertrautest, und daß wir nichts gescheut haben als Dich, dessen Nähe beseliget und dessen Ferne verdirbt. Möge es uns immer wie Ihm stärkende Speise sein Deinen Willen zu tun, Du magst uns nun nach Deiner Weisheit über weniges gesetzt haben oder über vieles! Und es mag nun auch von uns genommen werden, was Du uns nach Deinem Rate zu nehmen beschlossen hast, daß wir überall nur Deinen Namen ehren und in freudiger Tätigkeit auf Deine segnende und auferweckende Kraft hoffen.

So, gütiger Gott, laß Dir heute empfohlen sein unser gesamtes deutsches Vaterland und vornehmlich das Reich unseres Königes. Ihn hast Du uns gesetzt in diesen Zeiten zu einem

leuchtenden Beispiel, wie eine große Sache es sei um jenen Mut, der keine irdische Macht fürchtet und lieber alles versucht und erduldet, als der Überzeugung untreu zu werden und dem Gewissen. Fahre fort ihn zu segnen mit diesem Mute und ihn zu erleuchten mit Weisheit von oben. Laß ihn Glück und Ruhe finden mitten unter Sorgen und Leiden in dem Bewußtsein, daß er nur Dich fürchtet und nur trachtet Deinen Willen zu tun. Laß ihn aber auch Diener und Untertanen finden, die seiner würdig sind durch gleiche Gesinnung, und laß ihm erfreuliche Beispiele entgegenkommen auch aus den scheinbar abgerissenen Teilen des Vaterlandes, daß er freudig inne werde, wie sein Wille zum Wohl des Ganzen auch da geschieht, wo er jetzt nicht unmittelbar gebietet. Leite durch Deine Furcht alle Diener des Staates, die zum allgemeinen Wohl tätig sein sollen in diesen schwierigen Zeiten! Mehr als je bedürfen sie ihrer, um zu wählen was recht und wohlgefällig ist vor Dir und sich ohne Vorwürfe zurecht zu finden in dem Widerspruch ihres Zustandes mit ihren Wünschen. Segne vornehmlich auch jetzt unsere frommen Zusammenkünfte zu Deiner Verehrung! Verleihe den Lehrern der Religion Mut und Weisheit, daß sie ohne Scheu verkündigen Deine Wahrheit und Deine Rechte. Erleuchte diejenigen, die sich einfinden an den Stätten Deiner Anbetung, daß, wenn sie auch vielleicht nur Trost und Ruhe suchen, sie zugleich auch Weisheit und Heiligung finden. Segne vor allem die Erziehung der Jugend, daß schönen Zeiten ein würdiges Geschlecht durch unsere Sorgfalt entgegenreife und wir getreu jeden Keim des Guten pflegen, welches wir von Deiner Vaterliebe hoffen. In allen Dingen, Herr, lehre uns tun was Dir wohlgefällt, Dein guter Geist leite uns auf ebener Bahn. Amen.

••

An Friedrich von Raumer.

12. Januar 1807.

Ehe der Krieg begann, hatte ich herrliche Projekte und glaubte, andere hätten sie auch. Ein nordischer Bund, zu dessen Grundlagen als Pfand des gegenseitigen Vertrauens allgemeine Handelsfreiheit notwendig gehörte, und ein vereinigtes Militärsystem, was die Deutschen wieder zu Brüdern gemacht hätte. Nun hat man freilich, wenngleich zu spät, doch übereilt gehandelt, und meine Projekte sind mit in die Luft geflogen. Die Lage von Europa ist närrisch, die beiden Extreme stoßen zusammen; allein, vielleicht entsteht aus ihrem Kampfe wieder ein neuer Raum für das Mittlere, das der Indifferenz näher ist. Die Anschauung der französischen Armee hat mich wenigstens überzeugt, daß an eine dauernde Herrschaft dieser Macht über unser festes Land nicht zu denken ist, und was man von der französischen Verwaltung sieht, scheint nicht mehr Sorge zu erregen. Der Herrscher hat zu wenig den Sinn eines Königs; alles scheint nur darauf berechnet zu sein, einen unsicheren Emporkömmling durch Benutzung jedes niederen Interesses zu befestigen. Und sollte es denn nicht leicht sein, selbst seine Kriegskunst zu besiegen, durch Beharrlichkeit von vorn und durch kluge Leitung der Bewegungen, die sich notwendig weit im Rücken der Heere organisieren müssen? Doch wäre dies vielleicht für manches andere Übel nur ein Palliativkur. Um ein neues Deutschland zu haben, muß wohl

das alte noch viel weiter zertrümmert werden. Außerdem, daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein, zu großem Ärger Ihres Bruders und Steffens'! Aber freilich geht meine Leidenschaft auf eine Idee von Preußen, welche vielleicht in der Erscheinung die wenigsten erkennen. Ob sich nun diese nach der gegenwärtigen Krisis besser herausarbeiten wird, steht dahin; vieles Gute erscheint mir fast unvermeidlich.

••

Predigt in Halle am 17. Januar 1807.

Text: Evang. Joh. 2, 1–11.

Es ist immer wieder die Kraft des Glaubens, die auf dieselbe wunderbare Weise uns stärkt und aufs neue belebt, es ist immer wieder Christus, dessen Herrlichkeit sich in der Nahrung unseres höheren Daseins offenbart. Ja, nicht nur das Leben der einzelnen Christen ist einer solchen sich immer wiederholenden Abnahme unterworfen, welche immer neue Stärkungen erfordert, in denen Christus sich verherrlicht, sondern wir finden dasselbe auch, wenn wir auf das Leben ganzer Völker sehen, der Völker zumal, die den Namen Christi führen, und wenn sie auch nicht ganz aus wahren Verehrern desselben bestehen, doch durch das Christentum gebildet und gereiniget worden sind. Alle Zeiten, in denen ein solches Volk wahrhaft kräftig lebt, wahrhaft große Taten ausübt, große Geister in seiner Mitte erzeugt, Beispiele großer

Tugenden aufstellt und eine Lebensweise sich selbst bildet und ordnet, die es lange auf einer würdigen Bahn erhält, diese Zeiten sind immer solche, in denen der Glaube, die Frömmigkeit und alles was in dieses Gebiet gehört, sich als große bewegende Kräfte beweisen und auch auf den großen Haufen eine wenn auch nicht ganz lautere, wenn auch nicht in dem Innersten eines jeden einzelnen Gemütes für immer sich festsetzende, aber doch eine begeisternde und durch alles andere sich hindurch arbeitende Gewalt ausübten. Aber diese Begeisterung verraucht allmählich, die Söhne und Enkel gleichen schon nicht mehr den Vätern, die künftigen Geschlechter werden immer tiefer verflochten in die irdischen Dinge, es kommen Zeiten der Erschlaffung, wo es an allem Hohen und Geistigen leider fast gänzlich gebricht. Und wenn dann wieder eine neue Kraft die fast erstorbene Masse durchdringen, wenn wieder eine neue heilige Glut das träge Blut rascher umhertreiben soll: nicht von denen kann dies ausgehen, welche das schon so schlecht bestellte Gastmahl des Lebens zu ordnen übernommen haben, sondern von denen, die einer reinen Lust an dem Willen Gottes fähig, die von der Kraft der Wahrheit begeistert, die, um ihr Volk zu retten und zu erhöhen, zu jeder Aufopferung bereit sind. Und ist das nicht der Geist Christi, ist er es nicht, dessen Herrlichkeit an solchen Wiederherstellungen sich offenbarte?

••

An Henriette Herz.

2. Februar 1807.

Die Schicksale der Menschen, liebe Jette, mußt Du etwas im Großen ansehen. Dann wirst Du in der jetzigen Zeit nichts anderes finden, als was uns die Geschichte überall darbietet, daß auf Erschlaffung Zerstörung und sterbender Kampf folgt, während dessen, wenn auch nur eine Schlechtigkeit gegen die andere streitet, die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes sich entwickeln. In der Geschichte waltet überall derselbe Genius der Menschheit. Die unsichtbare Hand der Vorsehung und das Tun der Menschen selbst ist eins und dasselbe. Sieht man zu sehr auf das Einzelne, so wird man schwindlig wegen der Kleinheit der Gegenstände. Kannst Du Dich aber dessen doch nicht enthalten, wie es die Weiber selten können, so fasse es nur fest und Du wirst sehen, daß grade hier der Unterschied weit geringer ist, als er scheint, wenn man das Kleine mit dem Großen verwechselt. Was kann der Misere wohl Großes begegnen? Es ist wenig Unterschied in ihrem Schmerz und in ihren Freuden gegen sonst. Ja, nicht nur von der Misere gilt das, sondern von jedem Menschen. Mündlich wollte ich Dir das besser demonstrieren. Du kannst aber die Grundzüge davon in einer von meinen Predigten finden, von der Gerechtigkeit Gottes. Dieser Maßstab ist allgemein für alle Zeiten.

••

An Brinckmann.

Frühjahr 1807.

Der König hat nicht nur stark gebüßt, sondern ich hoffe auch aufrichtig Buße getan, was ihm ja wohl alle Herzen zuwenden muß, wenn unter den Königen auch nur halb so viel Freude ist über einen umkehrenden Sünder wie im Himmel. . . . Den Frieden wünsche ich aber noch nicht: denn ich fürchte, wenn er bald geschlossen würde, käme Deutschland noch nicht in einen achtungswerten Zustand, und das sollte doch eigentlich die Frucht des Krieges sein.

II. Der Aufbau des Staates.

Predigt in Berlin am 14. Juni 1807.

Die erste Predigt in Berlin. Halle, wo er unter großen äußeren Entbehrungen sich durchgekämpft hatte, hat Schleiermacher im Frühjahr 1807 den Rücken gekehrt. Die Gründe dazu vergleiche im Brief an Ch. v. Kathen, vom Ende 1807. Um des Vaterlands willen verzichtet er auf seine Professur und schlägt auch die ihm in Bremen angebotene Stelle aus. Dafür beginnt er als Privatgelehrter dem patriotischen Drang seines Herzens Luft zu machen und das mattherzige Berlin durch Predigten und Vorlesungen zu stärken.

Text: Römer 14, 23. Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde.

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde. Immer muß dieses Ausspruches tiefe Wahrheit dem Redlichen und Nachdenkenden einleuchten; wie aber kann sie allgemeiner und inniger gefühlt werden, als in Zeiten wie den gegenwärtigen. Denn bei voller Ruhe und Ordnung kommt dem Menschen auf seiner Lebensbahn gar manche Unterstützung von außen, um ihn zu bewahren, daß er nicht gefährlich falle. Durch die herrschende Sitte, durch das öffentliche Urteil, durch den

rechtlichen Geist der Verbindungen, denen er zunächst angehört, und durch manches andere wird der Einzelne getragen und gehalten, daß er eigene innere Festigkeit eher entbehren kann und, wenn man bloß auf sein Handeln und den Einfluß desselben sieht, oft besser erscheint, als er wirklich ist. Aber in Zeiten der Zerrüttung und Verwirrung, wo so manches gesellige Band aufgelöst wird, wo die öffentliche Meinung sich spaltet oder schweigt, wo die Grenzen des Rechtes oder Unrechtes ihre alten Plätze verlassen zu wollen scheinen, wo Rat geben lästiger ist als je, und jeder genug hat, wenn er nur seine eigenen Angelegenheiten in leidlicher Verfassung erhält, da wird jeder wohl ausrufen: Wohl dem, der in sich selbst fest gegründet ist! Wohl dem, welchen auch der Sturm nicht aus seinem Wege wirft, welchem auch die Nebel, die sich um ihn her lagern, den Blick nicht verdunkeln können, welcher auch auf dem schlüpfrigen Boden fest steht und sicher fortschreitet.

Solches geschiehet durch Gnade, setzt freilich die Schrift hinzu, diese Sicherheit kann nur das Werk des göttlichen Geistes sein. Aber das ist nicht dazu gemeint, um uns etwa irgend zu einer Entschuldigung zu dienen, daß wir sagen dürften, wenn unser Herz nicht fest und unser Weg nicht sicher ist, wir trügen nur die Schuld der Natur und der Notwendigkeit. Wir sollen ja nicht vergessen, daß wir als Christen nichts anderes erkennen in unserm Handeln als Gnade entweder oder Sünde,

so daß, was die erste nicht ist, notwendig die letzte sein muß. Niemand also beruhige sich bei der Unsicherheit seines Herzens, sondern überzeugt, daß er sonst immer tiefer in die Gewalt der Sünde sich begibt, trachte jeder, daß er immer mehr fester werde durch die Gnade.

••

Predigt in Berlin im Sommer 1807.

Durch den Tilsiter Frieden war die Großmachtstellung Preußens vernichtet. Weichliche Gemüter wähnten sich erschöpft und sehnten sich nach Ruhe. Aber nicht Ruhe ist Christenpflicht, sondern Opferwilligkeit, Kampf, Arbeit an der Staatsreform! Ist auch vieles verloren, es kann alles wiedergewonnen werden, wenn wir den heilsamen Rat des Apostels befolgen, zu haben, als hätten wir nicht.

Was hört man wohl jetzt öfter und was glaubt jeder, der es vorträgt, mit allgemeinerer Zustimmung auszusprechen, als den sehnlichen Wunsch, daß doch nun endlich in unsere Geschäfte und in allen Zweigen unseres gemeinschaftlichen Daseins Leben und Ordnung zurückkehre, daß der Friede, der dem Namen nach wiederhergestellt ist, uns doch nun auch der Wahrheit nach gegeben werde, daß auf die allgemeine Zerrüttung doch nun endlich Ruhe folgen möge, damit das Zerstörte könne wieder gebauet werden. Dieser natürliche Wunsch kann auch wirklich im eigentlichen Sinne ein frommer Wunsch sein; wenn wir nämlich glauben, wirklich gesättiget zu sein mit

allen den guten Folgen, welche diese Zeit der Verwirrung und der Trübsal nach den Absichten Gottes unstreitig in uns hervorbringen sollte, und nun in dem Gefühl erneuter und gereinigter Kräfte wünschen, wieder in eine rege Wirksamkeit sobald als möglich einzutreten, den Reichtum erworbener Tugenden zur Förderung alles Guten in Umlauf zu setzen und, was sich jetzt fast niemand rühmen kann, in einen angemessenen Wirkungskreis mit Sicherheit und mit der in einer allgemeinen Ordnung gegründeten Unterstützung eingreifen zu können. Allein, wir müssen es uns gestehen, so wie sich diese Sehnsucht nach Ruhe größtenteils ausspricht, nicht als ein mutiges Verlangen nach Tätigkeit, sondern verbunden mit einem Gefühl von Erschöpfung durch das Leiden, mit Klagen über den schon allzulange gestörten und verminderten Lebensgenuß und über die noch mehr schwächenden trüben Aussichten in die Zukunft: so können wir sie nicht für einen frommen Wunsch halten, sondern vielmehr für einen eitlen; so ist sie nicht im Sinne derer gefühlt, die gern soviel als möglich arbeiten wollten im Reiche Gottes, sondern derer, welche für sich und andere nur auf das bloße Wohlsein ausgehen. Oder wenn wir auch annehmen, daß nicht alles Sittliche und Tätige ausgeschlossen ist bei dieser Sehnsucht: so offenbart sich doch darin eine verderbliche Anhänglichkeit an die alte herkömmliche Gestalt des Lebens, als ob nur die Gewohnheit den Menschen stark genug machen könne, das Seinige zu tun, eine kränkliche Abhängigkeit des Eifers und

der Treue im Guten von dem Gefühl äußerer Sicherheit, kurz eine Trägheit, welche nur in dem bekannten, schon oft durchlaufenen Kreise den Beruf des Lebens anerkennen will und sich scheut, in irgend einen ernsten Kampf einzugehen. Und diese Scheu, wie gefährlich ist es nicht, sie einreißen zu lassen! Wer sich einmal scheut vor dem, was bei einer treuen Erfüllung der göttlichen Gebote ihn äußerlich begleiten kann, wie nahe ist der schon dem Ungehorsam! Wie leicht wird dem alles eine Versuchung, sich seinen Verbindlichkeiten zu entziehen! Wie leicht täuscht der sich selbst und hält jede Schwierigkeit für ein unüberwindliches Hindernis, läßt so dieses und jenes fahren, was er ausrichten könnte, opfert einen Teil nach dem andern von dem, was ihm aufgetragen war, und ist nur zu bald von denen gar nicht zu unterscheiden, in denen sich gar keine Lust und Liebe zum Guten je geregt hat. O, möchten wir nie, und am wenigsten in Zeiten immer neuer drohender Schwierigkeiten, vergessen, daß unser Leben auf Erden mehr ein Kampf ist als eine ruhige Ansiedlung! O, wären wir immer rüstige Streiter, die alles andere gern dahinten lassen und nur das bei sich behalten wollen, was sich mit der leichten und behenden Führung der Waffen verträgt! Zu dieser Gesinnung nun soll unsere heutige Betrachtung uns ermuntern.

Text: 1. Kor. 7, 29. 30. Weiter ist die Meinung, daß, die Weiber haben, seien als hätten sie keine, und

die da weinen, als weineten sie nicht, und die sich freuen, als freueten sie sich nicht, und die da kaufen, als besäßen sie nicht, und die der Welt brauchen, daß sie ihrer nicht mißbrauchen; denn das Wesen der Welt vergehet.

Eben dieses nun, daß alles, was wir haben, uns nicht hindern soll, zu sein und zu tun was wir sollen, daß wir alles haben sollen, als hätten wir es nicht, wollen wir als einen heilsamen Rat beherzigen. Auf dreierlei macht uns der Apostel in dieser Hinsicht aufmerksam in unserm Text, erstlich auf unsere äußere Lage in der Welt, die Art, wie wir sie gebrauchen und etwas von ihr uns aneignen, zweitens auf die abwechselnden Stimmungen unseres Gemütes, das Weinen und die Freude, und endlich auf die verschiedenen Verbindungen der Liebe, von denen er gleichfalls auf Veranlassung der an ihn gerichteten Frage nur diejenigen heraushebt, von der alle übrigen gleichsam abstammen. Auf diese drei Stücke laßt auch uns jetzt unsere Gedanken richten.

I. Was zuerst unsere äußere Lage in der Welt betrifft: so ist der Apostel weit entfernt, die Christen in eine genußleere Einsamkeit zurückzuweisen oder ihnen einen besitzlosen, bedürftigen Zustand zu empfehlen, damit sie nicht etwa durch einigen Anteil an den Geschäften und Sorgen der Welt von dem Ewigen abgezogen würden. So sehr dies auch leider nicht lange darauf in der Christen-

heit zur Gewohnheit wurde, so sehr ist es doch den ersten Grundsätzen alles Glaubens an Gott entgegen. Denn der Mensch ist dazu eingesetzt, daß durch ihn, indem er die Erde beherrscht und bildet, das Werk Gottes auf ihr vollendet werde.

Aber eben je treuer wir hierin unsern Beruf erfüllen, je weniger bei dieser Tätigkeit weichliche Neigungen uns leiten oder gewaltsame Leidenschaften uns bewegen, sondern Vernunft und Gehorsam gegen das göttliche Gesetz allein uns regieren, um desto mehr, ich will nicht sagen häufen sich die Güter der Welt unter unsern Händen zu einem üppigen Reichtum oder verbreitet sich um uns her ein überstrahlender Glanz, aber doch um desto sicherer knüpft sich an unsere Pflichterfüllung ein stilles, ruhiges Wohlbefinden; wir wohnen uns freundlich ein unter den Umgebungen, die wir uns nach eigenem Sinn angebildet haben, das Gefühl, geachtet zu sein, Einfluß auf das Leben und das Gemüt anderer zu haben, wird uns ein unentbehrlicher Bestandteil des Lebens. Je mehr nun dies als eine natürliche Folge unseres frommen Sinnes und unseres richtigen Verhaltens erscheint, je mehr sich die göttliche, des Guten sich annehmende Gerechtigkeit darin bewährt und je länger wir diese Vorzüge, wie es in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zu geschehen pflegt, ohne merkliche Störung zu genießen haben, um desto leichter kommen wir in Versuchung, sie als dasjenige anzusehen, worauf alle gute Gesinnung und alles richtige Verhalten hinausläuft, als dasjenige, was eigent-

lich dadurch soll erreicht und ausgerichtet werden. Wenn dann die Gewalt göttlicher und natürlicher Gesetze in dem Teile der Gesellschaft, dem wir angehören, wie dies die menschliche Schwachheit verursacht, allmählich abnimmt und so weit, daß jener gewöhnliche Lauf der Dinge, durch welchen das Angenehme im allgemeinen unmittelbar mit dem Guten verbunden ist, sich umkehrt; wenn die immer hierauf gerichteten Bemühungen der Gottlosen endlich unsere Verhältnisse auf eine solche Spitze stellen, daß wir, um der Übung des Guten, um der Erfüllung des göttlichen Willens treu zu bleiben, den freundlichen Belohnungen Gottes und den wohlerworbenen Früchten des Guten auf eine schmerzhafte Weise entsagen müssen: o, daß wir uns dann nur von jener Täuschung zeitig genug befreien! Gelingt es uns nicht, diese Verfassung unseres Gemütes herzustellen, sobald es darauf ankommt, die Tüchtigkeit unserer Gesinnung und die Freiheit unseres Geistes zu bewähren; gelingt es uns nicht, so Herr zu sein über alles Äußere, daß wir leicht verschmerzen, was mit der Treue gegen das eigentliche Gesetz unseres Lebens nicht besteht: dann trifft uns auch alles, was je die Schrift, was je das Gewissen den Treulosen Hartes androht. Nicht nur diejenigen sind ausgeschlossen aus der innigsten Gemeinschaft mit Gott und Christo, welche sogar, wenn sie zum Gastmahl des geistigen Lebens eingeladen sind – zu jener herrlichen und fröhlichen Feier der göttlichen Güte, wo mit der Übung des Guten, mit dem Erweis frommer Gesinnung auch der Genuß eines

ungestörten Friedens und der ausgesuchtesten Güter des Lebens sich verbindet – nicht nur welche dann Entschuldigungen machen und vorziehen, sich mit irdischen Dingen zu beschäftigen und an niederen Genüssen sich zu ergötzen; sondern auch diejenigen haben nichts besseres zu erwarten, welche dasselbige tun, wenn ein anderer, nicht so erfreulicher Ruf Gottes an sie gelangt, wenn sie aufgefordert werden, Opfer niederzulegen auf dem Altare des Herrn, um etwas beizutragen zum Heile der Welt, sich unter seinen Fahnen als rüstige Streiter gegen die Gewalt des Bösen allen Gefahren, die es anhäufen kann, bloszustellen. Dann nicht erscheinen wollen, weil man festhängt an irdischen Gütern und Besitzungen, wenn auch nicht bloß um sie zu genießen, sondern auch um sie als Werkzeuge für das Gute zu gebrauchen, welches ja aber selbst gefährdet ist von der hereinbrechenden Gewalt, oder weil man, wie man sagt, undankbar verschmähen und wegwerfen müßte, was man als göttliche Belohnung für bewiesene Treue sorgfältig bewahren und den Augen der Welt darstellen sollte, oder weil man preisgeben und aufopfern müßte die Ruhe, den Wohlstand, welche die unentbehrliche Grundlage bilden zu jeder Tätigkeit, die wir als den ordentlichen Beruf Gottes anzusehen haben, das, meine Freunde, heißt nicht nur zu schwerfällig und ernstlich, was uns Gott Erfreuliches zugeteilt hat, besitzen, recht als wären wir nur auf diesen Besitz ausgegangen, sondern es heißt selbst besessen werden von den Gütern dieser Welt, sich in unwürdige Bande ver-

stricken lassen mit seinen höheren Kräften, sich freiwillig in die Knechtschaft der Dinge begeben. Das heißt nicht mehr die Welt brauchen, so sehr auch der Anschein da ist, als hielten wir alles nur deshalb so fest, um es zur Ehre Gottes zu benutzen; sondern es heißt sie mißbrauchen, weil es ein Gebrauch ist, der beides, den, der ihn macht und dasjenige, wovon er gemacht wird, auf gleiche Weise zerstört. Denn, meine Freunde, wer von den göttlichen Gesetzen sich entfernt; wer auf die Aufforderungen Gottes, wie außerordentlich sie auch unter außerordentlichen Umständen sein mögen — das Gewissen wird sie immer bestimmt genug unterscheiden — nicht hört; wer nicht die Sache der Wahrheit, des Rechtes, des Glaubens, der Ordnung um jeden Preis verteidigen will, der nimmt ja den Gütern des Lebens, von denen er zu feigherzig ist, sich trennen zu wollen, dasjenige, was ihnen allein Sicherheit und Bestand geben kann. Abgesondert von jenem sind sie nichts, als der Schein ohne Wahrheit, die Schale ohne Kern, das immer Vergängliche und Flüchtige, ohne irgend ein Bestehendes und Ewiges, nichts als das Wesen dieser Welt, welches vergeht, und wer daran sich festzuhalten meint, vergehet mit und ist, wie sicher er auch gestellt scheine, der unstäteste Flüchtling, folgend mit seinem ganzen Dasein der Vergänglichkeit der Dinge, mit umhergeworfen von den Verwickelungen, die wir Zufall nennen, nichts in sich tragend als die unsicheren, wechselnden, immer wieder verschwindenden Eindrücke, welche der Spiegel sind von

dem, was er unglücklich genug ist zu sehr zu lieben. Aber wer das Vergängliche dahin gibt und seine Lust hat an den ewigen Gesetzen des Herrn, wer sich entäußert und mit dem geht, welcher oft nicht hatte wo er sein Haupt hinlegte, der allein hat eine bleibende Stätte in den Wohnungen Gottes, der allein ist wahrhaft Herr auf der Erde, der allein bleibt gewiß immer ein würdiger Verwalter göttlicher Gaben, und niemand kann das anvertraute Gut aus seinen Händen reißen.

II. Zweitens aber auch in Absicht auf dasjenige, was eben jener Wechsel der Ereignisse, jene Mannigfaltigkeit der menschlichen Verhältnisse innerlich auch Wechselndes in uns wirkt, in Absicht auf die verschiedenen Stimmungen des Gemütes nämlich, ist der Apostel keineswegs gesonnen, uns jene Empfindungslosigkeit zu gebieten, welche sonst wohl von vielen für einen Vorzug ist gehalten worden. Nein, wir sollen vielmehr alles empfinden; Freude und Weinen als die äußersten Grenzen menschlicher Gefühle stellt der Apostel auf und gibt sie uns frei, ohnstreitig alles dazwischen liegende mit darunter begreifend. Nur daß wir uns freuen sollen, als freuten wir uns nicht und weinen, als weineten wir nicht, nur daß von den nachteiligen Folgen, welche beiderlei Gemütsbewegung hervorzubringen pflegt, nichts an uns soll zu merken sein.

Wenn die Bewegungen unseres Gemütes immer nur wären die Freude am Herrn und die göttliche Traurig-

keit, dann würde sicher der Rat des Apostels in uns ausgeführt. Und diese Forderung ist in der Tat nichts Überspanntes, wie sie auch dem nicht so kann geschienen haben, welcher uns aufmuntert, allewege uns zu freuen am Herrn. Sehr gering würde der die Macht und den Einfluß der Gottseligkeit schätzen, welcher glaubte, daß beide Empfindungen nur auf Einsamkeit und Stille beschränkt wären. Nein, meine Freunde, was uns auch mitten im Getümmel der Welt bewege, kann uns irgend eine Lust kommen, die nicht aus den Anordnungen Gottes hervorginge und eine Ausströmung wäre der göttlichen Liebe? Kann uns irgend ein Leid treffen, was nicht den sinnigen Menschen zurückführte auf die Quellen alles Leides, den ungöttlichen Sinn und das törichte Wesen der Menschen? Ja, gegenüber der Freude am Herrn bleibt uns nichts anderes übrig, um uns zu bewegen, als eben jener Schmerz über geistige Schwäche und Elend, der sich immer mehr in heilige Wehmut umgestaltet. Und o, wer diese je selbst empfunden, wer mit andächtigem Auge Christum betrachtet hat, wie er in den gefahrvollsten Augenblicken nur von ihr ergriffen war, wem es nicht entgangen ist, wie eben sie alle Helden des Glaubens beseelt hat, der weiß auch, daß sie so wenig Ausschweifendes und Wildes bei sich führt, als Schwächendes und Auflösendes, daß sie nie dahin führen kann, weder in Verzweiflung die heiligen Schranken der Pflicht zu überspringen, noch feigherzig seinen Beruf aufzugeben.

III. In demselbigen Sinne erwähnt der Apostel noch, und zwar indem er die ursprünglichste und heiligste von allen zum Beispiel wählt, die Verbindungen der Liebe, in denen wir mit andern stehen, als etwas, das wir haben sollen, als hätten wir es nicht.

Ohnstreitig wird in gewöhnlichen Zeiten kein Teil unseres apostolischen Rates so wenig begriffen als dieser. Wer zählt es da nicht zu den größten Gütern des Lebens, in jener innigsten und heiligen Verbindung zu stehen, durch welche sich ein häuslicher Kreis bildet! Aber in Zeiten wie die gegenwärtigen, wie oft hören wir, und nicht von den Schlechtesten, ganz das Umgekehrte, glücklich denjenigen preisen, von dem nicht mehrere so unmittelbar abhängen mit ihrer Tätigkeit, an den nicht mehrere gewohnt sind sich zu halten in ihren Bedürfnissen, glücklich den, der nicht für eine geliebte Gattin zu sorgen hat und für hoffnungsvolle Kinder. Und weil es nicht die Schlechtesten sind, die so klagen, so haben sie auch nicht bloß die Schwierigkeit im Sinne, in bedrängten Zeiten denen, die uns angehören, die gewohnten Bequemlichkeiten und Lebensgenüsse zu verschaffen, sondern das sind ihre Besorgnisse, daß derjenige, dem es eine süße Gewöhnung ist, den Seinigen Freude zu machen, leichter durch den langsamen, allmählich zunehmenden Druck der Umstände mürbe gemacht werde und erschüttert in seinem festen Sinn, wenn ihn je länger je mehr die Notwendigkeit drängt, sie von allen Seiten zu beschränken, so daß er am Ende nichts lieber wünscht,

als daß nur dieser Druck ein Ende gewinne um jeden Preis und zuletzt wohl gar geneigt wird, was nicht recht ist zu tun und zu leiden, um nur dies Ende herbeizuführen; daß derjenige, der mehr auf das Spiel zu setzen hat als sein eignes Dasein, der, wenn irgend ein Schicksal ihn dahinrafft, für seine Geliebtesten fürchten muß und Niemanden zurückläßt, der seine Stelle bei ihnen vertreten könnte, daß der auch weniger entschlossen sein wird, sich dem übermächtigen Frevel entgegenzustellen, weniger geneigt, dem Vaterlande, wo es seiner bedarf, mit gänzlicher Hingebung seiner selbst zu dienen. Allein, kann das wohl natürlich sein und der göttlichen Ordnung der Dinge gemäß, daß der Mensch, wenn er schon viel Gutes und Schönes entbehrt, auch das Schönste und Freudenreichste lieber wünschen soll nicht zu besitzen? Und dürfen wir das Böse für so gewaltig und gleichsam ansteckend halten, daß es, zu einiger Herrschaft gelangt, auch das Gute und sonst am meisten Heilbringende in ein gefahrvolles Übel verwandeln könne? Gewiß sind auch diese Besorgnisse oft nur ein irriges Mißtrauen, ohne weiteren Grund, als daß den Frauen, den Kindern und überhaupt den mehr im Hauswesen Eingeschlossenen die gemeinsame Not und Gefahr minder ins Auge fällt und sie also mit den Ursachen der Beschränkungen, mit dem Preise der Aufopferungen minder bekannt, sich eher dagegen auflehnen möchten. Diese Unbekanntschaft aber muß die Liebe durch das Mitgefühl dessen, was in andern vorgeht, ergänzen. Wenn es Umstände gibt, unter denen

wir unserer innigen Überzeugung gemäß nicht begehren können zu leben, weil sie uns keine würdigen Gegenstände oder Richtungen unserer Tätigkeit, keine angemessenen Verhältnisse für unser Dasein übrig lassen: sollen wir glauben, daß diejenigen, die uns lieben und uns also auch kennen müssen, uns, von persönlichen Rücksichten getrieben, hindern sollten, das, was ohnehin seinen Wert und seine Bedeutung schon verloren hat, daran zu setzen, um das Wichtigere und Herrlichere wieder zu gewinnen? Wenn wir selbst wegen wichtigerer Sorgen das Gefühl für kleinere Entbehrungen verloren haben, sollen wir glauben, daß die nächsten Unsrigen mit verwöhntem Sinn immer nur an den gewohnten Befriedigungen hängen? Müssen sie nicht, wenn sie uns das wirklich sind, was sie sein sollen, entweder so mit vollem Verstand und Bewußtsein an allem, was uns das Wichtigste ist, teilnehmen, daß sie unmöglich wollen können, wir sollten es um geringer irdischer Dinge willen aufgeben, oder so innig durch die Kraft des liebenden Gemütes mit uns vereiniget sein, daß sie fühlen, es müßte ihnen selbst durch die Dämpfung unseres Geistes, durch die unvermeidlich nachfolgende Unzufriedenheit mit uns selbst das härteste Übelbefinden erwachsen.

Wenn die Liebe auf dieser Stufe der Vollendung steht, meine Freunde, wenn uns von dem heiligen Wege unserer Pflicht nie eine Schonung, auch nicht gegen das geliebteste Wesen, abführt, wie verweichlichte Liebe und eitle Zärtlichkeit sie andern eingeben: dann sind wir in den Augen

der Welt solche, die Weiber haben, als hätten sie keine; wir aber und die Unsrigen wissen es besser, daß wir uns gegenseitig auf die allerinnigste Weise haben und besitzen, immer in einem Sinne jeder so den andern behandelnd, wie dieser es selbst begehrt. Wenn hingegen in der heiligsten Vereinigung der Gemüter von irgend einer Seite noch Schwachheit und Unentschlossenheit walten, wenn noch durch eine krankhafte Reizbarkeit die Einheit des Willens und des Handelns gestört wird, wenn noch eine zu große Anhänglichkeit herrscht an das, was doch nur das Sinnliche und Äußerliche bleibt: dann muß auch auf diejenigen, welche den andern vorangehen sollen mit Kraft und Entschlossenheit, welchen unmittelbar obliegt, den Kampf zu bestehen und den gemeinsamen Willen auszuführen, die Schwachheit der Geliebten schwächend wirken, mehr als ihre eigene und um so stärker, als sie sich doch verbergen will, um ihnen den Kampf, der nur ein leichter Sieg sein sollte, nicht zu erschweren. Dann entstehen jene bedenklichen Überlegungen, wenn auch nicht, ob das Gut, welches wir zu erringen oder zu erhalten suchen, der Opfer wohl wert sei, doch, ob die Wahrscheinlichkeit des Gelingens das Gleichgewicht halte gegen die Aufopferungen und Leiden; dann fragen wir, ob es wohl auszuhalten wäre, wenn wir uns einst vorwerfen müßten, den Unsrigen geraubt zu haben woran ihr Herz hing, sie herausgerissen zu haben aus einem glücklichen Leben, hingegeben den bittersten Sorgen und Qualen vergeblich und umsonst. O, meine Freunde,

dann ist es Zeit, daß wir uns ermannen und für uns und die Unsrigen zu uns selbst sprechen: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele; dann ist es Zeit, daß wir unser Herz verschließen gegen die verführerischen Schwachheiten und Wünsche, daß wir, wenn wirklich die Unsrigen auch nur im Innern ihres Herzens uns zumuten konnten, um ihres zeitlichen Wohls willen unsern Beruf zu vernachlässigen und der Stimme unseres Gewissens nicht überall zu folgen, daß wir dann in der Tat Weiber haben und Kinder und Freunde, als hätten wir keine und fest darauf beharren, nur diejenigen mit Christo für die Unsrigen zu halten, die in gleicher Treue zu gleichen Zwecken mit uns unter ihm verbunden bleiben.

Wir sehen also, meine Freunde, der Rat des Apostels in seinem ganzen Umfange empfiehlt nichts anderes, als die Gesinnung, ohne welche nichts Großes und Schönes unter den Menschen gedeihen kann und die wir an allen heldenmütigen Seelen aller Zeiten und Völker bewundern, die Gesinnung, ohne welche besonders auch die Segnungen des Christentums nicht hätten können verbreitet werden und die sich daher auch so stark in dem Erlöser selbst und in allen, die ihm am treuesten gedient haben, ausprägt. Es ist gewiß heilsam und nötig, sie jetzt in ihrem wahren Licht und in ihrer liebenswürdigen Größe darzustellen und uns recht in ihr zu befestigen. Was verloren ist für uns, kann nur wiedergewonnen werden

durch diesen Sinn; was noch übrig ist und in Gefahr schwebt, kann nur erhalten werden durch ihn. Ja, wer die Zeichen der Zeit versteht, dem wird es nicht unerwartet sein, wenn bald an uns alle für alles was uns wert ist, diese Aufforderung an uns ergeht, selbst für die heilige Sache der Gewissensfreiheit und des Glaubens. Wohlan denn, laßt uns wacker sein und stark! Mögen alle, die für eine gemeinsame Sache eifrig bemüht, alle, die einander persönlich wert sind, sich auch untereinander ermuntern und kräftigen, einer bei dem andern entgegenarbeiten allem weichlichen Wesen, aller verführerischen Anhänglichkeit, auf daß das Band der Liebe in Wahrheit sei ein Band der Vollkommenheit und sie uns stärke, in den Kampf für alles Schöne und Gute nachzufolgen dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens, der, wie ihm selbst kein anderer bereitet war, auch uns keinen andern Eingang verheißen hat, als den durch Leiden und Trübsal in das Reich Gottes.

••

Predigt in Berlin, Sommer 1807.

In Zeiten der Not gilt es Beharrlichkeit und Ausdauer gegen das Böse. Darum nicht verzweifeln, sondern sich wahre Lebensfreude bewahren durch die innige Vereinigung eines unbeschränkten Vertrauens mit einer grenzenlosen Ergebung! Im übrigen wird die Stimmung der Predigt verständlich durch die folgenden Briefe aus dem Jahre 1808.

Das Leben des Christen, welcher, indem er dem Beispiel und der Aufforderung seines Erlösers folgt, das Ebenbild Gottes je länger je mehr in sich herstellen und außer sich nach bestem Gewissen das Werk Gottes fördern will, wird uns von allen Seiten dargestellt als ein immerwährender Kampf. Und wem von uns, meine Freunde, sollte nicht die Erfahrung bestätigen, daß diese Darstellung richtig ist. Zwar ist dieser Kampf nicht dasjenige, wobei wir uns, als wäre es das Höchste, beruhigen sollen; zwar liegt vor uns ein ungetrübtes seliges Leben, in welchem nichts als der Friede Gottes und die volle Genüge seines ewigen Reiches zu finden ist: allein, so deutlich wir dieses Leben auch erkennen, so liegt es doch vor uns als ein jetzt unerreichbares Ziel, so gewiß haben wir nur in einzelnen Augenblicken ein Vorgefühl desselben durch die tröstende Gnade des göttlichen Geistes, und das Ganze unseres Lebens ist und bleibt jenem Kampfe geweiht. Der ungestörten Herrschaft des Geistes in dem Geschäft unserer Heiligung widerstrebt, wir fühlen es fast ununterbrochen, das nie ganz gebändigte Herz; und dem Guten, welches wir aus dem Schatze des schon geheiligten Herzens ans Licht zu bringen und in gottgefälligen Werken in der Welt darzustellen trachten, widersetzt sich die rohe Gewalt oder die listige Klugheit der Kinder der Finsternis, oder es wird gestört und erstickt auch durch die zufälligen unabsichtlichen Wirkungen ihrer Leidenschaften und ihres ungöttlichen Wesens.

Nur daß wir dies zu sehr als einen zwiefachen Kampf betrachten, daß wir zu sehr als unabhängig voneinander anzusehen geneigt sind diesen äußeren Streit und jenen unsichern Zustand unseres eigenen Herzens, darin täuschen wir uns nicht selten. O, beides hängt nur allzu genau zusammen! Je weniger wir auf äußeren Widerstand zu achten haben, um desto genauer können wir freilich auf jede Bewegung unseres Gemütes merken und das Unrechte in der Geburt ersticken; aber auch je weniger noch in uns der Geist Gottes allein regiert, um desto leichteres Spiel haben diejenigen, welche sich von außen unserem Beruf in der Welt widersetzen; und auch die größte Gewalt könnte, wenngleich sie die guten Wirkungen unseres Daseins und unserer Taten für die Welt größtenteils zerstören dürfte, uns doch auf unserm eigenen Gebiet nicht treffen und uns nicht hindern, immer so zu handeln, wie es uns selbst genügt, wenn nicht eben durch jene feindseligen Einwirkungen von außen auch die inneren Kräfte des Geistes gelähmt, auch was Verwerfliches in uns selbst ist und Anteil hat an irdischem Sinn, aufgeregt würde, um die Ausführung des Guten zu hintertreiben. Wer diesen Zusammenhang einsieht, der wird auch gewiß darin einstimmen, das erste, was wir zu tun haben, um siegreich aus dem Kampf hervorzugehen, sei überall, daß wir diese zusammenwirkenden feindseligen Gewalten trennen müssen. Wenn es vorzüglich unser eigenes Herz ist, welches uns versucht, o dann besonders lasset uns fliehen in den Schutz der Guten, damit nicht die

Bösen das Herz noch mehr in Aufruhr bringen gegen das göttliche Gesetz und uns noch tiefer verstricken in die Sünde. In einer Zeit aber, wo vorzüglich von außen das Böse sich stemmt gegen alles was wir ausführen möchten durch unsere innere Kraft, wenn es zerstörend in unsern Wirkungskreis eindringt und uns immer enger und enger bedrängt: o dann vor allen Dingen laßt uns unsere Aufmerksamkeit nach innen kehren, dann laßt uns unser Herz rein erhalten und frei und dahin sehen, daß unsere Kraft wenigstens lebendig erhalten werde und regsam und unverrückt auf dasjenige gerichtet bleibe, was nottut. Daß sich eben als eine solche Zeit die zu erkennen gibt, worin wir leben, daran bedarf es für unser aller Gefühl keiner besonderen Erinnerung. Wohlan denn! so sei das unsere Sorge, daß wir uns selbst wenigstens unüberwindlich zeigen, daß wir nicht ermatten auf dem rechten Wege, noch weniger uns ablenken lassen auf einen falschen, daß wir das niemals aufgeben, wodurch allein unser Leben einen Wert erhalten kann. Möge dazu auch unsere jetzige gemeinschaftliche Betrachtung etwas beitragen.

Text: Römer 12, 21. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.

Wir wollen den Zuruf des Apostels betrachten, wie er uns in dem Streite, der uns obliegt, auffordert zur Beharrlichkeit gegen das uns bedrängende Böse.

Wodurch aber erreicht das Böse einen solchen Sieg über diejenigen, welche das Gute lieben und wollen, daß sie oft mißmutig den großen Endzweck ihres Lebens aufgeben? Ich berufe mich auf eure Erfahrung, ob es nicht vorzüglich dadurch geschieht, daß das Böse, wenn es auf uns eindringt, teils unsern Mut niederschlägt, teils unsere Besonnenheit überrascht, teils uns unsere Lust und Lebensfreude raubt und daß eines von diesen muß vorangegangen sein, wenn wir uns sollen überwunden geben? Wenigstens sollen dies die drei Stücke sein, auf welche wir jetzt unsere Aufmerksamkeit richten.

I. Zuerst also wollen wir uns hüten, daß das Böse nicht unsern Mut niederschlage. Denn soviel ist gewiß, in dem Maß, als uns der Mut benommen ist, sind wir auch überwunden; von dem Guten, welches eben die Bösen hindern wollen, geschieht dann wenig mehr, die Lust wird aufgehoben durch die Furcht und auch was der Mutlose noch unternimmt, das vermag er doch nur so zu führen, daß es unmöglich gelingen kann. Ich besorge aber keinen Mißverstand, wenn ich uns auffordere, uns unsern Mut nicht schwächen zu lassen. Denn wie wahrer Mut und törichte, hartnäckige Tollkühnheit überall in menschlichen Handlungen verschieden sind, wissen wir, und so sind sie es auch hier. Wer, um irgend etwas Geringfügiges auszurichten, wodurch wenig erreicht wird, alle seine Kräfte und alle seine Zeit daran setzt, nicht bedenkend, daß diese zu größeren Dingen bestimmt sind, sondern nur von der eigenliebigen

Meinung geleitet, als stehe es einem Manne nicht an, was er einmal begonnen, unvollendet zu lassen, jeder Gefahr trotzt und es selbst auf seinen Untergang wagt, den rühmen wir nicht seines unüberwindlichen Mutes wegen, sondern mit Bedauern schreiben wir ihm einen Sinn zu, den seine eigene Vernunft billig schon längst sollte überwunden haben.

Aber allerdings, meine christlichen Freunde, gibt es anderes, was uns so übertragen ist und anbefohlen von Gott, daß uns auf keine Weise irgend etwas dahin bringen darf, davon abzulassen, und daß es nichts gibt, was wir schonen dürften und es nicht vielmehr mit Freuden daran setzen müßten. Und wohl uns, daß ein so heiliges Besitztum, ein so bestimmter Kreis uns anvertraut ist und wir nicht mit allen unsern Kräften immerdar herumirren müssen aufs Geratewohl. So ist einem jeden übertragen, zu wachen über die Reinheit und Heiligkeit seines eigenen Herzens. So ist ein jeder verpflichtet überall, wo er im Namen eines größeren Ganzen einen Platz ausfüllt oder zur Ausrichtung eines bestimmten Geschäftes hingestellt ist, dem er sich ohne Vorbehalt gewidmet hat. Endlich, meine Freunde, ist auch, abgesehen von diesen besonderen Beziehungen, einem jeden von uns ein Beruf angewiesen auf Erden.

Dieses also sind die Gegenstände, auf welche die Forderung anwendbar ist, daß wir uns durch nichts sollen verscheuchen lassen von unserm Posten und daß es uns nie an Mut fehlen darf ihn zu verteidigen. Wer wissent-

lich in die Sünde williget, wer seine bestimmte Pflicht, durch Gefahren geängstiget, verletzt, der wirft die heiligen Waffen törichterweise von sich, an denen allein alle Streiche der Bösen unschädlich für das Gute abgleiten; wer sich überreden läßt, daß doch, weil ihm zuviel feindselige Kräfte entgegenständen, nichts auszurichten sei auf der Bahn seines Berufes, sie aufgibt und das Feld dem Bösen räumt, der liefert verräterisch die Werkzeuge, mit denen allein er seine tätige Gottesverehrung verrichten kann, den Unheiligen zum verderblichsten Mißbrauch in die Hände und gibt sich auf das Schimpflichste überwunden, indem er einen Frieden macht, der ihm kein freies Dasein und keine Tätigkeit übrig läßt. Nie laßt uns daher, wo die Vollbringung eines bestimmten Geschäfts uns zur heiligen Pflicht gemacht ist, feigherzig denken bei drohender Gefahr, daß, wenn wir nun alles daran setzen, wenn wir uns nun bei immer wachsender feindseliger Macht dem Untergang überliefern, der vorgehabte Zweck ja doch nicht erreicht wird; sondern wie gewaltig die Natur in den Tieren wirkt, wenn sie um ihr Leben kämpfen, daß sie unbesorgt um den künftigen Augenblick und um die allmähliche Erschöpfung ihrer Kräfte, nur in jedem gegenwärtigen alles daran setzen was sie haben, so gewaltig wirke in uns die Gnade, das Gefühl von der Heiligkeit des göttlichen Willens, daß wir unbekümmert um das Ende, nur jeden Augenblick den Angriffen des Bösen alle unsere Kräfte entgegenstellen. Nie wollen wir, weil doch gar nichts durch-

zusetzen wäre gegen den übermächtigen Widerstand, unsere Berufstätigkeit sinken lassen, sondern auf Beharrlichkeit herausfordern alle, die uns in den Weg treten, damit wie die Tiere, was ihnen die Natur aufgegeben hat zu bilden, wie oft es ihnen auch die Macht der Elemente oder der Mutwille des Menschen zerstört, doch immer wieder von neuem anfangen und alle Kräfte des Lebens an ihrem Werk erschöpfen, so auch wir, je mehr einzelnes uns schon gestört worden ist, um desto eifriger immer wieder treiben, wo nur eine Gelegenheit sich auftut, was unseres Werkes ist, und alle Kräfte daran setzen, die wir ja doch nicht besser gebrauchen können, damit nicht die Gnade Gottes in uns sich ohnmächtiger und unwirksamer beweise, als was wir die blinden Triebe der Natur nennen in den unvernünftigen Geschöpfen.

Und diesen Mut uns immer und überall zu erhalten wird in der Tat nichts weiter erfordert, als zu der Sache, der wir dienen wollen, die wahre und innige Liebe, ohne welche wir doch nichts von dem unternehmen würden, wozu es jenes Mutes bedarf. Denn jegliche Sache wird von ihren Freunden zunächst in dem Maße verteidiget als sie geliebt und ihre Unentbehrlichkeit gefühlt wird. Was aber kann uns wohl unentbehrlicher sein, als an dem allgemeinen Zusammenhang alles Guten und Schönen, der eben das Reich Gottes ausmacht, unsern Anteil zu behalten, welcher nur in unserer Tätigkeit bestehen kann. Je mehr also alles was uns begegnet — und auch das Niederschlagende muß diese Richtung nehmen

– jene Liebe in uns anfacht, je mehr eben die Unsicherheit und der Wechsel des Irdischen uns zeigt, daß es nur im Reiche Gottes Ruhe gibt und Sicherheit, desto tapferer werden wir auch mit den Waffen des Geistes kämpfen über diesem Reich. Und was nächstdem beharrlichen Mut so sehr unterstützt, die Hoffnung, obzusiegen und das Ziel zu erreichen, wer könnte sie zuversichtlicher nähren, als diejenigen, die sich kein anderes Ziel gesetzt haben, als eben treu und gehorsam zu arbeiten an diesem Reiche Gottes, welches der herrlichste Spiegel seiner Allmacht ist! O, laßt uns nur in die erquickende Betrachtung desselben uns immer mehr vertiefen und überall schauen, wie der Herr sein Werk herrlich hinaus führt, dann werden auch die Versuchungen des Kleinmutes von uns weichen und die Gefahren und Stürme der Zeit uns vergeblich bedrohen.

II. Aber damit wir uns dessen auch wirklich erfreuen, was durch Erhaltung unseres Mutes soll bewirkt werden: so müssen wir auch zweitens danach trachten, daß wir nicht in der Ausführung und bei der Tat selbst durch Überraschung unsere Besonnenheit verlieren. Denn dadurch werden wir nicht nur für den Augenblick vom richtigen Wege abgelenkt, daß unsere Tat uns unter den Händen eine andere wird als sie werden sollte, sondern wir werden auch selbst auf eine längere oder kürzere Zeit unbrauchbar gemacht zu einer glücklichen Führung unseres Geschäftes, bis nämlich allmählich Ruhe und Sicherheit in das Gemüt zurückkehren; und

wer wollte leugnen, daß auch das heißen muß überwunden sein?

Zuerst schon, was vom Zorn gesagt wird in der Schrift, daß er nicht tut was recht ist vor Gott, leidet hier seine Anwendung. Denn nicht nur gilt dasselbe von jeder heftigen Gemütsbewegung, daß sie uns des richtigen Maßes beraubt, sowohl in dem, was wir sehen, als in dem, was wir selbst verrichten; sondern je mehr unser Leben ein Kampf ist, je mehr das Böse in mancherlei Gestalten feindselig gegen uns auftritt, um desto mehr Veranlassung findet sich auch gerade zum Zorn. Oder wer von uns kennt nicht den edlen Unwillen, der gegen die Feinde des Guten desto heftiger aufwallt, je verwegener sie dem Heiligen und Göttlichen in sich selbst mitspielen oder je niedrigerer Mittel sie sich bedienen, um sein kräftiges Wirken durch andere zu hindern. Aber wer weiß auch nicht, wie dann von den Bestgesinnten gerade am leichtesten, um den Frevel zu dämpfen und zu strafen, die Grenze des Rechten und des Heilsamen überschritten wird, und wie oft dann nicht nur das einzelne Unrecht für sich der guten Sache schadet, sondern wie oft dadurch auf lange Zeit hinaus die Stärke der Gegner vermehrt und unsere eigene Kraft gelähmt wird. Denn wie die heilige Sage von jenem Helden des alten Bundesvolkes erzählt, daß seine Kraft mit demjenigen zugleich verschwand, was, wiewohl an sich unbedeutend, durch ein besonderes Gelübde geheiliget war: so beruht auch die Stärke des Christen nur auf

dem unentweihten Bunde eines guten Gewissens mit Gott, und ist dieser verletzt, so ist er nicht mehr imstande, dem Hohn seiner Feinde zu widerstehen.

Doch es ist nicht allein der leidenschaftliche Unwille gegen die Frechheit des Bösen, welcher uns so der Besonnenheit beraubend vom rechten Wege ablenken kann; sondern auch sonst wohl hat jeder eine schwache Seite, welche den Verleitungen des Bösen preisgegeben ist und wodurch dem mitten im Vollbringen des Guten Begriffenen von der Lust kann die Sünde geboren werden. Und wenn ich sagen soll, wie doch hier dem Unterliegen vorzubeugen und, den guten Willen vorausgesetzt, auch die Besonnenheit und das klare Bewußtsein unseres Zustandes zu erhalten ist: so weiß ich auf nichts Sichereres hinzuweisen, als eben darauf, daß uns alle doch nicht ein immerwährender Rausch vor uns selbst verbirgt, sondern Besonnenheit unser herrschender Zustand ist und immer früher als die Erregung irgend einer Lust oder Leidenschaft. So müssen wir denn imstande sein, den Einfluß des Bösen in unser Gemüt wahrzunehmen, wenn er noch ganz leise und gering, die Gefahr zu ahnden, wenn sie noch fern ist. Mögen wir uns dann nur nicht zu gut dünken und zu sicher und uns nicht schämen der Vorsicht, uns zeitig genug auf das festeste zu binden, damit wir den gefährlichen Lockungen nicht folgen können. Ja, meine Freunde, gegen diese Gefahren ist nur Heil und Sieg in der Demut, im Gebet, in der Einfalt und Wahrheit des Herzens.

III. Endlich laßt uns diesen heilsamen Bestrebungen noch die dritte hinzufügen, ja zu verhüten, daß uns nicht durch den Andrang und die Wirkungen des Bösen um uns her die Lust und Freude am Leben genommen werde. Sind wir nicht alle sehr teilnehmende Zuschauer auf dem großen Schauplatz der Welt? Glauben wir nicht zu sehen wessen es bedarf? Harren wir nicht auf jedes bedeutende Ereignis und machen unsere Entwürfe über seinen Ausgang und über das Gute, was es bewirken soll? Wenn nun immer wieder aufs neue die liebsten Hoffnungen betrogen werden, wenn nun alles sich immer genauer zusammen zu verschwören scheint, um das Gute unterliegen zu machen: woher soll dann den Freunden des Guten Wohlsein und Freudigkeit des Herzens kommen, oder was ist anders zu erwarten als allgemeine Verstimmung in traurige und düstere Gefühle?

Dennoch, meine Freunde, müssen wir von uns selbst fordern, daß wir auch hier überwinden, und gewiß, die Mittel sind in unserer Gewalt. Freilich macht fortgesetztes Mißlingen unmutig und trübe; aber ist es unser Glaube, der uns solches sehen läßt oder unser Unglaube? Wer in sich geht, wird der nicht einen Gewinn finden von jeder Anstrengung, auch solchen, die in Absicht auf den vorgesetzten Erfolg unfruchtbar geblieben sind? Wenn wir gewissenhaft das Unsrige getan haben, so lernen wir ja durch jede Tat, wir erwerben einen sicheren Gebrauch unserer Kräfte, wir werden von andern gesehen und dienen ihnen zur Ermunterung oder zur Lehre; und

außerdem, was wir verhindern, was wir vorbereiten, vermögen wir wohl das zu übersehen? Gewiß, es gibt keine vergebliche Anstrengung, es gibt kein Mißlingen, laßt uns nur nicht ungläubig sein, sondern gläubig. Freilich sollen wir nicht gefühllose Zeugen dessen sein, was in der Welt vorgeht und getäuschte Erwartungen, das ist sicher, betrüben und schlagen nieder, um desto mehr, je mehr das Herz daran hing. Aber das ist eben unser größter Fehler, daß wir uns zu sehr an das Einzelne hängen und auch hier nicht genug mit den Augen des Glaubens sehen. Laßt uns doch recht überlegen, wie wie wir uns doch vorkommen müssen, wenn wir gleichsam verlangen, die Verwirrungen in der Welt sollen sich auf eine von uns bestimmte Weise entwickeln, und in einer von uns verzeichneten Gestalt solle der Segen einer besseren und glücklicheren Zeit erscheinen! Wie viele kennen wir wohl von den unzähligen Gestaltungen des Guten und Schönen? Und von denen, die wir kennen, wie viele sind wohl immer unserer Einbildungskraft gegenwärtig? Wie unvollständig ist doch die Kenntnis der Welt, von der wir ausgehen bei unseren Wünschen. Wie wenig können wir selbst von dem, was wir uns als heilsam und notwendig vorstellen, die Beziehungen und die Erfolge übersehen. Wahrlich, Unweiseres kann es nichts geben, als wenn wir den Höchsten gleichsam richten wollen nach unseren Ahndungen und Berechnungen, anstatt daß wir diese richten sollten nach seinen Taten, und wenn etwas anderes erfolgt, denken, das war also

nicht der richtige Weg, den wir uns verzeichnet. Weiser wäre es, wenn jeder, der sich nicht enthalten kann Wünsche und Erwartungen zu bilden, fleißig aufschlüge das große Buch der Vergangenheit, um die Gesetze der göttlichen Regierung daraus kennen zu lernen und die ebenso einfache als den meisten verborgene Weisheit seiner Wege, um immer noch Heiterkeit zu behalten unter Trübsalen und zuversichtliche Hoffnung für das Ganze, um deswillen wir doch nur alles einzelne wünschen können.

Es gibt, meine Freunde, eine unversiegliche Quelle wahrer Heiterkeit und Freude, aber gewiß auch nur diese eine. Es ist die innige Vereinigung eines unbeschränkten Vertrauens mit einer grenzenlosen Ergebung. Und beide sind auch nur echt und stärkend, wenn sie vereiniget sind. Vertrauen allein ohne Ergebung ist aber jenes, welches nicht nur ausspricht, daß Gott alles wohl machen wird, sondern auch, daß er es so und so machen wird oder daß es nicht mehr übler und uns mißfälliger werden dürfe im einzelnen, weil es schon übel genug wäre, und ich darf nicht erst sagen, wie sehr dieses falsche Vertrauen auch täuscht. Ergebung allein ohne Vertrauen ist eben jene, welche besorgt, mit dem Einzelnen, was wir verloren oder was wir nicht erlangten, sei ein wesentlicher Nachteil erfolgt für irgend etwas zur Aufrechterhaltung des Guten, zum Widerstand gegen das Böse Notwendiges und Unentbehrliches; und diese falsche, die göttliche Weisheit verleugnende, mit Recht immer nur widerstrebende Ergebung, wie sehr ermattet

sie nicht! Aber völlige Ergebung in alles einzelne, wenn es als der Ratschluß Gottes dasteht, und festes Vertrauen in die Weisheit Gottes, welche immer neues und größeres Gute offenbart und herbeiführt, an diesem zwiefachen Schilde des Glaubens müssen alle Streiche des Bösen fruchtlos niederfallen. Und denket nur nicht, das Mittel sei wohl zu leicht, als daß um diesen Preis sollte ungetrübte Ruhe und Heiterkeit der Seele zu erlangen sein; sondern wie der Vorzug groß ist, so eignet er auch nur treuen und geübten Seelen. Denn der Mensch muß an sich selbst, an der eignen kleinen Welt Erfahrung haben von demjenigen, was er mit Wahrheit und innerer Überzeugung anerkennen soll als Gesetz der Welt im Großen. Woher eine solche Ergebung, die mehr wäre als ein leerer, durch die leichteste Tat widerlegter Gedanke, wenn nicht der Mensch weiß, daß ja in ihm selbst alles, wie übel es sich auch anlasse, zum Gedeihen des Guten ausschlage. Woher ein solches Vertrauen, das mehr wäre als eine angelernte Meinung, die sich im Getümmel des Lebens nur allzu leicht wieder ablöset, wenn nicht das eigene Gefühl des Menschen ihn versichert, daß die lebendige Kraft der Vernunft und der Liebe im Gemüt, durch welche allein alles bewirkt wird in dem geistigen Reiche Gottes, in ihm selbst ja ungeschwächt bleibe, immer regsam, immer Neues beschließend und erarbeitend. Denn nur in einem solchen Bewußtsein kann der Mensch seine einzelnen Taten verunglücken und seine heiligsten Wünsche hinausgeschoben sehen in eine unsichere Ferne,

ohne daß er aufhöre ruhig und heiter zu sein, weil er den Sieg kennt und in sich selbst hat, der die Welt überwindet.

••

An Charlotte v. Kathen.

Ende 1807.

Diese zerstörende Zeit ist doch wieder auf vielfache Art eine solche, die nähere Vereinigung stiftet unter denen, welche sich angehören, und eine Zeit, wo sich jede innere Tüchtigkeit und jede Kraft der Liebe mehr als sonst offenbaren kann. . . . Wiewohl auch kein Wunsch für das Einzelne für sich bestehen kann, sondern alles darauf ankommt, was nach allen diesen Zerrüttungen aus unserm gemeinsamen deutschen Vaterlande werden kann. Weit in die Zukunft muß man jetzt sehen und mit einiger Sicherheit sehen lernen, sonst möchte man Mut und Lust des Lebens verlieren. Eben dies Bestreben eignet sich jetzt so viel von meiner Zeit und Kraft zu, daß ich für alles, was mich sonst am meisten beschäftigt und am unmittelbarsten in meinen Kreis gehört, weit weniger übrig habe, als ich vielleicht sollte. Vor allem bin ich über mein eignes ganz unsicheres und in diesem Augenblick ganz zerstörtes Schicksal so ruhig und gleichgültig, wie ich mir kaum gedacht hätte. Die einzelnen kleinen Verhältnisse des Lebens verschwinden ganz neben dem großen Schauspiel. Das kleinste, was ich in diesem wirken könnte, würde mich jetzt mehr freuen, als das größte in meinem besonderen Kreise. —

Nur den Vorsatz habe ich, meinem unmittelbaren Vaterlande Preußen so lange nachzugehen, als es besteht und dieses Vorsatzes nicht ganz unwürdig wird. Sollte es dem Unglück ganz erliegen, so will ich, solange ich kann, das deutsche Vaterland da suchen, wo ein Protestant leben kann und wo Deutsche regieren. Dabei tun zu können, was meines Berufs ist, wird mir doch nie ganz fehlen. So muß sich trösten, wer die Waffen nicht führen kann. Ach, lassen Sie doch Ihre Knaben recht kräftig werden, recht fest, trotzig, waffenlustig, liebevoll und fromm.

Die neue Westfälische Regierung gibt freilich Hoffnung zur Wiedererrichtung*; aber ich kann mich unter diese Regierung nicht fügen und muß, solange es irgend einen gibt, unter einem deutschen Fürsten leben. Denn die Operationen, welche geradezu auf die Vernichtung deutschen Sinnes und Geistes gehen, kann ich nicht, auch nur durch mein Dasein unterstützen. Schon diese letzten zwei Monate war mir ganz beengt in Halle und nachdem das Kirchengebet für den König und die Königin von Westfalen verordnet war, war es mir nicht mehr möglich, die Kanzel zu besteigen. Kurz, Freudigkeit zu lehren kann ich dort nicht haben, und darum bin ich nun ganz gegangen und würde gegangen sein, auch ohne die lebendige Überzeugung, daß eine französische Regierung unmöglich kann eine deutsche Universität ruhig bestehen lassen. Ich war im Sommer hier,** um Vorlesungen

*) der Universität Halle.

**) in Berlin.

zu halten und so doch etwas ähnliches an die Stelle des zerstörten Wirkungskreises zu setzen. Auch jetzt habe ich denselben Zweck, wenn sich nur irgend Teilnehmer finden. Die Regierung hat überdem die Absicht erklärt, hier eine Universität zu gründen in die Stelle der verlorenen, und ich bin dazu vorläufig mit in Beschlag genommen und lasse mich also hier nieder, um abzuwarten, ob die Umstände die Ausführung dieses Entwurfes begünstigen werden. Hier kann ich auch noch predigen ohne gepreßtes Herz, und dies mit einiger Muße und der täglichen Nahrung ist alles, was ich eigentlich bedarf. –

••

Predigt in Berlin am 24. Januar 1808.

Die Predigt über Friedrich den Großen, eine klassische Predigt, ausgezeichnet durch die Klarheit des geschichtlichen Blicks. Sie geht aus von dem „zerstörenden Zwiespalt der Gefühle", welche der Vergleich zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart des Staates in den Herzen der Zeitgenossen erregen muß. Dieser Zwiespalt kann nur durch die Beziehung auf Gott überwunden werden. Jesu Beispiel zeigt, „wie wir es anzusehen haben, daß auch das Große, dessen wir uns erfreuten, wieder verschwunden ist." In allen menschlichen Dingen unterscheiden wir ja Vergängliches und Ewiges. Das gilt auch für Friedrich den Großen: deshalb wollen wir das Vergängliche an ihm, seine Person und seine Einrichtungen, nicht länger geltend machen, nachdem sie ihr Maß einmal erfüllt haben; dafür aber das Ewige, das den Geist des preußischen Volkes ausspricht, z. B. die Gewissensfreiheit und

die altpreußischen Tugenden, immer verehren und auch für die Zukunft festhalten. Dann werden wir, aus dem Zwiespalt erlöst, der Entwicklung ruhig entgegensehen können. — So entwirft Schleiermacher ein Bild von der Stimmung und den Kämpfen seiner Zeit: wie eindringend wirkt der Aufruf zur Mitarbeit an der Stein'schen Reform, mit welchem Feuer tritt er ein für die Durchführung des Edikts vom 9. Oktober 1807, das darauf ausging, „die Trennung der Stände und die sozialen Privilegien aufzuheben!" Und doch, trotz dieser direkten politischen Tendenz, wie weit erhaben ist die Predigt über alle kleinliche Parteipolitik!

Der vierundzwanzigste des ersten Monats war ehedem in diesen Ländern ein wohlgefeierter Tag, an welchem die Bewohner derselben sich laut und froh einem eigentümlichen erhebenden Gefühl überließen. Er war das Geburtsfest des großen Königs, der eine lange Reihe von Jahren über uns geherrscht hat und noch immer der Stolz seines Volkes ist, eines Königs, auf den von dem ersten Augenblick an, wo er das Szepter ergriff, bis an den letzten seines Lebens ganz Europa hinsah, bewundernd seinen durchdringenden Verstand im Großen, seine strenge und genaue Aufsicht im Einzelnen, seine rastlose Tätigkeit, seinen ausdauernden Mut, seinen schöpferischen und erhaltenden Geist, und erwartend von seiner Einsicht und Entschlossenheit den Ausschlag in den wichtigsten Angelegenheiten, eines Königs, der eben so sehr durch weise Verwaltung sein Reich von innen kräftigte, als durch Tapferkeit im Felde und durch richtige Benutzung der Umstände es von außen sicherte und ver-

größerte, so daß er es auf eine Stufe der Macht und des Ansehens erhob, für welche es vorher nicht geeignet schien, und von welcher es in diesen neuesten Tagen so schnell ist wieder herabgestürzt worden, daß wir nicht abzusehen vermögen, ob oder wann es sie wieder werde besteigen können.

Eben deshalb, meine Freunde, weil einesteils weder das feierliche Gedächtnis jenes großen Herrschers unter uns kann vertilgt sein, der zu viel dauernde Denkmäler seines Daseins in seinem Volke gestiftet hat, als daß jemals er selbst oder das, was wir durch ihn geworden und unter ihm gewesen sind, könnte vergessen werden, noch anderenteils irgend jemand ohne Schmerz und Beschämung denken kann an den jähen Sturz, den wir erlitten haben, eben deshalb kann es nicht anders sein, als daß die Bewegungen, welche der heutige Tag in uns hervorbringt, jene Wunden des Herzens wieder aufreißen, die wir gern heilen möchten durch Ruhe und Stille, und daß wir uns befangen finden in einem zerstörenden Zwiespalt von Gefühlen, indem wir nicht davon lassen können, die großen Eigenschaften und die herrlichen Taten jenes Helden uns lobpreisend zuzueignen, zugleich aber auch die leichte Zerstörbarkeit fast alles dessen, was er unter uns gewirkt hatte, schmerzlich zu beklagen. Wohin aber haben wir uns zu wenden mit jeder Uneinigkeit in uns selbst, als zu den heilenden Quellen der Religion? Wo Schutz zu suchen, wenn das Zeitliche mit seinen Widersprüchen uns aufzureiben droht,

als bei dem Ewigen? Wo ist eine beruhigende und einigende Ansicht der Weltbegebenheiten zu gewinnen, als durch die Beziehung auf Gott, durch welche jeder scheinbare Widerspruch verschwinden und alles sich auflösen muß in Weisheit und Liebe.

Auf diese Weise also laßt uns die Empfindungen heiligen und uns zum Segen wenden, welche, wenn sie uns leidenschaftlich bestürmen dürften, das Gleichgewicht unseres Gemütes noch mehr stören und unsere Kräfte noch stärker aufreiben würden, und indem wir uns einer frommen Ansicht überlassen, werden wir gewiß dahin gelangen, daß wir jedes große und werte Andenken bewahren können, ohne eine Quelle vergeblicher Schmerzen daran zu besitzen, und daß wir auch in die neueren betrübenden Wendungen unseres Schicksales uns fügen, ohne uns etwa losreißen zu müssen von dem, was sich Edles und Vortreffliches früher unter uns gebildet hat.

Text: Matth. 24, 1. 2. Und Jesus ging hinweg von dem Tempel, und seine Jünger traten zu ihm, daß sie ihm zeigten des Tempels Gebäu. Jesus aber sprach zu ihnen: Sehet ihr nicht das alles? Wahrlich, ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.

Nachdem der Erlöser, bedauernd, daß alle seine Aufforderungen an das Volk, sich zu einem reineren und vollkommeneren Reiche Gottes zu einigen, vergeblich gewesen, Unheil und Zerrüttung als unvermeidlich vor-

hergesagt, sehen wir ihn mit den Seinigen das Gebäude des Tempels betrachten, jenes herrlichsten Denkmals der Größe seiner Nation, an welches, was sie nur von Reichtum und Kunst besaß, war gewendet worden, und an welchem sich alles Eigentümliche ihrer Gesinnung, ihres geselligen Zustandes und ihrer bürgerlichen Verfassung abspiegelte. Wahrscheinlich, daß ihn die Jünger hiehergeführt, um ihm zu zeigen, was sie bei seinen traurigen Ahnungen tröstete, und wie doch alles Unglück nur vorübergehend sein könne, da eben an diesem Tempel als einem unzerstörbaren Heiligtum das Volk sich immer wieder vereinigen würde und an dieses Gebäudes Einrichtungen und begeisternder Kraft gleichsam eine Gewährleistung gegen alle Zerstörung besitze. Aber der Erlöser sagte auch dieses Heiligtumes Zertrümmerung mit einer solchen Gewißheit vorher, daß wir ihn ansehen können als einen, der empfinden mußte gerade wie wir, die wir eine ähnliche Zerstörung früherer Herrlichkeit und Größe schon erlebt haben, und er tut es mit einer Ruhe, welche bei dem Wert, den dieser Tempel für ihn hatte, wie wir aus mehreren Auftritten seines Lebens wissen, und bei der Liebe zu seinem Volke, die wir an ihm kennen, nur aus einem richtigen Zusammenstellen der Vergangenheit und Zukunft, nur aus einer höheren Ansicht aller menschlichen Dinge sich erklären läßt. Wir wollen also in der bestimmteren Beziehung, welche wir unserm heutigen Nachdenken schon gegeben haben, aus diesem Beispiele lernen, wie wir es anzusehen

haben, daß auch das Große, dessen wir uns erfreuten, wieder verschwunden ist.

In allen menschlichen Dingen können wir zweierlei unterscheiden. Sie sind auf der einen Seite Irdisches, Zeitliches und eben deshalb schon in ihrem Entstehen und Wachsen den Keim der Vergänglichkeit in sich tragend, welcher sie das bestimmte Maß ihrer Dauer nicht überschreiten läßt. Sehen wir aber tiefer in ihr Inneres hinein, richten wir unsere Aufmerksamkeit weniger auf ihre äußere Gestalt und Erscheinung als auf ihr Wesen und ihren wahren Gehalt, so erblicken wir in allen menschlichen Dingen und in dem Größten am meisten -- denn wahrlich, nichts kann wahrhaft groß sein, was nicht gut ist, weil ja die Größe eines jeglichen Dinges nur das Maß sein kann seines wahren Seins und Wesens und ja nichts wahrhaft und wirklich ist als das Gute — zugleich unter dem Zeitlichen und Vergänglichen das Göttliche und Ewige. An diesem Unterschied uns haltend, laßt uns dann zuerst jenes Vergängliche nicht länger geltend machen wollen, nachdem es sein Maß einmal erfüllt hat. Zweitens aber auch dieses Bleibende und Ewige immer verehren und auch in den folgenden Gestalten der Dinge festzuhalten und darzustellen suchen.

I. Zuerst also wollen wir was vergangen ist, weil es vergänglich war, nicht noch über sein Maß hinaus geltend machen.

Auf mancherlei Weise äußert sich bei den Menschen, welche an etwas Großem Anteil gehabt, wenn dieses verschwunden ist, ein oft mehr leeres, oft mehr verderbliches, sehnsüchtiges Zurückblicken auf dasselbe und Zurückwünschen desselben, um so mehr, als das äußere Verschwinden des Großen immer mit einem wenn auch nur vorübergehenden Zustande der Zerrüttung verbunden ist.

Oft und bei den meisten wohl zunächst durch den leeren Gedanken, als ob in der gegenwärtigen Not derjenige der einzige Retter sein könnte, welcher zu seiner Zeit der erste Begründer der nun vergangenen Größe gewesen ist. Gewiß hört auch unter uns der heutige Tag gar viele solche sonst wenigstens nicht so vernehmlich geäußerte Wünsche: O, wenn der große König noch da gewesen wäre, so würden wir diesen Zustand der Herabwürdigung nicht erfahren haben! Er hätte nicht so weit anwachsen lassen die Macht, die uns erdrückt hat, seinem Adlerauge würden schon längst nicht unbemerkt geblieben sein die Fehler und Mißbräuche, ohne welche wir nicht so leicht wären zu überwinden gewesen; und sofern jetzt noch Rettung und Wiedererhebung möglich wäre, würde er sie noch durch die Kräfte seines gewaltigen Geistes herbeizuführen wissen.

Ich will nicht erinnern, wie verkehrt es überhaupt ist, in dem wunderbar zusammenhängenden Wechsel menschlicher Dinge bestimmen zu wollen, wie das eine sein würde, wenn ein anderes gewesen wäre; ich will

nicht klagen, wie sich solche Gedanken wie dieser selten aussprechen lassen ohne von ungerechten Äußerungen begleitet zu sein gegen einzelne Lebende; sondern nur darauf will ich aufmerksam machen, wie wenig ehrenvoll, ja ich darf wohl sagen wie schimpflich es ist für ein ganzes Volk, sein Wohlergehen, seine Selbständigkeit nur hoffen zu wollen von einem Einzelnen, von eines Kraft, von eines Art zu handeln. Wahrlich, hierin beschämt uns jenes alte Volk, dessen Unglück Christus vorhersagte. Viele sahen es mit ihm voraus und fast keiner war schon seit langer Zeit ohne bange Besorgnis. Aber sie hofften nicht, wie sie, vertraut mit dem Wunderbaren, wohl gekonnt hätten, daß David, jener große König, wiederkehren möchte, der die Selbständigkeit und Macht seines Volkes gegründet hatte, sondern nur auf einen Nachkommen desselben hofften sie nächst Gott; also auf einen freilich gleichen Stammes mit ihm und ihnen, aber der Zeit selbst angehörigen, für die er not tat. Und so wird gewiß jeder wohltätige König aus früherer Zeit am besten geehrt. Denn war es nicht eine in dem Schoße seines Volkes entstandene und gepflegte Kraft, durch die er so Großes auszurichten vermochte, o so ist der Stolz auf ihn ein leerer, und die Zeit der Herabwürdigung war schon die gepriesene selbst. War aber sein Geist so einheimisch unter seinem Volk, warum sollte es nicht vertrauen, daß er sich auch öfter erneuern würde unter ihm? Wieviel mehr noch, wenn, wie in unserm Falle, der frühere Held und Herrscher

vorzüglich darauf bedacht gewesen war, nicht etwa nur allein zu glänzen durch seinen Geist und seine Talente und alle andern soweit als möglich zu überstrahlen, sondern soviel er nur irgend konnte, alle geistigen Kräfte in seinem Volke auszubilden und durch die freieste Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten immer reifere Einsicht in sein eigenes Wohl in demselben zu entwickeln. So wären ja seine schönsten Bemühungen dennoch unfruchtbar geblieben, wenn wir nicht je länger je mehr imstande wären, uns selbst zu helfen in der Not, und wir legten, indem wir ihn am schönsten zu preisen denken, ein hartes Zeugnis ab gegen ihn und uns. In der Tat, solche leere Wünsche gleichen nicht wenig denen aus jener lehrreichen Erzählung des Erlösers, wo einer, um seine Brüder aus dem bedauernswürdigsten Zustande des geistigen Elendes zu erretten, auch wünschte, ihnen einen Toten zu erwecken, der Stammvater aber seines Volkes ihm verneinend antwortete: Laß sie Moses hören und die Propheten. Auch wir, meine Freunde, haben Moses und die Propheten, die Belehrungen der Geschichte und des göttlichen Geistes und wenn wir uns von diesen nicht leiten lassen, wenn durch diese nicht während der Zeit der Prüfung und der Bedrängnis allerlei Gutes, wie es die Umstände erfordern, in uns selbst aufgeht: so würde vergebens auch der größte der Könige von den Toten wiederkehren, um uns Heil zu bringen durch seine Herrschaft; denn er würde nicht imstande sein uns, die wir selbst tot wären, zu beleben.

Aber eben diese leeren Wünsche hindern uns, nur auf die Stimme der Wahrheit, wie laut und vernehmlich sie uns auch ertöne, zu merken; und wie alles Schlechte sich immer unter sich vermehrt, so sind auch sie zugleich ein Erzeugnis der Trägheit und ein Beförderungsmittel derselben, und nur um ihre Ungeschicktheit, ihren Mangel an Eifer, ihr laues Wesen womöglich sich selbst zu verbergen, täuschen sich die Menschen, als würden sie und alles besser sein, wenn sie nur noch in Verbindung wären mit denen, welche ehedem die gemeinsamen Angelegenheiten leiteten. Als ob sie sich nicht dadurch für unmündig erklärten und als ob Unmündige Richter darüber sein könnten, wer ihnen ein guter Vormund ist oder nicht. Und eine solche Wahrheit, welche ihnen unvernommen bleibt unter den Ausrufungen ihrer eitlen Wünsche, ist vorzüglich auch die, daß, wie ein jeder Mensch von Gott in eine bestimmte Zeit gesetzt ist, so auch jeder — den größten und kräftigsten nicht ausgenommen, sondern vielmehr ein solcher am meisten — nur in dieser Zeit wirken konnte was er zu wirken verordnet war. Es gilt auch hier ganz strenge, was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht scheiden, noch in seiner Einbildung ein leeres Spiel treiben mit den Ordnungen Gottes. In seine Zeit ebenso sehr als in sein Volk ist jeder bedeutendste Mensch aufs innigste verwachsen, an ihr hat er sich genährt und geübt, in Beziehung auf sie hat er sich seine Fertigkeiten und Tugenden erworben, und ebenso haben auch ihre Mängel und

Beschränkungen soviel Einfluß auf ihn gehabt, daß niemand einen solchen in seiner Trefflichkeit recht verstehen und gehörig würdigen kann, wenn er ihn nicht immer in den Verbindungen und Umständen betrachtet, in welche ihn Gott gesetzt hatte, welches auch besonders, wie jeder gestehen wird, mit dem großen Manne der Fall ist, den wir so gern den Unsrigen nennen und der eben auch in jener Beziehung so häufig ist verkannt worden. So sei uns denn sein Andenken zu heilig, um es auf eine so unverständige Art zu entweihen, und eben je mehr Großes Gott durch ihn gewirkt hat zu seiner Zeit, um desto sicherer laßt uns wissen, daß wir jetzt anderer Werkzeuge Gottes bedürfen, und laßt uns Besseres als leere und verkehrte Wünsche gewinnen durch die Betrachtung seines tatenreichen Lebens.

Abgesehen aber auch von den einzelnen Menschen, welche Großes in einer früheren Zeit begründet haben, wünschen wenigstens viele die äußeren Einrichtungen und die ganze Verfassung einer glänzenden Periode zurückrufen zu können, meinend, daß in diesen die beglückende und erhebende Kraft gewohnt habe. Wie oft hören wir nicht dergleichen unter uns! Wären wir nur allem, was jener große König angeordnet hatte, buchstäblich treu geblieben, kehrten wir nur jetzt wieder zurück zu derselben Zucht und Vorschrift, so würde uns am ersten geholfen werden, meinen viele. Aber auch das, meine Freunde, ist eine törichte Meinung und offenbar nicht übereinstimmend mit den

Ordnungen Gottes. Denn es gibt nirgends eine Rückkehr in menschlichen Dingen, und nichts kommt so wieder wie es dagewesen ist, wie eifrig auch das Bestreben der Menschen darauf gerichtet sei. Erinnern wir uns nur an das Beispiel, welches unser Text uns vorhält. Wie oft hat nicht das jüdische Volk diesen Wechsel erlebt von einem ansehnlichen Grade der Macht und des Ansehens bis zur tiefsten an Nichtigkeit grenzenden Erniedrigung und wiewohl es, so oft es sich erneuern konnte, immer wieder zurückkam auf dasselbe unter göttlichem Ansehen gegebene Gesetz, so nahm doch seine Verfassung jedesmal eine veränderte Gestalt an, am meisten aber, nachdem das Land und die Stadt Gottes von einem feindlichen Heere erobert und fast zerstört und nicht die Streitbaren allein, sondern der größte Teil des Volkes fortgeführt worden war in ferne Gegenden. So war auch der Tempel, vor dem Jesus stand, nicht mehr der, den die urväterlichen Könige erbaut hatten, die Ordnungen des ihm angehörigen Priestertums hatten verloren von ihrer ursprünglichen Gestalt und es nahete die Zeit, wo diese ganze alte Verfassung mit ihren ehrwürdigen Denkmälern ohne Wiederkehr sollte zerstört werden, so daß auch kein Stein auf dem andern gelassen würde. Wenn nun unter ganz veränderten Umständen so wenig Beständigkeit selbst solchen Gesetzen und Ordnungen zu sichern war, welche des Vorzuges einer höheren unmittelbar göttlichen Einsetzung sich erfreuend natürlich um so enger die Kräfte der Menschen zu seiner Erhaltung vereinigten, damit sie

sich nicht sträflicher Vernachlässigung anvertrauten Gutes gegen den schuldig machten, der am härtesten strafen kann: wie sollten wir uns wohl schmeicheln, daß wir, was der Gewalt der Zeit erliegend eingestürzt ist, ebenso wieder sollten aufbauen können! und unter wie veränderten Umständen! Wenn jener zerstörenden Kraft,* welche nach einer langen Stille zuerst als ein über einer Gegend furchtbar schwebendes Ungewitter ausbrach und dann als ein schnell hineilender Sturm Verheerung über unsern ganzen Weltteil verbreitete, wenn ihr nichts widerstanden hat und alles, was aus den Trümmern allmählich aufsteht, sich in einer neuen Gestalt erhebt: sollen wir glauben, daß wenn nur unser altes Gebäude noch ohne alle Veränderungen bestanden hätte, wir würden verschont geblieben sein, glauben, daß wir auch für die Zukunft nicht sicherer und anständiger wohnen könnten, als wenn es ganz nach den alten Umrissen wieder errichtet würde? Wie widersprechend allem, was wir vor Augen sehen! Wie zuwider gewiß auch jedem nicht ganz verblendeten Verstand, jedem nicht ganz in Einseitigkeit verhärteten Gefühl! Wahrlich, eher sollten die Ereignisse der neuesten Zeit uns auf den Verdacht führen, ob wir nicht schon zu lange alles gelassen hatten in seiner väterlichen Gestalt, ob nicht gar vielerseits bei uns das Äußere überlebt hatte sein Inneres! Eher sollten auch wir uns vorbereiten darauf, daß von jenem

*) Napoleon.

alten und seinerzeit trefflichen Gebäude bald kein Stein wird auf dem andern gelassen werden; wir sollten uns hüten, daß wir nicht etwa uns zum Verderben über sein beschiedenes Zeitmaß hinaus festhalten wollen, was nur ehedem ein Segen sein konnte.

Gewiß, meine Freunde, liegt in dieser Einsicht, je mehr sie wohlbegründet ist, um desto weniger eine Undankbarkeit gegen die Ordnungen und Gesetze der früheren Zeit. Diese wollen wir fern von uns halten, wir wollen eingestehen, daß wir weise und gut sind geführt worden, und wir können es beweisen durch die bewunderungswürdigen Worte und Taten, die aus jenen Ordnungen hervorgegangen sind. Aber wenn wir sehen, daß sie jetzt mit der Blüte zugleich, welche sie hervorgetrieben hatten, abgestorben sind, so geschehe auch das ohne Klagen und übel gegründeten Mißmut. Laßt uns nicht nach einem zu beschränkten Maßstabe das Dasein eines Volkes abmessen und nicht, indem wir nur mit dem vorigen blühenden Zustande die gegenwärtige Zerrüttung vergleichen, uns der Furcht wegen der Zukunft überlassen! Ein Volk ist ein ausdauerndes Gewächs in dem Garten Gottes, es überlebt manchen traurigen Winter, der es seiner Zierden beraubt, und oft wiederholt es seine Blüten und Früchte. Und sehet, ob uns nicht das Leben eines jeden Menschen etwas ähnliches zeigt von dem, was wir jetzt im Großen erleiden. Wenn die Blüte der Kindheit sich am schönsten aufgetan hatte, folgt nicht gewöhnlich darauf eine Zeit der Erschlaffung?

Aber vergeblicherweise beunruhigten wir uns darüber, denn es war die Zeit, wo körperlich und geistig die schönere Entwicklung des Jünglings sich vorbereitete. Und wenn der Jüngling geblüht hat, unterbricht nicht diese schöne Erscheinung eine Zeit, wo er unsicher und schwankend in der Welt auftritt, nicht recht zu wissen scheinend, wie er sein Leben gestalten und in die mannigfachen Verhältnisse der Welt eingreifen soll, manches Gute vielleicht vergeblich versuchend und manchem Gehaltlosen sich getäuscht hingebend? Aber mit Unrecht würden wir deshalb besorgen, jene Blüte sei taub gewesen und falle nun fruchtlos ab; vielmehr wird in diesem unscheinbaren und bedenklichen Zustande der Grund gelegt zu der Festigkeit des Urteils und zu den sicheren Kraftäußerungen des Mannes. So tritt auch in den längeren geschichtlichen Lebenslauf eines Volkes leicht zwischen jede frühere und spätere Blüte eine Zeit der Verwirrung und der Gefahr, die jedoch nur bestimmt ist, zu einem vollendeteren Zustande den Übergang zu bilden.

Damit sie uns aber hiezu auch wirklich gereiche, so laßt uns auch ja nicht eben durch jene verfehlte Anhänglichkeit an das Vergangene zurückgehalten werden, dasjenige nicht gern und willig zu tun, was der gegenwärtige Zustand der Dinge von uns fordert.

Laßt mich nur eines erwähnen, das gewiß jedem jetzt am Herzen liegen muß. Unser bisheriger Zustand zeichnete sich aus durch eine große Ungleichheit der einzelnen Teile

und Mitglieder des Staates. Mit Unrecht dachten wir dabei nur an den Unterschied der höheren Stände von den niederen; es war vielmehr so in allen Ständen, von Lasten und Obliegenheiten war der eine befreit, die ein anderer, ihm ganz ähnlicher, zu tragen hatte, mit Freiheiten und Begünstigungen der eine versehen, welche andern aus seiner Ordnung fehlten. Nicht als ob jemals die Willkür Lasten aufgelegt oder den einzelnen Begünstigungen erteilt hätte zum Nachteil der übrigen, wenigstens nicht seitdem wir in die Reihe der angesehenen und gebildeten Völker eingetreten waren, aber durch alte Gewohnheiten aus den frühesten Zeiten her bestanden diese Unterschiede. Gewiß kann es niemand unrecht finden, wenn in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge ein jeder behält und verteidiget was er besitzt, ohne sich an die einzelnen zu kehren, welche, sei es nun aus Eifersucht gegen einzelne Vorrechte oder aus guter Meinung, daß es so heilsamer wäre, auf ausgleichende Neuerungen dringen wollten, und mit Unrecht würden wir es bloß den Verblendungen des Eigennutzes zuschreiben, wenn viele dasjenige, was für sie vorteilhaft war, auch als nützlich für den Staat ansahen und darstellten. Anders freilich wird es, wenn der Widerwille gegen diese Ungleichheiten und Vorrechte fast allgemein geworden ist, wenn traurige Erfahrungen endlich nicht unzweideutig die nachteiligen Folgen derselben und der davon abhängigen Einrichtungen ins Licht setzen, wenn bei der Notwendigkeit einer allgemeinen Erneuerung nicht nur einzelne Stimmen, die

sich aus dem Volk erheben, sondern auch der Verstand, der an der Spitze der Verwaltung steht, auf diese Ungleichheiten und Vorrechte als auf das größte Hindernis einer vollständigen und gedeihlichen Wiedergeburt hinweiset. Aber auch dann, meine Freunde, laßt uns nicht voreilig sein in gehässigen Beschuldigungen, wenn viele noch wünschen oder auch alles was in ihren Kräften steht anwenden, um die Notwendigkeit solcher Änderungen zu umgehen, nicht unbrüderlich alles der härtesten Selbstsucht schuld geben, welche, um nur die eigenen Vorzüge ungekränkt zu erhalten, sich gewaltsam stemmt gegen jeden Versuch, die Wohlfahrt des Ganzen wiederherzustellen und fester zu gründen. Bedenken wir vielmehr, wie stark überall die Anhänglichkeit an das Alte wirkt, wie viel kräftiger sie noch in denen sein muß, denen es mit seinen wohltätigen Einflüssen so viel näher stand, und schreiben lieber alles auf die Rechnung von dieser. Bedenken wir, wie was den einen nur als ein Erzeugnis finsterer Zeiten der gegenwärtigen und künftigen unwürdig erscheint, den andern dagegen sich darstellt unter der heiligen Gestalt des alten Rechtes, als ein Denkmal von der Weisheit der Väter, geschätzt durch die Erfahrung von Jahrhunderten, während deren das Ganze sich wohl befand bei diesen Anstalten, durch die stillschweigende Billigung der weisesten Fürsten und Könige, welche dies alles nicht nur so bestehen ließen, sondern sich dieser Einrichtungen vortrefflich zu bedienen wußten in der weisesten und ruhmvollsten Regierung.

Allein, auch indem wir der Abgeneigtheit gegen Änderungen auf diesem Gebiet einen solchen ohnstreitig edleren Ursprung zuschreiben, müssen wir sie doch für nicht minder gefährlich erklären. Es ist ein Übel, welches uns allen droht, jeder wird irgend etwas dieser Art haftend finden an seiner Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft und vielleicht nur zu geneigt sein, sich das Seinige vorbehalten zu wollen, indem er Aufopferungen fordert von andern. O, laßt uns ja nicht, den Unterschied der Zeiten übersehend, uns desjenigen weigern, was die gegenwärtigen dringend von uns fordern, sondern gern und willig bringe jeder dar, was er aus der Fülle des Ganzen empfangen hat, damit alles übereinstimmend könne umgebildet werden zu dem neuen Gebäude, dessen wir bedürfen. Eben bei unserer innigen Verehrung gegen die Weisheit und Größe unserer früheren Zeit möchte ich uns beschwören; denn diese legt uns ja die Pflicht auf zu sorgen, daß nicht, was wir so hoch achten, unverschuldet Verderben erzeuge, indem wir es unnatürlich nötigen, sich selbst zu überleben. Eben bei der Heiligkeit des Rechtes möchte ich uns beschwören, der Welt das Beispiel zu zeigen, wie am würdigsten das Recht sich bildet durch die Übereinstimmung aller, als die natürlichste Wirkung des vereinigten Verstandes und der vereinten Kräfte, nicht immer nur aus dem ermüdenden Streit roher Gewalten. Wenn wir, von innerlichen Zwistigkeiten beherrscht, den günstigen Zeitpunkt verabsäumen, den eben diese allgemeine Zerrüttung uns dar-

bietet, um uns auf eine neue Stufe der Vollkommenheit zu erheben und für eine lange Zukunft hinaus ein besseres Dasein zu begründen, dann gewiß droht uns ein ärgerer Verlust als der schon erlittene, dann droht uns eine völlige Zerstörung, und wir gleichen ganz dem Bilde, welches unser Text uns darbietet. Daß kein Stein auf dem andern bleiben sollte an dem Tempel, der damals stand, das konnte der Erlöser mit Ruhe ansehen, denn es konnte gar wohl bestehen mit der gänzlichen Erneuerung seines Volkes, die er herbeiführen wollte und bei der es eines solchen Tempels nicht bedurfte. So können auch wir mit Ruhe zerfallen sehen, was Macht und Weisheit einer früheren Zeit für jene Zeit gebaut und erhalten hatte. Aber daß seine Zeitgenossen in Verstocktheit des Herzens die Zeichen jener Zeit nicht erkannten, daß sie mit unverständigem Eifer an Satzungen hielten, die ihre rechte Bedeutung verloren hatten und in denen kein Heil mehr zu finden war, das erregte mehr als einmal seinen Unwillen; und daß sie, wie oft auch und laut von ihm aufgefordert und belehrt, nicht bedenken wollten, was zu ihrem Frieden diente, das brachte ihn zum Weinen über die heilige Stadt seines Volkes und zu der in jedem ähnlichen Fall gewiß nur zu sicher erfüllt werdenden Weisſagung, euer Haus soll auch wüste gelassen werden.

II. Wenn wir aber so auf der einen Seite die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge durch die Tat selbst auch in dem anerkennen müssen, was sich unter uns

früherhin Großes und Vortreffliches gebildet hat, so laßt uns auf der andern Seite auch das Bleibende und Unvergängliche darin verehren, indem wir es uns durch nichts in der Welt entreißen lassen und es in jeder künftigen Gestaltung unserer Angelegenheiten immer schöner und vollkommener darstellen.

Denn so gewiß der König, an den uns der heutige Tag besonders erinnert und den wir gewohnt sind als den Mittelpunkt der Größe in der bisherigen Geschichte unseres Volkes anzusehen, so gewiß er ein großer König war und das Gebäude des Staates, welches er aufführte, der Geist, in dem er es verwaltete, das Gepräge der Größe trug, so gewiß war auch Gutes darin, was bleibend sein muß und was wir nicht dürfen untergehen lassen. Und wer darf an jener Größe zweifeln, der die schnellen Fortschritte in dem wahren Wohlergehen unseres Vaterlandes in sein Gedächtnis ruft, der sich erinnert, wie ein fast allgemeiner, nicht um der Gewalt zu fröhnen erheuchelter, sondern freiwillig sich äußernder auch auswärtiger Beifall fast allen wesentlichen Einrichtungen unserer Verfassung folgte, wie viele davon ein Muster wurden für andere Staaten Deutschlands, nicht ein gewaltsam aufgedrungenes, sondern ein frei mit Überzeugung angenommenes. Solche Werkzeuge können nur da entstehen, wo nicht nur mit einer richtigen Kenntnis und Benutzung der Zeitumstände gehandelt wird, sondern auch dem Geist und der wahren Bestimmung des Volkes gemäß. Jenes ist dasjenige, wodurch mensch-

liche Einrichtungen und Werke für den Augenblick gelingen und schnelle Wirkungen hervorbringen, aber wodurch sie auch ihre Vergänglichkeit schon in sich tragen; dieses dasjenige, wodurch sie sich dauernd erhalten, um deswillen sie geliebt und willig befolgt werden. Wenn wir also jenes in dem Maß preisgeben, als sich die Umstände, auf welche sich einzelnes bezog, in unsern Gesetzen und Ordnungen wesentlich geändert haben: so laßt uns dagegen auch dieses mit der größten Anstrengung festhalten, bedenkend, daß jede menschliche Einrichtung, inwiefern sie den Geist eines Volkes wesentlich und unverfälscht ausspricht, insofern ebenso sehr ein göttliches Gesetz und eine Offenbaruug göttlicher Macht und Herrlichkeit ist, wie jenes Gesetz und jene Ordnungen, denen das Volk des alten Bundes diesen Namen gab. Denn Gott ist es ja allein und unmittelbar, der jedem Volk seinen bestimmten Beruf auf Erden anweiset, seinen besonderen Geist ihm einflößt, um sich so durch jedes auf eine eigentümliche Weise zu verherrlichen. O, wahrlich, es gibt keinen sträflicheren Frevel, keine verwerflichere Hintansetzung göttlicher Ordnungen, keine hoffnungslosere Herabwürdigung, als wenn ein Volk törichterweise mit dem Vergänglichen zugleich auch das Bleibende wegwirft und entweder leichtsinnig verführt oder feigherzig erschreckt freiwillig sich in eine fremde Gestalt hineindrängt. Vielmehr dadurch laßt uns die entschlafenen Väter und Helden des Landes, dadurch laßt uns die Geschichte und die Satzungen der Vergangenheit ehren, daß

an den Geist, an das innere Wesen derselben jede folgende Umbildung sich anschließe und wir eben dadurch eines mit ihnen bleiben und uns wahrhaft als ihre Nachkommen und Zöglinge erweisen. Wenn es wahr ist, wessen wir uns vorher erinnerten, daß jedes Volk mehrere Zeiten der Blüte und des Fruchttragens durchlebt: so ist doch jede folgende aus der gleichen Natur desselben Stammes hervorgegangen der vorigen ähnlich, und es ist nur ein und dasselbe Werk Gottes, welches gefördert werden soll durch die ganze Entwicklung seines Daseins. Ebenso sah auch der Erlöser, wenn gleich von dem Verfall der bestehenden Verfassung und von der Notwendigkeit, eine neue zu gründen überzeugt, doch zugleich auch von dieser Seite das Gesetz seines Volkes an, mehrmals erklärend, er sei nicht gekommen es aufzulösen, sondern es zu erfüllen. Und er hat es auch erfüllt und zu seiner Vollendung gebracht. Denn da seine Abzweckung war, jene Gemeinschaft, deren Mittelpunkt die Verehrung des Höchsten ist, vorzubereiten und die wesentlichen Züge derselben allmählich zu entwickeln, so ist es zu seiner Vollendung gelangt, indem in dem Gebiet und durch den Dienst desselben die Gemeine Jesu gestiftet und ans Licht geboren ward; und die dies nicht als seinen Zweck und seine Vollendung anerkennen wollten, weiheten sich dadurch selbst unvermeidlichem Untergang.

Das sei also unsere Verehrung gegen alles Große im Bezirk unserer eigenen Vergangenheit, daß wir mit an-

dächtigem Sinn immer suchen, das Wesentliche darin zu scheiden von dem Zufälligen, das, was nur die Wirkung einer gewissen Zeit war, von dem, worin sich der Geist der Menschen und des Volkes selbst abspiegelt, daß wir dem Triebe unseres Herzens, welches uns immer zu dem Letzten in Liebe und Gehorsam hinziehen wird, redlich folgen, damit wir das köstliche Erbteil ruhmwürdiger Vorfahren getreulich bewahren, damit die Absicht Gottes mit unserm gemeinsamen Dasein immer heller ins Licht trete und sich immer herrlicher entwickle.

Und wenn wir auf das Leben und die Taten jenes großen Königs und des glorwürdigsten seiner Ahnherrn sehen, wieviel Treffliches wird uns nicht in die Augen leuchten, was wir nur seinem innern Wesen nach festhalten, nur wie es jedesmal die Zeit erfordert, immer weiter bilden dürfen, um sicher unserer Vorfahren würdig und unserer Bestimmung treu zu bleiben.

Zuerst, wie deutlich drückt sich nicht überall das Bestreben aus, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit zu den herrschenden Tugenden unseres Volkes zu machen. Wie durch die Natur, so auch durch die Veranstaltungen unserer Beherrscher sind wir immer vorzüglich gewiesen worden an unsern im ganzen nicht eben zu reichlich begabten Boden, an ihm unsere bildende Kraft auszuüben, daß er fruchtbarer werde und bewohnbarer. Wie haben sie sich immer dieser inneren Eroberungen vorzüglich beflissen und auch nach jedem Zuwachs an äußerer Macht sie nicht etwa ruhen gelassen, sondern

mit erneuerten Kräften weiter getrieben! Wie wohlgemeint und heilsam waren dabei die Ermunterungen, welche sie allen Künsten des Lebens gewährten, um solche Fortschritte zu begünstigen, daß wir in Absicht auf alle würdigen Bedürfnisse in einem gewissen Maß selbständig sein könnten und unabhängig und unser Verkehr mit andern Völkern dadurch immer freier würde und edler. Wie wohltätig das Beispiel von Mäßigung im Aufwande, von persönlicher Sparsamkeit und Genügsamkeit, um das richtige Gefühl immer lebendig zu erhalten, daß unser gemeinsamer Wohlstand sich noch nicht dem Überfluß nähern, daß wir ihn noch nicht in unwesentlichen Dingen verschwenden, sondern immer wieder zur Vermehrung unserer Kräfte anlegen müßten. Wenn wir nun an dieser väterlichen Weise und an jenem großen Beruf festhalten, wenn wir dabei tun, was die jetzigen Zeiten erfordern, da jetzt alle bei dem wichtigen Geschäfte des Ackerbaues mitwirkenden Kräfte richtiger geschätzt werden, da Einsicht und Kunst, wenn man ihnen freien Spielraum vergönnt, sich von allen Seiten zur Veredlung desselben vereinigen werden; o, dann werden wir ja aufs würdigste die Vorzeit ehren, dann wird man ja ihre Art und ihren Geist überall in uns wiedererkennen, und fern von üppiger Verweichlichung wird auch der alte Verstand und der alte Mut sich immer wieder erneuern können unter uns.

Nicht minder aber erfreuten wir uns schon in jenen früheren glänzenden Zeiten des Ruhmes, daß überall

bei uns in den Verhältnissen zwischen Obrigkeit und Untergebenen rechtliches Wesen und wahre Biederkeit fast mehr als irgend anderswo herrschte in Staaten von gleichem Umfang. Die parteiische Beugung des Rechtes, die freche Unterdrückung des Geringeren, die verräterische Zersplitterung öffentlicher Güter, die Ehrlosigkeit der Bestechung und des Unterschleifes, wo haben wohl, ja wir dürfen es zuversichtlich fragen, wo haben diese verderblichen Übel weniger geherrscht als bei uns? Wo ist mehr Vertrauen gewesen, teils unmittelbar in die Rechtschaffenheit der Mitbürger, teils in die Güte des Rechtsganges und der Gesetze, welche kein Unrecht, auch nicht des Höchsten gegen den Niedrigsten, würden unentdeckt und ungeahndet lassen? so daß, wenn auch wir noch etwas in dieser Hinsicht zu klagen fanden, dies nur klein war und unbedeutend. Wohlan denn, laßt uns dieselbe Gesinnung auch jetzt bewähren bei allem was es wird geben zu unternehmen, anzuordnen, sich gefallen zu lassen, daß überall feste Redlichkeit herrsche und wahrer Gemeinsinn, daß nicht ehrsüchtige List oder eigennützige Ränke uns das Geschäft unserer bürgerlichen Wiedergeburt verunreinigen, daß sich keiner täusche, wenn er den andern in dieser großen Sache von reinem vaterländischem Eifer beseelt glaubt, daß so der Untergebene treu und redlich seiner Obrigkeit sich vertraue und diese auch offen und unverstellt fordere, anordne, auflege was notwendig ist zum gemeinen Wohl. Dann werden wir auch so der Gemütsart unseres Volkes ge-

treu bleiben und durch alle notwendige Veränderungen wird sie sich immer mehr verherrlichen.

Vergessen wir ferner nicht, wie sehr als ein Grundsatz schon in der Regierung jenes großen Königs hervorragte, daß alle Bürger gleich sein müßten vor dem Gesetz, wie laut er es sagte, daß jeder einzelne ihm nur wert wäre nach dem Maß, als er gehorsam und treu beitrüge durch seine Tätigkeit zum Wohl des Ganzen. Denken wir zurück, wie sein Beispiel allmählich auch die öffentliche Meinung immer stärker nach sich zog, wie die scharfe Trennung der verschiedenen Stände voneinander, die vorher noch obgewaltet hatte, anfing sich zu verlieren, wie je länger je mehr der Mann ohne inneren Wert außerstande gesetzt wurde, trotz der äußeren Zeichen eines hohen Ranges, sich geltend zu machen und auf eine Art zu erheben, die ihm nicht gebührte, und wie dagegen zwangloſere, vertraulichere Annäherung möglich wurde zwischen Personen aus den verschiedensten Ständen, welche sich gegenseitige Achtung abzugewinnen wußten und sich anzogen durch ihre Talente oder ihre Denkungsart. Wenn wir es so weit gebracht haben zu einer Zeit, wo die Gesellschaft noch weit mehreren Vorurteilen hingegeben war, wo der äußere Glanz aller Art noch weit stärker blendete: was kann uns mehr obliegen, was mehr übereinstimmen mit jenem Geiste, als wenn wir weiter gehend auf jenem Wege, in gleichem Verhältnis mit den Hilfsmitteln, die sich uns nun darbieten, und aus Kraft derselbigen Gesinnung immer mehr

das Äußere auf seinen wahren Wert einschränken, immer mehr die Schätzung des Innern geltend machen in der Gesellschaft und von den Umständen geleitet solche Einrichtungen unter uns treffen und begünstigen, wodurch ein jeder instand gesetzt werde, seinen ganzen innern Wert darzulegen durch nützliche Tätigkeit jeder Art, damit er anerkannt werde von der Gesellschaft? Wahrlich, besser werden wir durch solche Fortschritte, und sollte auch darüber von dem Äußeren eines noch älteren Gebäudes kein Stein auf dem andern bleiben, jene gepriesene Zeit und ihre Helden verehren, als wenn wir träge und nachlässig auf derselben Stufe stehen blieben, auf welcher er uns verlassen hat.

Ebenso laßt uns festhalten an dem wahren, schon in jenen Zeiten von hier aus so laut verkündigten Grundsatz, daß vom Irrtum nie etwas Gutes, noch weniger Besseres zu erwarten ist als von der Wahrheit, daß Vorurteile und Aberglauben nicht die Mittel sein können, um die Menschen bei dem was recht und heilsam ist festzuhalten und weiter im Guten zu führen, laßt uns fortfahren daher in dem rühmlichen Bestreben, richtige Einsichten in alles was den Menschen wert und wichtig sein muß so weit als möglich zu verbreiten, den Sinn für Wahrheit zu erwecken, das Vermögen der Erkenntnis zu stärken und zu beleben. Laßt uns ferner wacker sein und mutig, jeder nachdem Gott ihm das Licht der Wahrheit angezündet hat, hinein-

leuchtend in die dunklen Schlupfwinkel der Unwissenheit und des immer unheiligen Betruges. Und wenn, wie alles des Mißbrauchs fähig ist und das Böse und Verkehrte sich immer mit einzuschleichen sucht unter der Verkleidung des Guten, auch hiermit Mißbrauch ist getrieben worden unter uns; wenn frevelnde Gleichgültigkeit gegen frommen, forschenden Ernst, wenn seichte Unfähigkeit das Gute und Heilige zu leiten sich nicht selten angemaßt haben, zu belehren und Belehrungen zu leiten und wir uns so zu entsündigen haben von Vergehungen einer früheren Zeit und wieder gut zu machen erlittenen Schaden: o, so laßt uns nur um so mehr denselben Ernst und Eifer kehren gegen die Blinden, welche der Blinden Leiter sein wollen und wie es doch überall leicht sein muß, aufdecken ihren Mangel an Beruf, laßt uns nur zugleich unter uns immer mehr stärken und befestigen jedes fromme Gefühl, jede dem Menschen eingepflanzte heilige Ehrfurcht, damit jeder, bis er selbst auch genugsam erleuchtet ist, habe was ihn schützen könne gegen die Einwirkungen eines leichtsinnigen Unverstandes.

Endlich aber, was uns hier am nächsten liegt und uns fast als das Größte erscheinen muß, laßt uns ja heilig bewahren und durch nichts in der Welt uns jemals entrissen werden die in jenen Zeiten so oft als ein Grundgesetz unseres Vaterlandes ausgesprochene köstliche Freiheit des Glaubens und des Gewissens. O, es war wahrlich nicht, wie manche wohl geglaubt haben, nur Gleichgültigkeit gegen jede bestehende Art gemeinsamer Gottes-

verehrung, weshalb jener große König so leicht und so unbeschränkt diese Freiheit bewilligte in seinem Reich; es war der Wunsch, Untertanen zu haben, welche würdig wären beherrscht zu werden; es war eine laute und edle Anerkennung der Grenzen seiner Macht, es war ein seinem liebevollen Gemüt einwohnendes Gefühl davon, daß alles, was zur unmittelbaren Beschäftigung der Seele mit Gott gehört, ein unzugängliches Heiligtum sein müsse für jede Willkür und jede Gewalt. Wem auch irgend Frömmigkeit einen Wert hat als göttliche Kraft und Tugend, der muß ja fühlen, daß der tiefste Verstand keinen kräftigeren Schutz für sie aussinnen könnte als diese Freiheit, indem sie sich nur da rein erhalten kann, wo niemand durch Gesetze und öffentliche Einrichtungen muß in Versuchung geführt werden zu heucheln. Wem irgend die Liebe wert ist als die Quelle aller Tugenden, als das vollkommene Band aller Kräfte, der muß ja einsehen, daß es keine innigere und umfassendere Äußerung, keine kräftigere Sicherstellung derselben gibt als diese brüderliche Anerkennung dessen, was einem jeden das Heiligste ist. Darum war auch so viel Liebe zu dem Ganzen herrschend, welches diese edle Freiheit sicherte, eine Liebe, die noch in uns allen lebt und am mächtigsten wieder erwachen wird, wenn jemals jener Freiheit Gefahr drohen sollte. Denn ganz herabgewürdiget ist der Mensch dann, wenn ihm auch der Wert der Überzeugungen und der Empfindungen von göttlichen Dingen, die sich in ihm bilden, durch äußere Gewalt abgeleugnet

und der segensreiche Umtausch derselben gehemmt wird, so daß er sich muß gebieten und anweisen lassen, wo er Wahrheit finden soll und sittliche Kraft, ganz überwunden ist er dann, wenn er sich so anschmieden läßt an ein fremdes Joch, daß sich auch das Herz nicht mehr in der ihm natürlichen Richtung aufschwingen darf zum Himmel, ganz arm und ausgesogen ist er dann, wenn er auch unvermögend gemacht wird, solche Nahrung des Herzens, solche Stärkung des Geistes und Befestigung im Guten sich zu verschaffen und in solcher Gesellschaft zu genießen, wie er sie von jeher bewährt und heilsam gefunden hat.

Sehet da, meine Freunde, die alten sichern Grundlagen unseres Wohlergehens, die zu tief liegen und gleichsam Wurzel schlagen bei uns, als daß die äußere Verheerung sie sollte zerstört haben. Mögen wir nur recht bedenken, wie notwendig sie zu unserm Frieden dienen, mögen wir sie nur immer ansehen als das Heiligste was uns anvertraut ist, um es zu pflegen und unvergänglich zu bewahren, mögen wir nur auf ihnen das neue Gebäude errichten, in welchem wir wohnen werden: dann werden wir nicht Ursache haben zu klagen, daß das Alte den Stürmen der Zeit gewichen ist, dann werden wir der gepriesenen Vorfahren nicht unwürdig und ihnen nicht unähnlich sein bei aller äußeren Verschiedenheit unseres Zustandes; mit der Ruhe des Erlösers werden wir dem Verschwundenen nach- und dem Kommenden entgegensehen, und indem sich ein neues Wohlergehen

unter uns erhebt als Bürger, werden wir uns auch zugleich bauen als seine Gemeine und Ihn preisen und verherrlichen als das Volk seines Eigentums, welches ihm geweiht bleibt bis ans Ende der Tage.

••

An Brinckmann.

24. Mai 1808.

Das Ärgste, was einem jetzt begegnen kann, ist in der Tat, wenn man den Glauben an den letzten Akt und an die poetische Gerechtigkeit verliert. Ich bin in diesem Stück noch ganz glücklich dran, und da die Barbaren im Osten nicht eben scheinen ein neues Mittelalter hervorbringen zu können, so glaube ich immer noch, daß sich Europa in sich selbst regenerieren wird und daß ihr dann eure Barbaren auch wieder los werdet. Freilich müssen noch ein paar Meisterstücke gemacht werden an Österreich und der Türkei, aber ich denke, die werden in diesem Jahre noch fertig. Dann aber, hoffe ich, soll alles gut werden und beneide jeden, der das Glück hat, in irgend einem Sinn eine politische Person zu sein. Leider kann ich nichts tun für die Regeneration als predigen.

••

An Henriette v. Willich.*

18. August 1808.

Mir ahnet keine Gefahr, laß Dir auch keine ahnen, ich gehe keinen andern Weg als den meines Berufes,

*) Die folgenden Briefe sind Brautbriefe. Schleiermacher

und an Mäßigung und Vorsicht fehlt es weder mir noch denen, welche im einzelnen mein Tun zu leiten haben. Es ist durchaus eine würdige, schöne, tadellose Rolle, die ich spiele, und was kann es Schöneres geben, als daß ich den Zustand der Dinge, auf dem das Glück unseres Lebens beruhen muß, selbst kann leiten und herbeiführen helfen.* Der Himmel gebe nur, daß die Dinge einen solchen Gang gehen, daß die Ausführung dessen, was beschlossen ist, wirklich kann unternommen werden, welches nur unter solchen Umständen geschehen soll, unter denen es kaum mißlingen kann. Und so bete für mich, daß Gott mich leite und segne und schütze, wie ich bete, daß er Dich möge mutig erhalten und kräftig. Tue alles in meinem Namen für Dich und die Kinder, und so sei auch versichert, daß ich in Deinem Namen für mich sorgen werde aufs beste, und daß in allen Geschäften, Sorgen, Arbeiten Du immer in mir und mit mir bist.

27. November 1808.

Ich wollte Dir noch viel sagen, aber was geschieht? Ein Wagen kommt vorgefahren, ein französischer Offizier steigt aus, kommt herauf und bittet mich, ihn zum

hatte sich im Sommer 1808 mit der Witwe seines verstorbenen Freundes Ehrenfried v. Willich verlobt.

*) Bezieht sich auf eine politische Sendung Schleiermachers nach Königsberg im Auftrag des Berliner patriotischen Komitees. Es galt die Vorbereitung des Volksaufstandes gegen Napoleon. (Vergl. Brief an Brinckmann vom 11. Februar 1809.)

Marschall Davoust zu begleiten. Zwei andere Herren sitzen noch im Wagen, und das Ganze war denn nichts, als daß er uns eine Rede hielt, wir wären notiert als hitzige Köpfe und Unruhestifter und was weiter dahin gehört. Mir war das Ganze sehr spaßhaft; ich mußte noch den Dolmetscher abgeben bei den andern und habe meine Rolle sehr ernsthaft gespielt. Sei nur nicht bange, das Ganze ist nichts. Die andern waren Leute, die mir durchaus fremd sind, gar nicht von meinen Freunden; die Glücklichen sind ganz unbekannt, und ich allein habe irgend einem dummen Gerücht über meine Predigten diese Ehre zu danken.

4. Dezember 1808.

Den jungen Männern jetzt das Christentum klar machen und den Staat, das heißt eigentlich ihnen alles geben, was sie brauchen, um die Zukunft besser zu machen als die Vergangenheit war.

15. Dezember 1808.

Es drückt mich vieles recht schwer, nicht in meinen nächsten Verhältnissen, sondern in den allgemeinen Angelegenheiten. Unser guter König hat sich überraschen lassen von einer elenden Partei und sich zu einem Schritt verführen, der alles aus dem sichern Gang, in den es eingeleitet war, wieder herausbringt.* Es stehen zwar noch immer treffliche Männer an der Spitze, aber wer

*) Die Entlassung Steins.

weiß wie lange sie sich werden halten können gegen die schlechten, die den König aufs neue verstrickt haben, und so kann es sein, daß das Vaterland zum zweitenmal an den Rand des Verderbens geführt wird, wenn nicht die Bessern es durch Maßregeln zu retten suchen, welche immer auch sehr mißlich bleiben. Ich kann Dir schriftlich nichts Ausführlicheres mitteilen, selbst wenn auf die größte Sicherheit zu rechnen wäre, aber sagen mußte ich Dir im allgemeinen, was mir das Herz drückt. Diese Gedanken nehmen seit einigen Tagen fast alle meine Zeit; ja auch wenn ich abends und morgens in meinem Bett mit Dir allein bin, tue ich wenig anders als Dir klagen. Alle meine Arbeiten sind mir gestört, und unwillkürlich muß ich sie immer unterbrechen, um dem Zustand der Dinge und den möglichen Hilfsmitteln nachzusinnen. So erscheine ich mir nun äußerlich ganz träge und untauglich, weil ich wirklich gar nichts vollbringe. Die Kanzel und das Katheder sind die einzigen Orte, wo ich ordentlich tue, was sich gehört. Dennoch halte ich die Zeit nicht für verloren, sondern hoffe, es soll sich aus diesem Sinnen eine sichere Ansicht und vielleicht eine feste und bestimmte Tätigkeit entwickeln.

25. Dezember 1808.

Komme ich noch irgend, wenn auch nur vorübergehend, in eine Tätigkeit für den Staat hinein, dann weiß ich mir wirklich nichts mehr zu wünschen. Wissenschaft und Kirche, Staat und Hauswesen, – weiter gibt es

nichts für den Menschen auf der Welt, und ich gehörte unter die wenigen Glücklichen, die alles genossen hätten. Freilich ist es nur in dieser neuesten Zeit, wo die Menschen alles trennen und scheiden, daß eine solche Vereinigung selten ist; sonst war jeder tüchtige Mensch wacker in allem, und so muß es auch werden und unsere ganze Bemühung geht darauf, daß es so werde. Die Menschen, die sich etwas emporheben aus der gemeinen Masse, machen alle so viel aus der Unsterblichkeit des Namens in der Geschichte. Ich weiß nicht, ich kann darnach so gar nicht trachten. Die Art, wie sie den Königen, bloß als solchen, auf ein paar Jahrhunderte wenigstens sicher ist, hat doch nichts beneidenswertes. Die Taten der Menschen im Staat sind doch immer gemeinschaftlich, und mit Unrecht wird etwas Großes dem einzelnen auf die Rechnung geschrieben. In der Wissenschaft ist nun gar nicht daran zu denken, und das künftige Geschlecht müßte aus elenden Kerls bestehen, wenn sie nicht in fünfzig Jahren alles weit besser wissen sollten, als auch der Beste jetzt. Nur der Künstler kann auf diese Art unsterblich sein, und ein solcher bin ich nun einmal nicht.

31. Dezember 1808.

Niemals kann ich dahin kommen, am Vaterlande zu verzweifeln; ich glaube zu fest daran, ich weiß es zu bestimmt, daß es ein auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes ist. Es ist möglich, daß alle unsere Bemühungen vergeblich sind und daß vorderhand harte und drückende

Zeiten eintreten – aber das Vaterland wird gewiß herrlich daraus hervorgehen in kurzem. Es ist eine herrliche Gabe Gottes, in einer Zeit zu leben wie diese; alles Schöne wird tiefer gefühlt und man kann es größer und herrlicher darstellen. Ja, auch wenn vom reinen Genuß der Liebe die Rede ist, will ich Dich lieber in diese Verhältnisse hineinführen, als in irgend ein verborgenes idyllisches Leben. Denn was kann die Liebe mehr verherrlichen, als wenn man so alles, was es Großes gibt in der Welt, mit hineinzieht in ihr Gebiet. Darum laß uns frisch und selig allem entgegen gehen, was da kommen kann.

••

Predigt in Berlin im Januar 1809.

Die Einführung der neuen Städteordnung, welche der Bürgerschaft das Recht gab, ihr Gemeinwesen selbständig zu verwalten, stand unmittelbar bevor. Schleiermacher fordert deshalb auf zur allgemeinen Beteiligung am öffentlichen Leben.

Es ist eine sehr weit verbreitete Meinung, daß es viele Zweige des menschlichen Handelns gebe, auf welche die Frömmigkeit keinen bedeutenden Einfluß hat. Ob einer sich auszeichne oder nicht in allerlei Erkenntnis und Kunst, ob einer eingeweiht sei oder nicht in die Feinheiten und anmutigen Fertigkeiten des geselligen Lebens: das, meint man, hänge von Eigenschaften ab, welche ebensowohl bei dem sich finden können, der sein Herz

den Regungen der Frömmigkeit verschließt, als der es ihnen geöffnet hat. Ja, viele denken gewiß hinzu und glauben etwas eben so richtiges und noch allgemeineres zu sagen, auch ob einer dem Volk, dem er angehört, dem Vaterlande, das ihn genährt hat, wesentliche Dienste leisten könne oder nicht, damit sei es derselbe Fall. Und bestätigt scheint dies zu werden durch zweifache Beispiele: von solchen einerseits, welche unleugbar außerordentliche Talente in Tätigkeit gesetzt und bewundernswürdige Handlungen verrichtet haben im Dienst des gemeinen Wesens, von nichts weniger als dem Geist der Frömmigkeit dabei getrieben; und von solchen andrerseits, welche, indem sie ihr ganzes Leben der Frömmigkeit widmen, wenig darum bekümmert erscheinen, wie es um sie her zugehe in weltlichen Dingen, und in welchem Maß ihr eigenes Leben tätig hineingreife. Aber daß es sich hiemit nur nicht ganz anders verhalte, als diese Beispiele auszusagen scheinen! Daß nur nicht jene außerordentlichen Gaben sehr zweideutig sind und unter andern persönlichen Verhältnissen sich eben so leicht hätten zum Verderben des gemeinen Wesens geschäftig gezeigt! Daß vorzüglich nur das nicht eine sehr unvollkommene Frömmigkeit ist, welche sich so zurückzieht von dem, was allen Menschen wert sein soll und heilig! So müssen wir wenigstens glauben, die wir uns Christen nennen. Denn für uns muß immer gültig bleiben der alte Wahlspruch, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütz ist und daß sie allein die Verheißung hat des zeitlichen und des ewigen Lebens. Und

gewiß wird auch sie vorzüglich der Boden sein, auf welchem echte Treue, wahrer Gehorsam und jede allgemeine Bürgertugend vorzüglich oder wohl gar allein mit Sicherheit emporwachsen kann, welches eben in dieser Stunde der Andacht der Gegenstand sein soll für unsere vereinigte Aufmerksamkeit.

Text: Römer 13, 1–5.

Wohl uns, meine Fr., das Glück ist uns geworden, und wir dürfen sagen, in vieler Hinsicht über unser Verdienst und Würdigkeit ist es uns geworden, in dieser schweren, gefahrvollen Zeit angehörig zu bleiben einer Obrigkeit, die offenbar nach dem überall waltenden göttlichen Gesetz uns geordnet ist aus einem heimischen, lange geehrten, seit Jahrhunderten schon durch ein gegenseitiges Band treuer Liebe mit den Völkern dieses Landes verbundenen Geschlecht, das uns oft glänzende und herrlich ausgestattete, größtenteils milde und weise, immer wohlmeinende und gerechte Herrscher gegeben hat. Wohlan denn, so laßt uns der teuern göttlichen Gabe uns wert machen, laßt uns immer in dem richtigen des Christen allein würdigen Verhältnis zu unserer Obrigkeit leben. Indem ich euch dieses darzustellen suche, halte ich mich vorzüglich an die letzten unter den verlesenen Schriftworten, in denen der Apostel selbst alles vorher Gesagte zusammenfaßt, und zeige aus denselben erstlich, wie ganz unanständig es dem Christen ist, um der Strafe willen untertan zu sein, und zweitens,

wie es ihm natürlich und notwendig ist, sich um des Gewissens willen zu unterwerfen.

I. Nur um der Strafe willen untertan sein ist des Frommen gänzlich unwürdig, zunächst schon darum, weil sich kein anderer Bewegungsgrund dazu denken läßt als die Furcht. Aber das Wesen der Frömmigkeit ist Selbständigkeit, fester Mut, Liebe, Freiheit.

Aber auch deshalb darf er nicht um der Strafe willen untertan sein, weil dies niemals abgehen kann ohne Heuchelei, und dem Geist der Frömmigkeit, der Aufrichtigkeit und Wahrheit in sich schließt und einfaches Wesen, nichts so sehr kann zuwider sein als Lug und Verstellung. Dies aber ist die Gesinnung, welche unter allen Völkern, in deren Adern deutsches Blut wallet, alle Teile der Gesellschaft, die nur nicht in den bedauernswürdigsten Zustand der Abhängigkeit versunken sind, beherrscht; und wir wollen froh sein, daß es so ist, und dies ja unter uns aufrecht halten und immer mehr befestigen, daß Furcht niemals keiner eingestehn will, sondern wo sie ihn angewandelt hat, sie lieber sich selbst ableugnen möchte und seiner Handlungsweise einen andern Anstrich geben, weil ja Furchtsamkeit entehrt, und wer sie offenkundig vor sich trägt, sich jeder schmählichen Behandlung eines jeden aussetzt.

Wenn nun gar Schicksale vorangegangen sind wie die unsrigen, wenn das teure Band lange Zeit ist gewissermaßen gelöset gewesen, und es schlägt endlich die lange gewünschte Stunde der Wiedervereinigung, wo alles

Vermißte zurückkehrt, alles Liebende sich aufs engste verbindet, und es strömt lauter aus als jemals das Jauchzen der Freude eines wahrhaft seine Herrscher liebenden und ehrenden Volkes in frommen und frohen Ergießungen aller Art — so lautere und schönere Freuden, denen wir entgegensehen! — und es könnte einige unter uns geben, in denen das nicht Wahrheit wäre, in denen keine wahre Teilnahme sich regte, keine Liebe und Freude, sondern nur Widerwillen und Furcht, sie müßten ehe die Stunde noch schlägt diese Gegend räumen und dies Land und sich andere Beherrscher suchen und andere Gesetze und ein anderes Volk, unter dem sie, wenn es zu ähnlicher Freude aufgefordert ist und ähnliche Liebe beweiset, auch Teil daran nehmen können von Herzen und ohne Heuchelei.

II. So unnatürlich es aber dem Frommen ist untertan zu sein um der Strafe willen, eben so natürlich und notwendig ist es ihm, *sich zu unterwerfen um des Gewissens willen*, um der Überzeugung willen, daß ihm das gebührt, daß es recht ist vor Gott, daß es wie alles Rechte den innersten Bedürfnissen seiner Natur angemessen ist. In ihm ist ein Gefühl, welches ihm alles ehrwürdig macht was den Stempel göttlicher Ordnungen trägt, und nichts trägt ihn wohl bestimmter unter allen menschlichen Dingen als eben das Verhältnis zwischen den Völkern und ihren Hirten, durch welches ihnen Gerechtigkeit, Sicherheit und Ordnung zugeteilt und ihre Kräfte verstärkt und erfolgreich zu einem gemein-

samen Ziel gelenkt werden. In ihm ist ein Gefühl, welches ihn mächtig hinzieht zu jedem Bande der Liebe, und keines vereinigt ihn inniger und bestimmter mit mehreren, keines gibt ihm mehr und setzt seine Kräfte in eine ausgebreitetere Tätigkeit, als dieses Band der geselligen Ordnung. Er überzeugt sich, daß er ohne dasselbe seine Bestimmung nicht erreichen kann, er überzeugt sich, daß durch eine geheimnisvolle Übereinstimmung beide Teile einander angehören, und in dem natürlichen Lauf der Dinge keine Obrigkeit sich im wesentlichen entfernt von dem Geist ihres Volkes: und eben dieses heißt, er ist ihr untertan um des Gewissens willen. Vielleicht nun könnte man meinen, diese Hingebung unterscheide sich von jener Unterwerfung um der Strafe willen nur auf eine innerliche Art, so daß ein solcher freilich aus einem andern und wohl höheren Bewegungsgrund handeln, daß aber doch, wenn jenen nur eine wohlangebrachte Furcht stark genug triebe, beide immer ganz dasselbige tun würden. Aber wie unrichtig muß sich das jedem zeigen, der auch nur oberflächlich aufmerkt! Wie deutlich müssen wir gleich inne werden, daß Gewissenhaftigkeit und Liebe sich nirgend durch etwas anderes ersetzen lassen! Ja, niemand wird es sich verhehlen können, daß auf eine ganz andere Weise der um des Gewissens willen Unterworfene der Obrigkeit zugetan ist mit seiner ganzen Wirksamkeit nach außen und mit der innern und stillen Tätigkeit des Nachdenkens und der Betrachtung.

Zuerst auf eine ganz andere und fruchtbarere Weise ist der um des Gewissens willen Unterworfene der Obrigkeit zugetan *mit seiner ganzen Wirksamkeit nach außen*. Schon dadurch gleich, daß er in einem ganz verschiedenen Sinne verrichtet und beobachtet was ihm aufgetragen wird. Wer nur aus Furcht untertan ist, der sieht auch nur darauf, daß er die Strafe vermeide, und so wenig als möglich möchte er gern von dem eigenen Wege, den er geht, abweichen, um diesen Zweck zu erreichen. Ob dem Geist der Gesetze Genüge geschieht, ob der Zweck derselben wirklich erreicht wird, das ist was ihn wenig kümmert, wenn nur er nicht kann in Anspruch genommen werden und allen Unannehmlichkeiten sicher entgeht. Darum ist sein ganzes Bestreben, mit dem Schein vorzüglich alles auszurichten und soviel er kann leere Schattenbilder der Handlungen aufzustellen, welche die Obrigkeit fordert. Wie wenig auf diesem Wege wirklich ausgerichtet wird für das Ganze, und wie das gewiß schlechte Bürger sind, die so verfahren, das wissen wir alle, denen gesagt ist, daß der Buchstabe tötet und nur der Geist lebendig macht. Aber das Gewissen des Besseren kann auch durch einen solchen Gehorsam unmöglich befriedigt werden! Sondern weil er der Obrigkeit von Herzen zugetan ist, will er auch so viel an ihm ist, daß das wirklich geschehe, was sie beschlossen hat; er macht ihre Sache zu seiner eignen und ist darin tätig mit demselben Eifer, mit der gleichen Lust und Liebe; er ist darauf bedacht, so vollständig als

möglich dem Gesetz zu genügen und strengt sich an aufs beste, das Aufgegebene zu verrichten. Und ein solches Tun allein ist wahrer Gehorsam, auf dem der Segen echter Bürgertreue ruhen kann.

Eben so sehr aber unterscheidet sich wer um des Gewissens willen untertan ist dadurch, daß er auch vermittelst seines Einflusses auf andere wirksam ist für die gemeine Sache. Jene Knechte der Furcht kümmern sich natürlich wenig darum, was die übrigen tun; oder wenn ja, so tun sie es nur um schlechte Beispiele zu sammeln und zeigen zu können, daß andere nicht besser sind als sie, oder um auch die Handlungsweise der Besseren in einzelnen Fällen in einem verdächtigen Lichte darzustellen. Dies abgerechnet finden wir immer diejenigen, die nur um der Strafe willen untertan sind, in einer sträflichen Gleichgültigkeit gegen die bürgerlichen Gesinnungen und das bürgerliche Betragen anderer, welche allein schon von der übelsten Vorbedeutung ist für das Schicksal einer Gesellschaft. Wehe dem Staat, wo Tugend und Laster verborgen sein können! Wo sich nicht laut, ungehemmt und unparteiisch die Stimme des Lobes hören läßt über diejenigen, die sich wohl verdient gemacht haben, weniger um die Guten und Kräftigen aufzumuntern und zu belohnen, als um den Schwachen und Beschränkten, die es aber wohl meinen, zu zeigen, an wen sie sich anzuschließen haben! Wo der untätige, der unredliche, der gefährliche Bürger nicht deutlich und öffentlich bezeichnet umhergeht! Wo nicht

Schmach und Schande denjenigen trifft und härter schlägt, als der Arm des Gesetzes ihn treffen kann, der in einem Zustande des Grolls und der Feindschaft lebt gegen die öffentliche Ordnung, der mit dem ansteckenden Gift gefährlicher Grundsätze behaftet nur Unheil anzurichten sucht! Und diese öffentliche Stimme, die wahre Sicherheit für das Wohlergehn des Ganzen, die herrlichste Heilkraft in seiner eigenen Natur, von wem kann sie ausgehn als von denen, die um des Gewissens willen untertan sind der Obrigkeit? Das Gewissen läßt ihm nicht wehren, als die Stimme Gottes verachtet es alle menschliche Rücksichten. Es spendet auch unwillkürlich nach einem richtigen geläuterten Gefühl die Beweise der Achtung wie des Abscheus und schweiget nicht. Und die in einem solchen Sinn die Sache der Obrigkeit und des gemeinen Wesens zu der ihrigen gemacht haben, werden unmöglich grade diese heilige Kraft ausschließen von ihrem Dienst.

Fragen wir nun gar, wer wird dienstfertig und beflissen den Absichten der Obrigkeit entgegenkommen? Wer wird es zu seinem Bestreben machen, dieselben auch mittelbarer Weise so viel er nur kann zu befördern mit Anstrengung, mit Aufopferung? Wer wird bei allen seinen eignen Unternehmungen und Geschäften in seiner ganzen Lebensweise immer zuerst danach fragen, ob wohl darin etwas Unangemessenes ist für den gegenwärtigen Zustand des Ganzen, etwas Widerstrebendes gegen die Richtung, welche ihm die Obrigkeit hie oder

da zu geben suchte? Sehet zu, wie wenig solche Fragen und Sorgen in die Seele dessen kommen können, der nur um der Strafe willen untertan ist, wie sie aber den auszeichnen, der um des Gewissens willen aus Gefühl und Überzeugung sich unterworfen hat. Seht wie dieser allein, nicht der Söldling, der wahre Diener der Obrigkeit ist auf eine Art, wie jeder es sein kann und sein soll! Bedenket, daß wir nur durch einen solchen Sinn dauernd zu der Vereinigung der Kräfte gelangen können, die einem Volke Sicherheit gewährt und Größe.

Allein auch bei dem besten Willen könnte dies nicht geleistet werden, wenn nicht eben so natürlich die um des Gewissens willen Unterworfenen der Obrigkeit auch zugetan wären mit der stillen Tätigkeit des Nachdenkens.

Zunächst indem sie die Anordnungen der Obrigkeit, so viel davon auf ihren Wirkungskreis sich bezieht oder sonst dem Maß ihrer Einsichten erreichbar ist, zu verstehen suchen. Auch das liegt denen nicht am Herzen, die nur um der Strafe willen untertan sind. Nur darauf sehen sie neue Ordnungen und Einrichtungen an, wieviel sie ihnen etwa Störungen verursachen in ihrer gewohnten Lebensweise, wieviel Anstrengung und Aufopferung sie fordern, wie gut oder schlecht vielleicht bisherige Gesetzwidrigkeiten sich dabei werden forttreiben lassen oder nicht. Die aber um des Gewissens willen untertan sind, denen ist daran gelegen in der Übereinstimmung ihres Herzens und ihrer Einsichten mit der

Obrigkeit zu bleiben; und wenn sie gut und vollkommen tun wollen was ihnen geboten ist, so müssen sie auch wissen wie es gemeint ist. Sehen wir nicht auch, daß jede im rechten Sinn handelnde Obrigkeit dieses Bestreben wünscht und ihm entgegenkommt? Daß sie auf mancherlei Art das Volk in Kenntnis zu setzen sucht von den Gründen und Absichten dessen, was sie ordnet? Und nächstdem daß wir das göttliche Gesetz immer tiefer müssen suchen zu verstehn und zu durchdringen, gibt es etwas würdigeres für den Menschen, als daß er auch das Wesen und den Zusammenhang der menschlichen Gesetze kenne, durch die sein Leben bestimmt wird? Ist das nicht fast der Maßstab der fortschreitenden Veredlung und Bildung eines Volkes überhaupt? Aber nur aus dem wohlgemeinten Forschen und Nachdenken eines redlichen Herzens kann sie hervorgehn, nicht aus der Art wie die beschränkte Selbstsucht gleichgültig oder auch feindselig denkt und urteilt.

Aber freilich, wie es niemandem möglich ist es allen Menschen und immer recht zu machen, so auch der Obrigkeit nicht; und es kann nicht fehlen an solchen Fällen, wo auch des Wohlmeinenden und nicht ganz Unterrichteten erstes Gefühl Unzufriedenheit ist und Mißbilligung. Dann aber fängt der Bessere und Fromme damit an, daß er Ehre gibt, dem Ehre gebührt, und die erste und höchste Ehre, welche die Obrigkeit zu fordern hat, ist Vertrauen in ihr Wohlmeinen und ihre Einsicht. Darum ziemt es in solchen Fällen zuerst sich selbst zu fragen, ob man auch

ein Recht habe zur Mißbilligung, ob sie nicht vielmehr vorzüglich zusammenhängt mit zurückgesetzter Eitelkeit, mit gekränkter Selbstsucht, mit lange genährten Vorurteilen, mit träger Anhänglichkeit an alte Gewöhnungen, mit unwürdiger Scheu vor Mühe und Anstrengung. So wendet gewiß, wer aus Gefühl und Überzeugung untertan ist, zuerst seine Betrachtung auf sich selbst, weil es ihm am Herzen liegt sich rein zu halten von allem Unrecht; weil er nichts mehr wünscht als gehorchen zu können mit voller Zustimmung. Laßt uns gestehen, wie viel ungerechten Mißmut würden wir uns selbst, wieviel unütz erregte Bedenklichkeiten würden wir anderen ersparen, wie oft würde der vorlaute Tadel statt herauszubrechen noch unausgesprochen zurückgehalten werden: wenn wir alle immer so zu Werke gingen, wie es doch allein der Pflicht gemäß ist und der Liebe! Wie leicht würde oft eine redliche Selbstprüfung hinreichen, um vorgebliche Bedenklichkeiten zu lösen und aufkeimendes Mißvergnügen zu verscheuchen!

Was aber dann noch übrig bleibt von abweichenden Meinungen und Einsichten, das kann so geläutert unmöglich anders als zum Wohl des Ganzen beitragen. Denn wer es so redlich meint und so strenge sich selbst und die Sache prüft und so überall Vertrauen und Liebe zum Grunde legt, dem entwickelt sich dann wohl aus seinem stillen Nachdenken wieder die edelste Kraft, mit der er dem Ganzen dienen und zu Hilfe kommen kann, fruchtbare Wahrheiten nämlich, heilsame Winke, wohl dar-

gelegte Einsichten. Ein solcher nämlich, aber auch nur ein solcher, kann wohl bisweilen dahin gelangen, wiewohl zu keiner von den Verzweigungen der Obrigkeit gehörig, im einzelnen richtiger zu urteilen als sie. Was könnte aber ein gutgesinnter Bürger der Obrigkeit lieber darbringen als solche Einsichten! Oder wie sollte es in einer wohleingerichteten Gesellschaft an Gelegenheit fehlen, die wohlgemeinte Gabe auch wirklich zu opfern und was wahr und richtig ist denen mitzuteilen, bei denen es mehr Frucht bringen kann als bei dem, der es ursprünglich gefunden hat! Vielmehr gehört dies unter die gesegnetsten der guten Werke, für die jeder stets Lob zu erwarten hat.

Dies ist die Treue, dies der Gehorsam, dies die Unterwerfung des Christen gegen seine Obrigkeit. Wir sehen daraus, daß, wie auf der einen Seite alle menschlichen Ordnungen und Gesetze eine feine Zucht sind und Zubereitung zur Gottseligkeit, so auf der andern Seite auch der Sinn der Gottesfurcht ihnen erst ihren vollen Wert, ihre rechte Kraft, ihr sicheres Gedeihen gibt. Laßt denn auch unsern frommen Sinn vorzüglich auf diesen Gegenstand sich richten, laßt unter uns — o, es wird uns ja so leicht gemacht vor vielen! — Frömmigkeit und Treue Hand in Hand gehn, und uns immer mehr bilden zu einem Volke, das da sei zugetan seinem Herrscher, einträchtig unter sich, sicher und stark in der Kraft jeder guten Gesinnung. Amen.

••

An Brinckmann.

11. Februar 1809.

Kaum war ich zu Hause, so fand sich eine herrliche Gelegenheit nach Königsberg zu reisen. Viele alte Freunde und Bekannte habe ich dort wiedergesehen, nur mit Stägemanns leider nicht viel gelebt, aber Steins, des herrlichen Mannes, ziemlich genaue Bekanntschaft gemacht, auch Gneisenaus und Scharnhorsts, die Königin gesprochen und vor allem Prinzeß Wilhelm kennen gelernt, die ich für eine der ersten und herrlichsten deutschen Frauen halte. Im Herbst habe ich noch eine kleine Fahrt nach Dessau gemacht, wohin ich mir Steffens bestellt hatte, um mich wieder einmal an seinem frischen Lebensmut zu laben und einen Blick in sein wissenschaftliches Treiben zu tun.

Doch alle, auch die interessantesten Privatsachen verschwinden gegen die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Im Ganzen weißt Du unstreitig wie es um uns steht, vielleicht nicht, durch welche elende Intrigue wir noch Stein verloren haben, nachdem der Hauptsturm schon glücklich überstanden war, die Sache selbst aber weißt Du unstreitig. Indessen wird bis jetzt ganz in seinem Geiste und nach seinen Entwürfen fortgearbeitet; unser Dohna* zeigt sich so vortrefflich, als ich bei aller Achtung und Liebe für ihn doch kaum gehofft hätte, Humboldt ist nun hier und hat die Direktion der wissen-

*) Schleiermachers Freund Graf Alexander zu Dohna, Nachfolger Steins als Minister des Innern.

schaftlichen Angelegenheiten übernommen, von allen Seiten tut man was man kann, um einiges baldmöglichst zu realisieren, damit der immer noch mögliche Sieg der schlaffen, verknöcherten Gegenpartei wenigstens nicht vollständig werden könne, sondern ein guter Samen zurückbleibe. Allein, so sehr ich auch überzeugt bin, daß nur die Regierung, die aber auch unfehlbar, Bonaparte auf dem Kontinent stürzen wird, welche aus freien Stücken sich selbst regeneriert und inniger mit ihrem Volke einiget, und die hiesige jetzt auf dem geraden Wege zu diesem Ziele geht: was kann uns alles, auch das vortrefflichste Arbeiten nach innen, helfen, wenn nicht zugleich das Richtige geschieht, um die äußere Existenz und Unabhängigkeit zu sichern.

Daß ich um die Reise des Überbringers weiß, kann Dich schon versichern, daß ich nicht nur gute Wünsche habe für die deutsche Freiheit, sondern auch gern alle Kräfte daran setze. Wenn der Krieg mit Österreich losgebrochen wäre, ehe die Franzosen diese Provinzen geräumt hätten: so würde es auch hier gewiß ernsthafte Auftritte, und ich zweifle nicht, von herrlichem Erfolg gegeben haben; nun aber kann und darf man der Regierung nicht vorgreifen, und was für einen Entschluß diese noch fassen wird, ruht im Schoße der Götter. Anschein ist bis jetzt fast überwiegend, daß man die vernünftigste Partie ergreifen wird, sich mit Österreich aufs innigste zu verbinden und so schnell man kann ins nördliche Deutschland zu operieren, wo so vieles aufs herrlichste

vorbereitet ist. Noch einmal ist es Preußen geboten, ob es durch einen kühnen und edlen Schritt sich auf eine weit höhere Stufe schwingen will, als von der es herabgestürzt ist. Allein wenn auch sein böser Dämon siegte, so muß wenigstens der gute Geist des übrigen nördlichen Deutschlands das Seinige tun.

••

An Henriette v. Willich.

12. Februar 1809.

Du willst immer wissen, wie ich bewegt bin, und was auch Ihr ohne Zweifel hört von den nächst bevorstehenden Erschütterungen, macht Dich jetzt gewiß besonders verlangend danach. Ich kann Dir sagen, daß ich von der höchsten und seligsten Ruhe bin. Es steht klar vor mir, daß in wenigen Monaten entweder alles gewonnen ist oder alles verloren, je nachdem die Regierung sich entschließen wird, und es ist noch sehr unbestimmt, wie sie sich entschließen wird.* Ich weiß aber, daß ich alles getan habe und immer tun werde, was in meinen Kräften steht, um das Bessere herbeizuführen, und darum bin ich ganz gelassen und es lebt die feste Überzeugung in mir, daß, wie es auch werde, das Leben mit Dir mir doch nicht fehlen wird. Teile doch recht diese Ruhe mit mir, mein teures Herz; ich glaube nicht, daß irgend etwas sie mir wird rauben können.

*) Schleiermacher hofft immer noch auf eine preußische Volkserhebung und Teilnahme am Krieg Österreichs gegen Napoleon.

An Brinckmann.

17. Dezember 1809, nach dem Wiener Frieden.

Unser Preußen kommt mir doch immer vor wie eine schwimmende Insel, die gerade ebenso gut versinken als fest werden kann. Die Hoffnung zu einer zweckmäßigen Regeneration unseres Staates, zu der wirklich vieles sehr schön eingeleitet war, sinkt immer mehr; und indem man das Wenige, das wirklich aufgebaut ist, einzeln wieder untergräbt, so ist früher oder später ein plötzlicher Zusammensturz sehr wahrscheinlich. Das nächste Schicksal dieser Gegenden wird wohl davon abhängen, in welche äußere Konjunkturen dieser treffen wird. Ich werde von nichts, auch was mich persönlich treffen kann, überrascht sein, selbst nicht von dem Elend im kleinsten Stil, wiewohl dies das Fatalste ist. Humboldt, der jetzt seine schwiegerväterliche Erbschaft in Empfang zu nehmen nach Thüringen gereist ist, soll uns zunächst hier eine Universität schaffen. Auf diese kann ich mich ordentlich kindlich freuen und sehnlich wünschen, daß sie nur drei oder vier Jahre ruhig bestehen möchte. In einem solchen Zeitraum würde ich imstande sein – was ich jetzt ganz vorzüglich als meinen Beruf ansehe – meine ganze theologische Ansicht in einigen kurzen Lehrbüchern niederzulegen und, wie ich hoffe, dadurch eine theologische Schule zu gründen, die den Protestantismus, wie er jetzt sein muß, ausbildet und neu belebt und zugleich den Weg zu einer künftigen Aufhebung des Gegensatzes beider

Kirchen frei läßt und vielleicht bahnt. Dann würde ich glauben das Wichtigste getan zu haben, was mir in dieser Welt obliegt und könnte jeder persönlichen Katastrophe ruhig entgegensehen.

••

Predigt in Berlin am 22. Juli 1810.

Am 19. Juli starb Königin Luise. Daher das Thema: „Die Verklärung des Christen in der Nähe des Todes."

Text: Ap.-Gesch. 6, 15. Und sie sahen alle auf ihn, die im Rat saßen, und sahen sein Angesicht wie eines Engels Angesicht.

Sie sahen sein Angesicht wie eines Engels Angesicht, und so ist auch das Angesicht jedes Christen. Er ist verklärt durch die Liebe, die in der Seele des Christen immer himmlisch ist und rein, aber von der sich im Angesicht des Todes mehr als je alles Irdische und Unvollkommene ablöst durch das Gefühl, daß er in Gott und in Christo eins ist mit denen, die er liebt, daß er wohnt und lebt in ihren Herzen, und daß auch in ihnen das Gefühl seiner Nähe und das verklärte Bild, welches ihnen zurückbleibt, reiner und heiliger wirken wird, als die immer getrübte Gegenwart es vermochte. Das heißt den Himmel offen sehn, die unzerstörbare Gemeinschaft des Göttlichen und Ewigen mit dem Zeitlichen und Irdischen, und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes, ihn, der alle die Seinigen unter sich und mit sich ver-

einiget, ihn, dessen ewig gesegnete Liebe auch den fortdauernden Segen jeder wahren Liebe verbürgt, und der selbst mit der tröstlichen Versicherung schied, daß er alle zu sich ziehen wolle.

Ja, m. Fr., das Licht der göttlichen Wahrheit, der Glanz des ungetrübten Glaubens, das Feuer der himmlischen Liebe, das ist es, was den Christen auch im Tode noch verklärt; dieselben göttlichen Gaben und Zeichen, die auch im Leben jene ehrfurchtgebietende Hoheit über ihn ausgießen, welche alles Irdische überragt, die aber desto herrlicher sich offenbaren, wenn alles Irdische zu verschwinden anfängt, ja deren Kraft auch die Schmerzen des Todes unterdrückt und seinen Stachel abstumpft. Diesen ewigen Gütern nachjagend und unersättlich in ihrem Besitz laßt uns denen mutig folgen, die uns so vorangegangen sind, und alle selig preisen, die da vollendet haben in dem Herrn. Amen.

••

Gedächtnispredigt auf Königin Luise in Berlin am 5. August 1810.

Herr, deine Ruhe über die, welche schlafen, und dein ewiges Licht leuchte ihnen! Aber deine Ruhe und dein Licht auch über uns, die wir noch hier sind, daß auch unser Wandel sei im Himmel! Amen.

In schmerzlicher Rührung sind wir heute hier versammelt. Es hat dem Herrn gefallen, die weiland durchlauchtigste, großmächtige Frau, Luise Auguste Wilhelmine Amalie

Königin von Preußen, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, am 19. des vergangenen Monats im 35. Jahre ihres Lebens aus unserer Mitte abzurufen und dadurch den König unsern Herrn und sein hohes Haus und mit demselben auch alle getreuen Untertanen in die tiefste Trauer zu versetzen. Meine andächtigen Freunde! Nicht leicht nimmt der Tod einen Menschen, der irgend des Namens wert war, aus diesem Leben hinweg, daß nicht eine oder die andere menschliche Brust von schmerzlichen Empfindungen bewegt würde. Je größer nun der Wert des Hinscheidenden war, und je mehr derer, in deren Leben das seinige eingriff: um desto tiefer wurzelt, um desto weiter verbreitet sich der wehmütige Eindruck, so daß die Besten und die Höchsten der Erde es sind, deren Tod die meisten Gemüter und aufs innigste erschüttert. Wie selten die Fälle sind, wo beides sich vereinigt, wissen wir; aber auch unter diesen ist der Verlust, welcher uns getroffen hat, einer der seltensten und schwersten. Denn nicht leicht ist ein Wert allgemeiner anerkannt worden, als der unsrer verewigten Königin; nicht überall, das Zeugnis dürfen wir uns geben, verbindet ein so inniges und festes Band der Liebe das Volk mit seinen Fürsten, als dieses treue Volk mit dem erhabenen und gesegneten Hause, welches über uns herrscht; und wohl seit langen Jahren haben wir aus demselben kein so geliebtes und verehrtes Haupt verloren, als das, um welches wir jetzt trauern. Wie nun in allen solchen Fällen der Mensch,

welcher nicht ganz fern ist von dem Leben aus Gott, zuerst bei dem Trost sucht, dessen Fügung ihn niedergebeugt hat: so sind auch heute die Häuser der Andacht in dieser königlichen Hauptstadt dazu eröffnet, um den gemeinsamen Schmerz aufzunehmen und durch Andacht zu heiligen. Denn der Trost, welchen der Christ sucht, ist nicht nur Hemmung der Tränen und Lüftung der beklommenen Brust: sondern darnach vornehmlich strebt er, daß auch die Schickung, die ihn am tiefsten beugt, ihm zugleich zu einer neuen Kraft des geistigen Lebens gedeihe. Diese Richtung nehme denn auch in dieser frommen Todesfeier unser Andenken an die verewigte Königin.

Text: Jes. 55, 8. 9. Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr. Sondern soviel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken.

Von der ersten Hälfte dieser Worte, m. chr. Fr., hören wir oft im gemeinen Leben des Menschen eine Anwendung machen, die dem Frommen nicht genügen kann. Wenn ihre Erwartungen getäuscht, ihre Hoffnungen zerronnen sind; wenn der Erfolg alles anders bringt, als ihre leichtsinnige Einbildung oder ihre eingebildete Klugheit ausgerechnet hatte: dann hören wir sie bald nach dem ersten Schmerz in jenen Worten eine scheinbare Beruhi-

gung finden. Aber was ist es damit? Ihre Gedanken schienen ihnen doch so hell, ihre Wege doch so sicher zum Ziele führend, zu demselben Ziele, welches, wie sie meinen, der Höchste doch auch vor Augen hat. Seine Wege also sind ihnen anders nicht nur, sondern dunkel, unerforschlich, aber sie hoffen, in irgend einer Ferne würden sie sich aufhellen. Allein diese gehoffte Aufhellung muß ihnen immer wieder verschwinden in dem Dunkel, in welchem sie wandeln, denn sie leben nur im Irdischen und suchen nur dieses. Solche unhaltbare Beruhigung bedarf der freilich nicht, welcher über die Wandelbarkeit alles Irdischen ein für allemal zum klaren Bewußtsein gekommen ist; welcher es weiß, daß nur der Mensch sicher glücklich ist, der ohne sich eine bestimmte Gestalt der Zukunft auszubilden, aus dem gegenwärtigen Augenblick alles nimmt, was er geben kann, und nur der sicher weise, welcher, ohne sich auf Erfolg zu verlassen, in jeder Stunde das treulich tut, wozu Pflicht und Gewissen ihn antreiben. Aber, m. Fr., es ist auch nur ein Mißbrauch, der so von den Worten unsres Textes gemacht wird. Denn es ist nicht die Rede von dem Gegensatz zwischen Erwartung und Ausgang, sondern zwischem göttlichem und ungöttlichem Sinn; nicht in irgend eine irdische Ferne werden wir verwiesen, um dort mit dem göttlichen Gedanken wieder zusammen zu treffen, sondern auf die himmlische Güte und das himmlische Licht über uns. So nämlich lautet es vorher, der Gottlose lasse von seinem Wege und der Übeltäter seine Gedanken und bekehre sich

zum Herrn, so wird er sich sein erbarmen, und zu unserm Gott, denn bei ihm ist viel Vergebung. In diesem Sinn also wollen wir die vorgeschriebenen Worte auffassen und anwenden; und wenn es nicht scheinen mag, als ob in unsern Gedanken bei dieser traurigen Veranlassung irgend Gottloses und Übeltäterisches sein könne: so laßt uns nicht vergessen, daß je irdischer sie sind, um desto unreiner und ungöttlicher sie sein müssen und desto näher also auch dem, was dem Herrn zuwiderläuft. Wohlan denn! je inniger unsere Liebe und unsere Verehrung gegen die Vollendete ist, um desto mehr muß uns ja daran liegen, auch unsern Schmerz zu läutern und zu heiligen. So laßt uns demnach überlegen, wie wir auch in Bezug auf das Andenken an die vollendete Königin unsere Gedanken mit Gottes zu einigen haben; vorzüglich aber, und darauf will ich eure Aufmerksamkeit hinlenken, erstlich unsere Gedanken über den Wert des Lebens und seiner Güter; zweitens unsere Gedanken über das Wesen und den Ursprung menschlicher Liebe und Verehrung; und endlich unsere Gedanken über den Umfang menschlicher Wirksamkeit.

I. Einigen wir unsere Gedanken mit Gottes über den Wert des Lebens und seiner Güter!

Wie weit sich hierin der große Haufe der Menschen von dem Sinne Gottes entfernt, wissen wir. Ich will jetzt nicht darauf hinweisen, daß noch viele der Meinung

sind, der Wert des Lebens bestehe in seiner Länge, da doch Gott demselben bald früh, bald spät sein Ziel setzt ohne Unterschied der Besseren oder der Schlechteren. Denn viele von denen, welche doch nur an der irdischen Seite des Lebens hangen, sind mit uns darüber einig, es komme bei der Schätzung des Lebens nicht auf die Zeit an, sondern darauf, wie reichlich sie mit demjenigen angefüllt ist, was den wünschenswerten Inhalt des Lebens ausmacht. Aber eben dieses, daß sie dabei nur auf die irdische äußere Seite des Lebens sehen, nur auf alle Weise trachten nach sinnlichem Genuß, Schmerz und Unannehmlichkeit als lebenzerstörend fliehen und nur das für die Güter des Lebens halten, was ihnen eine ununterbrochene Folge angenehmer Eindrücke sichert und um sie her Wache hält, daß das Widrige nicht eindringen könne: das eben ist das Ungöttliche in ihren Gedanken. Denn dem göttlichen Sinn zufolge ist was dem Menschen begegnet, was ihm von außen kommen kann, auch nur das Äußere, die Schale des Lebens: sein Wert aber liegt in dem Kern, in dem, was das innerste Selbst des Menschen ist und wird, wie er das Ebenbild Gottes, zu dem er geschaffen ist, je länger je mehr in sich gestaltet, wie dieses zu herrlichen Tugenden und Kräften des Geistes nach allen Seiten gedeiht. Denjenigen — und es ist ihrer eine große Zahl, — welche, wie sehr sie auch hierüber klar sehen mögen in stiller Betrachtung, doch in der unmittelbaren Ausübung und im Gewühl der Ereignisse unschlüssig und wechselnd schwanken zwischen

dem Wesen und dem Schein, kommt der Höchste zu Hilfe durch mannigfaltige Gestalten des Lebens, die er vor ihnen aufstellt, um ihr Urteil zu befestigen. Merkwürdige Beispiele führt er uns vor, vorzüglich solche, in denen beides streng entgegengesetzt ist; wo wir alles finden, was des Menschen Sinnlichkeit begehrt; wo sich alle jene Güter häufen, die das Leben äußerlich bereichern und sichern: wo aber innen ein leerer, ungebildeter Geist wohnt, und wir uns dann nicht erwehren können, das ganze Dasein für leer und wertlos zu erkennen und alle jene äußeren Zurüstungen gleichsam für verschwendet zu halten; oder wo innere feindselige Leidenschaften herrschen, und eine der göttlichen ganz entgegengesetzte Gestalt wohnt, so daß wir Weh und Verderben rufen und statt selig zu preisen gern ausrotteten, nicht aus Neid über den reichen Besitz, der doch in der inneren Unruhe und Bitterkeit eines liebloſen Gemütes nicht genossen wird, sondern um gegen ein solches Wesen dasjenige zu retten, dem wir auch bei dieser Vergleichung allein Wert zuschreiben können. Ebenso zeigt uns auf der anderen Seite Gott auch solche, wo ein ihm gefälliges und ähnliches Gemüt aller äußeren Zierden und Reize des Lebens entbehrt und nur mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, aber doch immer so siegreich sich offenbart, daß wir sagen müssen, hier ist, was dem Leben seinen wahren Wert gibt, und alles was diesem fehlt verschwindet dagegen als nichts. Bisweilen aber erfreut, belehrt, rührt uns der Höchste durch solche seltene Erscheinungen der

Menschheit, in welchen beides, das Innere und das Äußere, zum schönsten Einklang verbunden ist, reiner und edler Sinn, Kräfte und Gaben des Geistes zu Tugenden und Fertigkeiten aller Art ausgebildet, mit allen jenen äußern Vorzügen und Gütern. Wenn ein solches Leben jeder ohne Bedenken selig preisen muß, so frage er sich denn, um sich ganz zu verständigen, wobei er wohl, ohne jenes Gefühl zu verlieren, zuerst anfangen dürfe zu entkleiden und zu berauben, bei dem Äußeren oder Inneren? und wo sich jenes heilige Wohlgefallen am festesten einwohne?

Eine von diesen seltenen Gestalten war unsere verewigte Königin! Wer hätte nicht ihr Leben glücklich und selig gepriesen! Aber jeder prüfe sich, worauf sein Wohlgefallen geruht hat; und wer das Recht haben will, mit den Frommen und Guten unter ihren Getreuen zu trauern über ihren Verlust, das Recht, ihr herrliches Bild festzuhalten als einen Schatz und Besitztum in seinem Herzen: der sei fern von ungöttlichen Gedanken. War es der Glanz des Thrones, weshalb wir sie glücklich priesen? Jene Leichtigkeit, welche die Macht darbietet, alle Wünsche zu erfüllen? Jene Huldigungen, welche der gefeierten Königin von allen Seiten dargebracht wurden in den glücklichsten Tagen des Staates und ihres erhabenen Hauses? Nein, ihr ganzes Leben und Dasein steht in gleicher Herrlichkeit vor uns auch in den trüben Tagen des Unglücks; und sie scheint, wiewohl auf eine Höhe gestellt, auf welcher sonst Stürme und Ungewitter dieser Art nicht zu toben pflegten, eben deshalb die herbesten Wechsel

erfahren zu haben, um zu zeigen, daß das Heil und der Wert ihres Lebens nicht auf Glanz, Glück und steigender Hoheit ruhte. Waren es die Reize der körperlichen Anmut und Schönheit, mit denen Gott ihre Person so reichlich ausgestattet hatte? Der Tod hat diese Reize ganz zerstört und bis auf die letzten Spuren davon die geliebte Gestalt zerrüttet; aber wenn er seine zerstörende Macht auch bis auf unser Gedächtnis ausdehnen könnte, daß wir allmählich unfähig werden würden, die wohlbekannten tief eingeprägten Züge uns zu vergegenwärtigen: wenn wir nur alles übrige festhalten, wird der Eindruck von Seligkeit und Fülle, den uns ihr Leben hinterläßt, nichts verlieren. Also ist es nur die Anmut und Schönheit der Seele, der edle, reine, weibliche Sinn, das liebevolle, für alles Gute empfängliche Gemüt, es ist der Glanz jener Tugenden der Gattin, der Mutter, der hilfreichen Beschützerin, die sie unter uns ausübte; und dieses, daß alle Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, zugleich Huldigungen gegen Tugend und Frömmigkeit waren; es ist die Hoheit der Gesinnung und des Mutes, die innere Heiterkeit des Gemütes: diese Fülle ist es, um derentwillen jeder ihr Leben selig pries; und Gott sei gelobt, der sie ihr verliehen hatte.

II. Einigen wir mit Gottes Gedanken die unsrigen über den Ursprung menschlicher Liebe und Verehrung.

Noch immer gibt es Menschen genug, welche um soviel zu gering denken von sich selbst und ihrem ganzen

Geschlecht, daß sie meinen, der Mensch könne ursprünglich nichts anders lieben als seine eigne Person, sich selbst in der flüchtigen Erscheinung des vergänglichen Lebens, und alle andere Liebe sei nur von dieser abgeleitet: kurz, alle Liebe sei Eigennutz. Jeder liebe nur den, der in diesem Sinne wohltätig auf sein eigenes Leben gewirkt habe, oder von dem er erwarten könne, daß er es werde; alle Liebe, alle Verehrung, die menschlichen Tugenden und großen Eigenschaften gezollt werde, habe nur den Grund, daß durch sie das Leben und die Freiheit gesichert, der Wohlstand gefördert, die Gewalt des Menschen über die Natur erhöhet werde, und daß jeder einzelne sein Teil ihrer Anwendung sich für empfangen anrechne, wenn er auch ihren Einfluß nicht bestimmt und einzeln bis in sein Leben verfolgen könne. Andere erweitern doch um etwas jene eng gezogene Bedeutung des menschlichen Lebens; eine gesellige Neigung schreiben sie dem Menschen zu von Natur, Gemeinschaft mit andern sei ihm ein ursprüngliches Bedürfnis. Nach dem nun einer jene Neigung zu befriedigen und ihren scheinbaren Streit mit der Selbstliebe und dem Eigennutz zu beseitigen, nach dem einer diese Gemeinschaft zu erhalten und zu beleben wisse, nach dem also einer hingebend sei, unterhaltend, gefällig, nach dem er einen Reichtum von geselligen Talenten besitze und sie auch gern und anspruchlos anwende: nach dem werde er geliebt.

Wir wissen es recht gut, m. Fr., daß das ungöttliche Gedanken sind: aber wie viele unter uns sich davon ganz

losgemacht haben, das möchte schwer sein zu untersuchen. Jeder, der jemals mehr das Gelingen von Taten als die Gesinnung, in der sie gedacht waren, zum Maßstab seiner Liebe und Achtung gegen einen Menschen gemacht hat; jeder, der um angenehmer Gaben und Talente willen von den Ansprüchen an Redlichkeit und Tugend, an ordnungsmäßigem Betragen etwas nachgelassen; ja jeder, der sich jemals über Mangel an äußeren Gütern beklagt und sich mehr davon gewünscht hat, nur um mehr Liebe von den Menschen zu gewinnen: was hat er anders getan als vorausgesetzt, Liebe und Achtung entstehen nur auf diesem Wege, was anders, als sie selbst nach diesem Gesetze gespendet? Aber niemand rühme sich der Liebe und Verehrung, die er in diesem Sinne unserer Vollendeten weihet! Laßt es vielmehr unser erstes sein, bei der Feier ihres Andenkens auch hierüber unsere Gedanken zu reinigen. Denn ganz andere sind hierüber Gottes Gedanken, und ebenso deutlich als gewiß mit Zustimmung unsres besseren Gefühls belehrt uns darüber sein Wort. Der Mensch liebe zuerst Gott, und alles andere, sich selbst sowohl als seinen Nächsten, nur in Beziehung auf Gott. Wo ihm Ähnlichkeit entgegenstrahlt mit göttlichen Eigenschaften, wo gehandelt wird nach göttlichen Gesetzen, da neige sich sein Herz hin: und je reiner dieser Sinn, je kräftiger alles andere beherrschend, desto mehr gehe seine Liebe über in Verehrung.

Wer von uns sollte es auch nicht fühlen, daß es diese Liebe und Verehrung ist, die unsere Herzen so unablöslich fesselt

an unsere verewigte Königin. Freilich würde sie immer auch von allen denen geliebt worden sein, die nur jener engherzigen Denkungsart anhangen. Viel hat sie immer wohltätig auf einzelne gewirkt, viel Tränen getrocknet und viel Kummer gelindert; keine Aufforderung menschlicher Not abzuhelfen ging ihr unbeachtet vorüber; und wenn alle, die ihr mit solcher Dankbarkeit zugetan zu sein Ursache hatten, ihrer Leiche gefolgt wären, es wäre ein zahlreicher und rührender Zug gewesen. Auch viel beglückt und erfreut hat sie durch die Anmut in ihrem Betragen und durch den Reiz ihrer geselligen Talente; sie hat über jene höheren Gegenden des Lebens, welche gemeinhin für ihre Höhe büßen müssen durch eine kalte und unfruchtbare Öde, den belebenden Zauber der Heiterkeit und Freiheit ergossen. Aber war es nur dies und vorzüglich dies, was uns an ihr so teuer war? Haben wir sie nur geliebt in der Erinnerung irgend eines persönlichen Einflusses auf unser Leben oder in der tröstlichen Hoffnung, daß er auch uns nicht fehlen würde in bedenklichen Umständen? Nur in der Erinnerung ihrer huldreichen Nähe, sei es auch während eines kurzen Augenblickes, oder indem wir uns in Veranlassungen träumten, wie dies Glück auch uns zu Teil werden könnte? Nein, tiefer in dem Innern ihres Gemüts liegt der Grund unsrer Liebe und Verehrung, in der göttlichen Milde ihres Wesens, ohne Rücksicht auf alles das, was was sie gewähren konnte oder versagen mußte; in ihrem reinen Sinn für das Wahre, in ihrem beständigen Be-

streben das Gute und Schöne darzustellen: und wer mag aufzählen die verschiedenen Arten, wie sich uns in ihr die gottähnliche Natur und Abstammung des Menschen offenbarte! Ja, nur wer sie in diesem Sinne geliebt und verehrt hat, verdient mit einzustimmen in unsere Trauer und unsern Schmerz.

III. Endlich einigen wir unsere Gedanken mit Gottes über die Art und Umfang menschlicher Wirksamkeit. Hier darf und muß ich wohl vielerlei falsche und ungöttliche Gedanken unberührt lassen und nur auf die mich beschränken, welche wohl jeder schon für sich von den göttlichen und wahren unterscheidet. Viele nämlich auch von den besseren Menschen legen einen zu großen Wert auf den Erfolg; wollen nur da Wirksamkeit eines Menschen anerkennen, wo sich, gleichviel ob im großen oder kleinen, etwas äußerlich in der Welt nachweisen läßt, was aus seiner Tätigkeit entsprungen ist. Darum freuen sie sich leicht zu sehr, wenn ihnen etwas derart gelingt; betrüben sich zu sehr über Zögerungen und Widerwärtigkeiten dieser Art und legen einen falschen Maßstab an ihr Leben, der auf der einen Seite mehr der Eitelkeit schmeichelt, auf der andern mehr zur Unzufriedenheit anreizt, als daß er die Wahrheit an Tag legte. Denn wenn wir einen Menschen vor uns stellen, der nach nichts Weltlichem strebt, der rein ist und wahr und überall geneigt Gott die Ehre zu geben, wie er überall nur Gott sucht: wird nicht dieser, wenn ihm auch das Schönste und Größte gelang, weit

mehr das darin sehen was Gott gewollt, als das was er selbst getan hat? Und wenn er etwas verfehlt hat, wird er nicht bisweilen wenigstens eben so aufrichtig bekennen, daß seine Tätigkeit hiebei eben so rein, eben so eifrig, eben so vollständig gewesen ist als dort? Darum, m. Fr., sind auch jenes ungöttliche Gedanken. Denn das hat Gott dem Menschen gar nicht verliehen, etwas durch seine eigene Kraft äußerlich zu bewirken in der Welt, sondern dies ist immer gemeinsames Werk wie es gemeinsames Gut ist; und alles kommt darauf an, wie die Tätigkeit und der Sinn der andern mit dem, was der eine will, zusammenstimmt oder nicht. Darum ist in dem allem der Mensch nur ein Werkzeug in der Hand Gottes. Wie dieser im Reich der Natur jeder Wirksamkeit einer einzelnen Kraft Maß und Ziel setzt durch die der andern: so auch in der Menschenwelt der Wirksamkeit jedes einzelnen durch die der übrigen. Und gleichermaßen hält er es so mit den Guten und Bösen. Wie sich in den scheinbar großen Taten der letztern oft mehr als ihre eigene Kraft die zusammentreffenden Schwachheiten und Fehler der Guten spiegeln: so hängen auch die schönen und edlen Werke der ersteren eben so sehr ab von der Unterstützung oder dem Widerstande, den sie finden; und der Mensch also, der, ich sage nicht sich selbst, sondern auch nur den Umfang seiner Wirksamkeit darnach schätzen wollte, zu welchem Ziele Gott sie lenkt, wäre offenbar auf ungöttlichem Wege. Nein, sondern das Wahre ist dieses, der der Schauplatz für die Taten des Gemütes ist auch nur

das Gemüt; und die Wirksamkeit, die der Mensch mit Recht sich selbst, und sich allein zuschreiben kann, ist keine andre als die innere und größtenteils stille, die er auf die Seelen der Menschen ausübt. Wie er in diesen dem Guten zu Hilfe gekommen ist und die schwache Vernunft gestärkt hat, den Irrtum ausgetrieben und das Licht der Wahrheit angezündet; wie er in ihnen den Trieb zum Guten geweckt und die Liebe zu allem Schönen und Edlen genährt hat, oder wie er dem Bösen Widerstand geleistet und die Leidenschaften gedämpft und besänftiget; wie er sein Bild in ihren Seelen befestiget hat als eine leitende und schützende Kraft: so und so viel hat er gewirkt. Das sind die Taten, die ihm Gott selbst zuspricht als die seinigen, von dem inwohnenden göttlichen Geiste getan.

Zu dieser richtigen Ansicht menschlicher Dinge führt uns auch das Andenken an unsere vollendete Königin, und nur wenn wir sie so betrachten, wird es rein sein und ihrer würdig. Sie nahm eine erhabene Stelle ein in diesem Leben, und wir wissen, wie innig sie, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten, die auch für jene Höhen der Unterschied des Geschlechtes feststellt, Anteil genommen hat an allen großen Begebenheiten; wie sie sich eben durch Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die teuren Kinder alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf; wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre; wie begeisternd ihr Bild und ihr Name,

eine köstlichere Fahne als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging. Wir wissen, wie ihre Anmut und Würde auch die schwereren Handlungen der Ergebung und Entsagung zu adeln und zu verschönern vermochte. Aber in dem allem war auch sie nicht die Herrin ihrer Taten, der Erfolg stand nicht in ihrer Hand, und wir wissen, wie wenig von dem, was sie sehnlich wünschte, in Erfüllung gegangen ist. Sollten wir aber deswegen ihre Wirksamkeit für gering halten? Nein! Wollen wir diese ihrem Umfang nach schätzen: so laßt uns auch dahin sehen, wo wir sie gesondert von allem Fremden betrachten können. Jene innere stille Wirksamkeit des Gemütes, die sie ausgeübt hat auf den König, ihren Gemahl, stärkend, beruhigend, erheiternd; im häuslichen Kreise ein Glück bereitend, zu dem er immer sicher zurückkehren konnte; ein Bild innerer Schönheit darstellend, vor welchem alles andere verschwand; die Wirksamkeit, die sie ausgeübt hat auf jene schönen Hoffnungen besserer Zeiten, ihren köstlichsten Nachlaß; einpflanzend eben jenes Bild in die Gemüter der königlichen Kinder, welches sie auf immer festhalten wird bei dem Guten und Schönen und sie bewahren vor allem, was der vollendeten Mutter unwürdig sein könnte. Und von diesem innersten Heiligtum aus wie weit hat sich dieselbe Wirksamkeit verbreitet über alle, die ihr nahten, die ihr in Liebe und Verehrung angehörten! Darauf laßt uns sehen: so werden wir bezeugen müssen, wie viel sie gewirkt hat, und Gott

preisen mitten in Schmerz und Trauer für den Reichtum seiner Gnade. Und von dieser Wirksamkeit mehr als von jeder scheinbar größeren gilt, was in den auf unsern Text folgenden Worten gesagt ist: das Wort, das aus meinem Munde geht, soll nicht leer zu mir zurückkehren. Denn wie der Regen nicht wieder gen Himmel kehrt, sondern die Erde befruchtet, so soll auch mein Wort nicht zurückkehren, sondern soll ihm gelingen, wozu ich es gesendet habe. Denn wie der Sohn Gottes das ewige Wort des Vaters genannt wird: so ist auch jedes edlere Gemüt, das ein Zeugnis von Gott gibt, durch sein Dasein ein Wort des Herrn und kehret nicht leer zurück, wenn es von der Erde verschwindet, sondern trägt noch späte, bleibende Frucht! Je mehr wir verloren haben, um desto mehr auch behalten wir, und auch von ihr, der Vollendeten, gilt es, der Gerechte stirbt, aber sein Andenken bleibt im Segen. Amen.

Heiliger Gott, der du gibst und nimmst, dein Name sei gepriesen für beides. Wenn du uns gebeugt hast und wir schauen in dein Angesicht, so werden wir wieder erquickt. Denn jeder fromme Schmerz über das Verlorene befreundet uns aufs neue deine Ordnungen und Gesetze. So wohne denn auch das Andenken an die teure Fürstin, die du von uns genommen hast, in unsern Herzen und pflanze sich segnend fort auf späte Zeiten und Geschlechter. So laß auch unsern teuersten König, den tiefgebeugten, deine Fügungen ehren; laß ihn Trost finden in dem Bewußtsein, wie nahe dem Geiste nach ihm die Verlorene ist; und in unser aller Schmerz laß ihn empfinden die treue Liebe seines Volkes. Den königlichen Kindern sei das

heilige Bild der vollendeten Mutter immerdar der Gegenstand der Nachfolge in allen christlichen und fürstlichen Tugenden; ihr Sinn, ihre Wünsche, ihre Hoffnungen der Vereinigungspunkt aller derer, die es wohl meinen mit dem Vaterlande. Ja, erwecke uns allen in diesem Schmerz zugleich das erhebende Gefühl, wie alle, die dir dienen und dich lieben, auch eins und unzertrennlich sind vor dir. Amen.

••

An den Freiherrn v. Stein.

1. Juli 1811.

Endlich breche ich das Stillschweigen, weil meine treue Ergebenheit mich drängt, Sie aufs innigste zu bitten und zu beschwören, auf Ihrer Hut zu sein gegen diejenigen, welche jetzt an der Spitze unserer Administration stehen und welche dem Schein nach Ihre Einsichten benutzen, eigentlich aber nichts tun, als am rechten Orte sich Ihres Vertrauens und Ihrer Beistimmung rühmen, damit ihr Kredit steige, und hinterrücks alles anwenden, um Ihr Andenken zu beschmutzen. Ich weiß nicht, ob ich nötig habe, mich bei Ew. Exzellenz gegen den Verdacht zu verwahren, daß meine freundschaftlichen Verhältnisse mit dem ehemaligen Minister des Innern, meine herzliche Zuneigung zu einigen andern mehr oder weniger außer Tätigkeit gesetzten Staatsmännern, mich falsch sehen machen; ich bin mir aber bewußt, klar genug zu sehen, um durch kein persönliches Verhältnis getäuscht zu werden, ja ich kann behaupten, daß ich mich nicht einmal über Ew. Exzellenz täusche, den ich doch unter allen

öffentlichen Männern am innigsten verehre. Ich wage es, diesem eine Bitte hinzuzufügen. Ich bin zwar bei den Hauptpersonen des Hofes und des Kabinetts hinreichend verhaßt, aber doch in vieler Hinsicht so gut als unbeachtet und habe mancherlei Wege, vieles unbemerkt zu erfahren. Nichts wünsche ich sehnlicher, als daß Ew. Exzellenz mich auf jede Ihnen gefällige Art brauchen mögen, um zu erfahren, ob man Sie hintergeht, oder um falschen Gerüchten entgegen zu treten. Denn woran könnte mir mehr liegen, als daß Ihr gesegneter Name ebenso rein auf jedermann und auf die Nachwelt käme, als er vor denen dasteht, welche Sie selbst und Ihr öffentliches Leben zu kennen das Glück haben.

III. Die Erhebung des Volkes.

An Charlotte v. Kathen.

September 1811.

Man muß alles Äußere aufgeben und fest versichert sein, daß es von dieser Seite nur nach den schrecklichsten Verwüstungen und Umwälzungen besser werden kann und muß nur, damit diese kräftig und glücklich bestanden werden, wenn sie kommen, recht auf den Geist wirken. Das tue ich auf jede Art, die in meinen Kräften steht; wie lange ich es noch können werde, weiß Gott. Aber gern hätte ich Dir von dem Segen gesprochen, den ich in dieser Hinsicht zu stiften glaube, und wie ich die Saat glaube kommen zu sehen, und Dir in diesem Gefühl und in meinem Leben mit Jette und den Kindern das volle seltene Glück gezeigt, das ich mit vollem Bewußtsein in der zerbrechlichsten Schale trage.

••

An Graf Alexander zu Dohna.

1812.

So wie man einem Menschen nicht wünschen mag, länger zu leben, wenn er eine unauslöschliche Schande auf sich geladen hat: so auch dem Staat nicht, wenn er dies

duldet. Es gibt Beschimpfungen, welche zu rächen auch der Staat seine Existenz geradezu aufs Spiel setzen und alle, die ihn daran hindern wollen, niederrennen muß. Über die Sache selbst und die beschimpfenden Umstände, wovon sie begleitet ist und die widersinnigen Maßregeln, die man ergriffen hat, rechne ich, unterrichtet Sie unser Freund, der Graf von Wundlaken, vollständig. Und über etwas anderes kann ich kaum schreiben. Alles Alte liegt mir unendlich fern, seit die Entwicklung mit so großen Schritten naht, ja ich begreife kaum, wie ich noch bei den Beschäftigungen aushalte, welche auf einen Zustand berechnet sind, von dem wahrscheinlich in vierzehn Tagen keine Spur mehr übrig ist. Über mich selbst bin ich sehr ruhig. Ich gehe nicht weg, wenn ich nicht als Staatsdiener den ausdrücklichen Befehl dazu bekomme. Rücken die Franzosen freundlich hier ein, so erscheint es mir als eine sträfliche Beleidigung des Königs, ja als eine wahre Felonie, wenn ich meinen Posten verlassen wollte von der Voraussetzung aus, daß er nicht imstande sein werde, seine Staatsdiener zu schützen. Rückten sie feindlich ein, so besorge ich erstlich gar nicht nach ihrer bisherigen Praxis in Gegenden, welche sie völlig unter ihr Regiment nehmen, was doch unstreitig geschieht, daß einzelne für frühere Handlungen sogar — und Handlungen habe ich ja leider nicht einmal aufzuweisen — etwas sollten zu besorgen haben. Hätten sie es aber auf mich ganz besonders gemünzt, was doch wirklich nicht zu begreifen wäre, so kann ich ihnen in

einer andern Provinz ebenso wenig entgehen und mich zu expatriieren kann mir niemals in den Sinn kommen. Wozu sollte ich also meine Familie im Stich lassen und sie durch Entweichung tausend Unannehmlichkeiten und Ängsten aussetzen, die wahrscheinlich gar nicht eintreten, wenn ich hier bleibe. Ich bin übrigens auf alles gefaßt, und soll mir etwas menschliches begegnen: so lebe ich der Zuversicht, daß alle meine Freunde den Meinigen an Trost und Unterstützung leisten werden, was in dieser Zeit möglich ist.

••

Predigt aus dem Jahr 1812.

Text: Joh. 4, 4–26.

Welch ein großer Segen ist es für ein Volk, recht viel zu haben in seinen Wohnplätzen und Umgebungen, seinen Sitten und Gebräuchen und seiner ganzen Lebensweise, was noch herstammt aus der alten Zeit, aus der sich geschichtlich nach Gottes Fügung alles entwickelt hat, was uns teuer ist, aus jener alten Zeiten geringerer Bildung vielleicht auf der einen Seite, aber auch wohl treuer Einfalt des Herzens und Sinnes auf der andern, aus einer Zeit, wo vieles Unselige, worüber wir klagen, noch nicht war! Urteilet von hier aus, wie verderblich überall wirken muß jener leichtfertige Sinn, der ohne zu wissen, was er tut, die Denkmäler der Vergangenheit zerstört bald um eines elenden Nutzens willen, bald um etwas anderes an die Stelle zu setzen, was nur für

den Augenblick bestimmt auch nur die bald verschwindende Gestalt und Farbe desselben zeigt. Wo dieser Sinn in einem Volke herrscht, da ist jeder auch nur ein Sohn der Gegenwart, da wird das Ganze nur von dem Triebe des Augenblicks bewegt, und ist auf der einen Seite den wildesten Leidenschaften, welche die Begierde diesen zu genießen erzeugt, zum Raube, so wie auf der andern das ganze Leben die kleinliche Gestalt gewinnen muß, die sich überall ausprägt, wo man für den Augenblick glänzen und blenden will. Da herrscht natürlich überall im Zusammenleben der Menschen der Geist der Kleinlichkeit, keiner hat Grund, im andern ein Interesse an großen Gegenständen vorauszusetzen und dieses erwecken und beleben zu wollen. Wenn aber ein Volk ehrenwert achtet und treulich bewahrt, was sich von früherer Vergangenheit her durch den Strom der Zeit gerettet hat, wenn es die Spuren eines ehrwürdigen Altertums auch ehrfurchtsvoll scheut, und was vergangene Geschichte vergegenwärtigen kann, hegt und pflegt, kurz, um die Quellen seiner Verfassungen und Sitten sich kümmert, die Kenntnis seiner Altertümer lebendig erhält, und indem es den Augenblick weiter bildet, auch in treuem Andenken an das Alte kindlich fortlebt, ein solches hat eine herrliche Stütze für ein ernstes und würdiges Leben. Denn unter einem solchen Volke ist das Gefühl lebendig von der großen Bestimmung aller Völker, zu einem gleichartigen eigentümlichen Leben eine lange Reihe aufeinander folgender Geschlechter aufs engste

zu verbinden, unter ihm ist Lust und Eifer lebendig für das Gemeinsame, welches das Dasein des Einzelnen überdauert, welcher Eifer den Menschen allmählich und fortwirkend auch zu dem Ewigen erhebt, was aller Vergänglichkeit entrückt ist; unter ihm leistet eben jener Sinn die Gewähr, daß die alte heilige Gemeinschaft des Volkes ihr Recht ausübt in jedem Gemüt, und daß das gemeine Wesen jedem wichtiger ist als alles, was sich nur auf sein persönliches Wohlsein beziehen kann. Da kann sich also auch die gesellige Lust und Freude nicht in dem kleinen und leichten Spiel des Augenblicks erschöpfen; da besteht ein engeres Band gemeinsamer Ansichten, Einsichten und Wünsche, Vertrauen herrscht, die Herzen schließen sich auf, und jeder fühlt den schönen Beruf auch in den weiteren minder vertrauten Kreisen, auch von Kleinigkeiten ausgehend, die höchste gesellige Lust und Freude hervorzulocken, welche eben darin besteht, durch die freudige Teilnahme an dem ehrwürdigen und heiligen Alten die Hoffnungen für die Zukunft auszubilden und zu leiten, und in erhebender und stärkender Zusprache sich der gemeinsamen Gesinnungen und Absichten fromm zu erfreuen.

••

Predigt aus dem Jahr 1812.

Text: Joh. 7, 40–53.

Es kann uns nicht entgehen, m. a. Fr., wie auch jetzt noch oft herrliche Wahrheiten, heilbringende Erkennt-

nisse auf dieselbe Weise verdächtig gemacht und in ihren Wirkungen gehemmt werden, indem man ihnen einen verächtlichen, lächerlichen oder gebrandmarkten Namen anzuhängen weiß. Teilt einer mit, was der Gott, der alle erleuchtet, in sein Herz oder seinen Verstand gegeben hat: so kommt ein anderer her, der nicht versteht, was damit gemeint ist, und auf einer niedrigen Stufe des Daseins stehend, auch das Edelste und Höchste nur mit seinem Maß zu messen und aus Gründen, die in seinem Kreise liegen, zu erklären weiß, und bezeichnet nun mit einem Worte, das den Ursprung, die Absicht, die er sich dabei denken kann, ausdrückt, die Einsichten und Lehren des erstern. Eben weil sie so verständlich ist für die Menge, wird die Benennung herrschend, und die Sache selbst kommt in den Ruf einer Gemeinheit und Niedrigkeit, die nicht in ihr ist, sondern nur in ihren Tadlern. Oder es findet einer in der Art der Darstellung und Einkleidung, die, um anschaulich zu machen oder zu bewegen, vielleicht mehr in guter Absicht als mit reifer Überlegung gewählt war, irgend etwas Kleinliches, Sonderbares, Lächerliches: so wird dann eben dieses herausgehoben und das Ganze darnach benannt. Ist nun der *Name* durchgedrungen, so sieht bald der große Haufe in der *Sache* nichts anderes als das, was er sonst noch mit diesem Namen nennen hört, und so wird das Gedeihen der Wahrheit in leerem Spott erstickt. Oder in dem, was einer aus redlichem Sinn und richtiger Einsicht anpreist als ein kräftiges Mittel zur

Förderung des gemeinen Wohls, findet ein anderer eine bedenkliche Ähnlichkeit mit verdächtigen Ansichten, mit gefährlichen Bestrebungen solcher, die schon als Feinde des gemeinen Wohls bezeichnet sind, findet sie oder erdichtet sie, und so wird denn, unter demselben Namen befaßt, der, welcher einfältig und treu seinem innern Beruf folgte, unter die Übeltäter gezählt und den Genossen einer gefürchteten oder verabscheuten Rotte beigesellt. Betrachtet die Geschichte der Kirche, der Wissenschaft, der bürgerlichen Gesellschaft, überall findet ihr die traurigen Beweise von dieser Gewalt eines verhaßten Namens. War einmal eine abweichende Meinung mit einem bestimmten Namen der Ketzerei gebrandmarkt, wie oft ist dieser dann aufgewärmt worden, um ganz verschiedene Lehren einer entfernten Ähnlichkeit wegen in gleiche Verdammnis zu werfen. War eine Verbindung einzelner einmal in dem Ruf, auf Kosten der allgemeinen Ruhe und Ordnung eigenen Vorteil zu suchen, wie oft sind die, welche beseelt waren von dem reinsten Eifer, den Menschen diese edlen Güter zu sichern oder wieder zu verschaffen, jenen gleichgestellt worden durch diese Gewalt des Namens. O, m. Fr., wir können uns nicht genug waffnen gegen diese zauberische Macht der Wörter und Namen, nicht ernstlich genug vornehmen, jeder herabwürdigend klingenden Bezeichnung einer Sache, die Anspruch darauf macht, bedeutend zu sein, unsere Ohren zu verstopfen, und ohne Beziehung auf den Namen alles was uns dargeboten wird, für sich zu betrachten, daß

uns nicht immer wieder das Ähnliche begegne wie denen, die sich von dem Erlöser abwendeten, weil er ein Galiläer genannt wird.

••

Predigt aus dem Jahr 1812.

Im Staatsleben Preußens waren alte Ordnungen und Verfassungen untergegangen, neue Einrichtungen an ihre Stelle getreten. Das ging nicht ab ohne den Kampf der Jungen und Alten, der Reformer mit den Anhängern der alten Richtung (wie York oder v. d. Marwitz). Daraus ergab sich die Frage: Wie sollen sich in großen Wendepunkten menschlicher Dinge die Würdigen gegeneinander beweisen? Die Antwort lautet: Wie Johannes der Täufer und Jesus; „jeder erkannte den andern für das, was er war, aber jeder ging auch seinen Weg ungestört fort."

Text: Lukas 7, 24–34.

Die Fügungen Gottes mit dem menschlichen Geschlecht zeigen uns viel Wechsel und Veränderung, das Reich Gottes muß überall auf Erden diese irdische Gestalt an sich tragen. Mit Beschränkung und Unvollkommenheit muß es auf allen Seiten beginnen, nur allmählich kann daraus das Höhere und Vollkommenere hervorwachsen, und nicht einmal einen ununterbrochenen, gleichmäßigen Fortschritt bietet uns die Geschichte dar, sondern oft ein längeres Verweilen auf derselben Stufe, ja wohl scheinbaren Rückgang, woraus denn, aber nicht ohne Streit und Kampf, nicht ohne Reibung und Verwirrung und

Zerspaltung der Gemüter, ein neues Licht hervorbricht, worin sich herrlicher die höchste Kraft, von der alles ausgeht, offenbart. Dann gehen die Wege der Menschen weit auseinander, und nur feindselig scheinen sie sich begegnen zu können. Nicht allen ist es dann gegeben, schon beim ersten Beginn gleich teilzunehmen an dem neuen Besseren, was sich regt; wenige nur, die ihm von Natur näher stehen, eilen voran von schnellerem Eifer beseelt und brechen andern die Bahn. Aber so wie viele leicht und geschwind das Neue umfassen ohne Einsicht, ohne klares Bewußtsein von dem, was sie tun, nur von eitler Unzufriedenheit mit dem Alten, von unbestimmtem Verlangen getrieben: so bleiben auch nicht alle, welche bei dem Alten festhalten, nur zurück aus dumpfer Nachlässigkeit und gedankenloser Trägheit, sondern, wem die zartesten Fäden des Lebens eingeflochten sind in die alte Ordnung der Dinge, wessen Eigentümlichkeit ihr ganz angebildet worden ist durch frühe Erziehung und ein langes tätiges Leben, und wer also auch nur in dem Alten seine größte Wirksamkeit finden kann, auch der bleibt demselben billig und natürlich zugetan. Und noch weiter als diejenigen auseinandergehn, die dem Alten treu bleiben und die dem Neuen folgen, unterscheiden sich die, welche eines von beiden im rechten Sinne und Geiste tun, von denen, welche sich einem von beiden ohne festen Grund und innere Notwendigkeit, ohne klare Einsicht oder eignen lebendigen Trieb hingeben. Auf dem ungesegneten Gebiet der letzteren

brechen dann alle feindseligen Leidenschaften aus, Haß, Eifersucht, Geringschätzung, verderbliche Parteilichkeit. Nichts ähnliches begegnet den ersten. Sie gehen weit, sehr weit auseinander, aber jeder erkennt doch in dem andern das Werk und den Geist Gottes. Beide sind überzeugt, daß das Alte vergehen muß und ein Neues erscheinen; aber beide fühlen auch, daß wenn das Neue kräftig und rein auftreten muß, ebenso notwendig auch sei, daß das Alte nicht anders als edel und würdig endige. Wie neben Jesus, der gekommen war das Neue göttlich und rein zu begründen, dieses das Geschäft des Johannes war, das Alte zwar im Gefühl wie not ein Neues tue, aber doch in seinem höchsten Glanz, in seiner Ehrfurcht gebietenden Reinheit und Strenge zu beendigen; wie Johannes von dieser Höhe des alten die Herrlichkeit des neuen Bundes, so wie Moses von der Höhe des Berges das Land der Verheißung zwar sehen und sein Volk sterbend und vorbereitend an dessen Grenze geleiten, selbst aber nicht hineingelangen sollte: so, meine Freunde gibt es auf ähnlichen Wendepunkten der menschlichen Dinge immer manche gleich achtungswerte Menschen, welche wohl begreifen die Zeichen ihrer Zeit, tief durchdrungen sind von der Notwendigkeit, daß bald eine andere und bessere Ordnung der Dinge erscheine, und doch fest stehen in dem Beruf, für sich selbst der alten Gestalt bis zum letzten Augenblick ihres Unterganges treu und fest anzuhangen. Laßt sie uns ebenso herzlich ehren wie unser Erlöser den Johannes ehrte.

Sie sind für die alte Zeit gleichsam jene Verklärung im Augenblick eines schönen Todes, die oft alle Spuren der Krankheit und des Alters verwischt und den Menschen zeigt wie er war in der schönsten Zeit und in den herrlichsten Augenblicken seines Lebens, und leise und sanft führen sie die alte Zeit hinaus in das Land der Ruhe und der Vergessenheit. Auch sie weissagen durch Wort und Tat wie Johannes von der neuen Zeit; mit gleicher Offenheit wie er bekennen sie, was ihrer Zeit folge, werde, wenn es durchdrungen sei und reif, das Größere und Herrlichere sein, auch sie sind bereit anzuerkennen, wie Johannes Jesum anerkannte, den hohen Wert derer, welche mit reinem Sinn eine neue Zeit zu gründen suchen; und wenn sie auch schweigen, — schon dadurch, daß sie so einzeln stehn in ihrer Reinheit und Würde, verkündigen sie laut genug, daß durch das Alte nichts mehr zu erreichen ist als Erkenntnis des Verderbens, welches nur in einer neuen Ordnung der Dinge vermag ausgerottet zu werden.

••

An Graf Alexander zu Dohna.

2. Januar 1813.

Nichts kann uns helfen, wenn wir in unserer erbärmlichen Passivität und innern Nichtigkeit verharren, und ich halte nun erst den Staat recht gründlich für verloren und für ebenso unfähig als unwürdig, in seiner gegenwärtigen Form die Stellung in Deutschland und

in Europa einzunehmen, die ich eigentlich immer als seine wahre Bestimmung ansah. Das arme Preußen! Ich möchte meine blutigen Tränen weinen, wenn ich daran denke. Lassen Sie uns recht guten Mut behalten, liebster Graf, nämlich den, daß aus der Verwüstung endlich etwas recht Gutes hervorgehen wird — denn ein anderer bleibt wohl kaum übrig! — und daß, wenn eine Menge Unschuldiger leiden, doch auch viele den Lohn ihrer Taten, Untaten und Nichttaten ernten werden. Das fiat iustitia et pereat mundus scheint sich jetzt recht im Großen entwickeln zu sollen. — Wunderlich ist es, wie man bei diesen Aussichten noch immer so gelassen fortarbeiten kann, als ob nichts wäre. Sie haben ganz recht, der Boden bleibt stehen und man muß ihn nutzen solange als man kann. Ich lebe auch recht auf der Kanzel, denn da habe ich es mit dem Ewigen zu tun, auch auf dem Katheder, denn das ist die unmittelbare Werbung auf die, welche noch über das Reich der Nemesis hinaus zu leben und die schöne Zeit zu sehen und mit zu bilden bestimmt sind.

••

Predigt in Berlin am 28. März 1813.

Die einzige Kriegspredigt aus dem Jahre 1813, die wir besitzen. Sie faßt zusammen, was Schleiermacher jahrelang gedacht und gehofft hatte. Welch gewaltigen Eindruck er machte, zeigt ein Bericht des Hofpredigers Eylert über eine Predigt vor Kriegsfreiwilligen, die im Begriff waren, ins Feld zu ziehen. Eylert erzählt: „Da stand der körperlich kleine, unscheinbare Mann mit seinem edlen, geistvollen Angesicht, an

heiliger Stätte, in heiliger Stunde, und seine sonore, reine, durchdringende Stimme drang durch die feierliche Stille der überfüllten Kirche. In frommer Begeisterung vom Herzen redend, drang er in jedes Herz, und der volle, klare Strom seiner gewaltigen Rede riß alles mit sich fort. Seine freimütigen, kühnen Äußerungen über die Ursachen unseres tiefen Falles, sein scharfer Tadel fortgehender Gebrechen, wie sie im engherzigen Kastengeiste des hochmütigen Aristokratismus und in den toten Formen des Bureaukratismus sich sichtbar herausgestellt, waren Blitze und Donner, die einschlugen, und die Erhebung der Herzen zu Gott und seiner Hilfe auf den Schwingen der Andacht waren Harfenklänge aus einer höheren Welt.

Das Ganze seiner Rede war ein Guß und jedes Wort aus der Zeit, für die Zeit. Und als er zuletzt noch mit dem Feuer der Begeisterung die zum Kampfe gerüsteten edlen Jünglinge anredete, dann an deren großenteils anwesende Mütter sich wandte und mit den Worten schloß: Selig euer Leib, der einen solchen Sohn getragen, selig eure Brust, die ein solches Kind getränket hat, — da durchzuckte es die ganze Versammlung, und in das laute Weinen und Schluchzen derselben rief Schleiermacher sein versiegelndes Amen."

M. a. Z. Durch ein außerordentliches Ereignis finden wir die Reihe unserer Vorträge über den leidenden Erlöser unterbrochen und unsere heutige Zusammenkunft einem ganz andern Gegenstande gewidmet. Wie waren wir schon alle durch die Begebenheiten der letzten Wochen auf das Innigste bewegt! Ausziehn sahen wir aus unsern Mauern das Heer eines dem Namen nach uns verbündeten Volkes*: aber nicht, als ob Freunde von uns

*) Der Franzosen.

schieden, war uns zu Mute; sondern mit dankbarer Freude fühlten wir den langen schweren Druck endlich von uns genommen. Jenem folgten auf dem Fuße die Scharen eines andern Volkes,* dem Namen nach mit uns im Kriege: aber mit der fröhlichsten Begeisterung wurden sie aufgenommen, wie sie sich auch zu erkennen gaben, als des Königs und des Volkes Freunde. Und als wir nicht lange nach ihnen auch unsere eignen Krieger zurückkehren sahen, da durfte keiner mehr zweifeln, sondern froh ging die Rede von Mund zu Munde: Dank dem himmlischen unverkennbaren Zeichen, welches Gott der Herr durch die schrecklichen Zerstörungen des Krieges im Norden gegeben; Dank den edlen und tapfern Heerführern,** die selbst den Schein des Ungehorsams und die Verletzung des Buchstabens nicht achtend es wagten, wahrhaft im Sinn und Geist des Königs handelnd den ersten entscheidenden Schritt zu tun, um uns von den unerträglichen Banden, die uns so lange gefesselt hielten, zu befreien; Dank dem Könige, der in diesem dargebotenen günstigen Augenblick nichts anderes als seinen dem unsrigen ganz gleichen Sinn konnte walten lassen; Dank dem allem, — die große Veränderung, der Übergang von der Knechtschaft zur Freiheit bereitet sich. Aber wie unverhohlen wir auch unter uns Gott freudig dankten: es war noch nicht Zeit es öffentlich zu tun; denn der König hatte noch nicht geredet. End-

*) Die Russen.

**) York durch die Konvention von Tauroggen.

lich erscholl es uns, das lange und ungeduldig erwartete königliche Wort, welches, wiewohl es gewiß uns allen aus den öffentlichen Blättern tief eingeprägt ist, wir, da es auf des Königs Befehl heute von allen Kanzeln der Stadt soll verlesen werden, auch gewiß alle mit Freude und Rührung nochmals hören werden. Also lautet es:

(Hierauf folgte der Aufruf des Königs: An mein Volk).

So der König; und ich enthalte mich billig lobpreisend über dies königliche Wort zu reden. Sie ist noch frisch in uns allen, die Freude über die Gewißheit des Kampfes, die uns dieses Wort gibt, über den edlen und hohen Geist, in dem hier ausgesprochen worden, was lange jeder Beste im Volk gefühlt und gedacht hatte. Und nun, kaum hatten wir diesen herrlichen Ruf vernommen, so schlug an unser Ohr der Jubel einer allen Deutschen teuern und ehrwürdigen Stadt, die zuerst von dem unmittelbaren feindlichen Joche befreit ward; und — die Krone von allem — wir sahen unsern teuren König selbst unter uns treten, mit einem Gefühl, ja wir dürfen es uns gestehen, wie es noch nie sein Herz kann gehoben haben, weil er noch nie Veranlassung hatte so innig und wahr zu empfinden, was doch für einen Herrscher das Beglückendste und Erhebendste ist, die reinste Übereinstimmung zwischen seinem Willen und seiner Völker Wunsch; wir sahen ihn das Heer, auf seinen Befehl zum Kampf geweiht und gesegnet durch Gebet, hinaus geleiten den Weg, der es dem Feinde entgegen führt. Dieses nun, der Durchzug unsers Heeres zum

Kampf, zum entscheidenden Kampf um das Höchste und Edelste ist der Gegenstand, der, wie er gewiß uns alle erfüllt und bewegt, uns besonders in dieser Stunde beschäftigen soll, damit auch für uns dieser heilige Krieg beginne mit demütigend erhebenden Gedanken an Gott, damit ihm unsere Hoffnung und unsere Freude geheiliget werde.

Text: Jerem. 17, 5–8 und 18, 7–10.

Nicht etwa, wie es wohl scheinen könnte, um eine Vergleichung anzustellen zwischen uns und dem Volke, gegen welches wir zu Felde ziehen, habe ich diese Worte des Propheten unserer Betrachtung zum Grunde gelegt: sondern nur um in unserer eignen Geschichte das Entgegengesetzte recht zu unterscheiden, um uns auf das Wesentliche der großen Veränderung hinzuführen, deren wir uns erfreuen. Denn, m. Fr., an dieser Stätte geziemt uns nicht die Freude nur darüber, daß Druck und Leiden, unter denen wir lange geseufzt haben, nun aufhören; nicht die Freude, welche uns heitere Bilder künftigen Wohlergehens vormalt, das wir zu gewinnen hoffen: sondern dieses darf uns hier nur das zweite sein und letzte. Und tritt uns dennoch dieser Gegensatz immer vor Augen: so laßt ihn uns so wenden, daß wir fühlen, wie der Prophet es uns vorhält, daß im einzelnen, noch mehr aber im großen der Wechsel der Schicksale abhängt von dem Steigen und Sinken des inneren Wertes. Ja, ganz von dieser

Seite unserer Würdigkeit vor Gott laßt uns die große Veränderung hier betrachten. Über beides dazu gehörige, nämlich erstlich, welches denn in dieser Hinsicht ihr eigentlicher Inhalt und ihr wahres Wesen sei, und zweitens, wozu wir uns deshalb müssen aufgefordert fühlen, können uns diese Worte richtig leiten.

I. Um richtig aufzufassen, was die Hauptsache sei in der großen Veränderung unseres bürgerlichen Zustandes, welche durch die Erklärung dieses Krieges beginnt, müssen wir zurückgehn auf eine ältere uns allen wohl bekannte und von einem großen Teile von uns noch selbst erlebte Zeit, als wir nach einem tiefen Verfall und nach schrecklicher Verheerung, welche diese Länder betroffen, durch die Anstrengungen mehrerer weiser und strenger Regenten, durch zweckmäßige Benutzung der Ereignisse, durch glücklich geführte Kriege, am meisten aber durch einen in dem Volke selbst sich bildenden edlen und freien Geist des Aufstrebens ein Volk und Königreich wurden, von welchem die ganze Welt sah, der Herr wolle es bauen und pflanzen und habe verheißen ihm Gutes zu tun. Und plötzlich genug für alle die, welchen das allmähliche Wachsen weniger bemerklich wird, fanden wir uns auf diesem Gipfel. Aber auch allmählich und indem wir noch lange höher zu steigen wähnten, glitten wir abwärts und stürzten dann ebenso plötzlich hinunter. Denn wir begannen auf unsere Stärke zu pochen, auf die Furcht uns zu ver-

lassen, welche wir andern Völkern einflößen könnten, und so sollte uns ohne Anstrengung der eignen Kraft, ohne eigne gottgefällige Werke die Nachwirkung des alten Ruhmes immer höher tragen; wir wurden der Mann, der Fleisch für seinen Arm hält, und dessen Herz von dem Herrn weicht. Unredlicher Gewinn vergrößerte unser Gebiet auf eine mehr scheinbare als gedeihliche Weise, denn wir gewannen nur wenig wahre Brüder, die gern denselben Gesetzen folgten und auf dasselbe Ziel arbeiteten; indem andere Staaten sich anstrengten und aufrieben in immer wiederholten Kriegen zum Teil um dieselbigen hohen Güter, für die wir jetzt kämpfen wollen, meinten wir durch die Ruhe immer mächtiger zu werden und furchtbarer. So folgte allmählich auf die trotzige Klugheit eine verzagte, und wir wurden noch auf eine andere Weise der Mann, der sich auf Menschen verläßt; denn auch wer Menschen schmeichelt und sie fürchtet, verläßt sich auf Menschen. Mit unserm Ruhm selbst ward auch unser Ehrgefühl je länger je mehr ein Schattenbild. Und immer mehr wich unser Herz von dem Herrn; in einem aufgeblasenen unnatürlichen Wohlstand verloren sich immer mehr die alten Tugenden, eine Flut von Eitelkeit und Verschwendung verheerte die mühsamen Werke langer, besserer Jahre; und wie deutlich sich auch die Stimme des Herrn vernehmen ließ und uns ermahnte zur Buße: wir gehorchten ihm nicht, wir taten Böses vor seinen Augen, und darum reuete ihn das Gute, das er verheißen hatte

uns zu tun. Und plötzlich, als es eben schien, wir wollten uns aufraffen aus der langen Verblendung und Betäubung, in der aber die meisten nur nicht ärger als je befangen waren, plötzlich redete der Herr wider uns als wider ein Volk und Königreich, das er ausrotten, zerbrechen und verderben wolle. Da überfiel uns jenes schwere, zermalmende Kriegsunglück, und auf diesen plötzlichen Sturz von der Höhe in den Abgrund folgte das immer tiefer und schmerzlicher sich eingrabende Verderben des Friedens. Ich rede nicht von den Entbehrungen, von der Not, von der Verarmung, von der immer steigenden Verwirrung in allen äußeren Lebensverhältnissen, sondern nur von dem innern, geistigen Verderben, das durch diesen Zustand, man weiß nicht ob man sagen soll nur ans Licht gebracht oder auch wirklich erzeugt und gebildet worden ist. — Die traurige Gewöhnung, unwürdiges fortwährend zu erdulden, wie wir sie öffentlich und einzeln in diesen sieben düsteren Jahren geübt haben, mit dem Gefühl, daß dem gerechten Unwillen freien Lauf lassen das Übel nur mehren könne ohne irgend einen heilsamen Erfolg; diese Gewöhnung und dieses Gefühl sind die Frucht der Schlaffheit, der Entnervung, der Feigherzigkeit: aber wie wurden nicht Feigherzigkeit, Schlaffheit und Entnervung durch sie vermehrt und verbreitet, bis jede Zuversicht zu sich selbst, bis jede Hoffnung — mit Ausnahme der törichten auf eine Hilfe, die bloß von außen käme — bis selbst der Wunsch sich helfen zu können, ja bis das Gefühl eines

besseren Zustandes würdig zu sein verschwand und die trostlose Vorstellung sich der Gemüter bemächtigte, die lebendige, geistige Kraft des Volkes sei ganz erschöpft und die Stunde des völligen Untergangs da, wie diese Besorgnis denn in nicht wenigen unter uns gewaltet hat, die von einem Tage zum andern die gänzliche Auflösung unsers eigentümlichen Daseins erwartend und nicht mehr hoffend den Trost der Zukunft zu sehen, nur sannen, wie man sich am bequemsten fügen könne dem fremden Joch. — Die Unmöglichkeit, in der wir uns so oft befanden, ohne Lug und Trug der augenblicklichen Gefahr zu entgehen, die Notwendigkeit, Lob und Billigung, ja Übereinstimmung und Freundschaft zu heucheln da, wo wir nur verachten und verabscheuen konnten, dies alles war schon die Frucht der Schamlosigkeit, welche um des Lebens willen jeden edleren Zweck des Lebens hintansetzt: aber wie ist nicht diese Schamlosigkeit durch jenen Zustand furchtbar ausgebildet worden, und welches Maß von Erniedrigung gehörte schon dazu, um nur den öffentlichen Unwillen zu reizen! — Die Unsicherheit des Besitzes und aller Rechte, sie war großenteils schon eine Folge des Leichtsinns, mit dem man so oft in Zeiten der Drangsale nur die Not des Augenblicks abzuschütteln oder die flüchtige Lust desselben zu genießen sucht, ohne zu bedenken, was man auf lange Zeit hinaus zerstört oder auf das Spiel setzt: aber bis zu welchem Grade hat jener unsichere Zustand diesen Leichtsinn gesteigert! Wie sahen wir Üppigkeit und Aufwand es den glück-

lichsten Zeiten gleich tun, wie sahen wir Wucher und leichtsinnigen Frevel an fremdem Eigentum saugen und das eigne vergeuden, als sei alles doch nur schnellem Untergange geweiht! Das ist das tiefe Verderben, in welches wir auf der einen Seite geraten waren; und wenn auf der andern unser Fall und diese seine Wirkungen vielen zuerst die Augen öffneten, andere deutlicher als vorher erblicken ließen, wo es uns fehlte, wenn sich in vielen ein schöner Eifer entzündete, was uns außen unwürdiges drückte abzuwerfen, was uns innen verunreinigte zu verbannen: so konnten selbst diese edlen Keime des Besseren ohne Haltung und Zusammenhang nur Besorgnisse vor einem ungeregelten Ausbruch erregen, hinter denen sich dann die Feigherzigkeit und Niederträchtigkeit anderer nur desto unüberwindlicher verschanzte und befestigte.

So war unser Zustand, m. Fr., und niemand konnte sich verhehlen, daß, wenn wir in denselben Verbindungen und derselben Abhängigkeit blieben, wir immer mehr werden müßten wie die Heide in der Wüste. Wenn ich nun die Lossagung von dieser Gemeinschaft und den Kriegsstand, in den wir dagegen getreten sind und dessen Beginn wir feiern, auch für uns alle als den Beginn ansehe zur Erhebung von diesem tiefen Falle; wenn ich hoffe, es werde nun Gott reuen des Unglücks, das er uns gedachte zu tun: so beruht dies vornehmlich auf folgendem.

Zuerst, und damit ich bei dem anfange, was jeder augenblicklich muß auf das Innigste gefühlt haben, diese

Veränderung ist an sich die Rückkehr zur Wahrheit, die Befreiung von der erniedrigenden Heuchelei, die wahrlich von jedem, je mehr er glaubte in seinen Reden nicht sich selbst sondern den Staat darstellen zu müssen, zu einer schauderhaften Vollendung getrieben war. Nun Gott sei Dank sagen wir wieder, wo wir verabscheuen und wo wir lieben und verehren, und wie jeder Ehrenmann mit der Tat stehen muß zu seinem Wort, so müssen wir schon darin uns frei fühlen und stark, müssen fühlen, daß wir hoffen dürfen; denn wer sich der Wahrheit ohne Rückhalt ergibt, der verläßt sich auf den Herrn. Aber eben weil das Wort allein nichts ist, und dieses Wort mehr als jedes andre die Tat fordert: so ist diese Veränderung die Rückkehr zum freien Handeln und zur Selbständigkeit. Wie lange, m. Fr., haben wir eigentlich keinen Willen mehr gehabt in unsern allgemeinen Angelegenheiten, immer den Umständen uns gefügt, immer der drückenden fremden Gewalt, so weit diese nur reichen wollte! Nun haben wir wieder einen Willen, nun hat der König im Vertrauen auf sein Volk einen Entschluß ausgesprochen, in welchem, weil nach diesem Wort und dieser Tat keine Versöhnung zu hoffen ist, der Entschluß liegt zu einer Reihe mutvoller Taten, die nur enden können, wie auch das königliche Wort es sagt, mit rühmlichem Untergang oder mit Sicherstellung dieses köstlichen Gutes der Freiheit. Und eben deshalb ruht auch auf dieser Veränderung die Hoffnung, daß wir uns erhalten werden

unsere eigentümliche Art, Gesetz, Verfassung und Bildung. Jedes Volk, m. Fr., das sich zu einer gewissen Bildung entwickelt hat, wird entehrt, wenn es fremdes in sich aufnimmt, sei dieses auch an sich gut; denn seine eigne Art hat Gott jedem zugeteilt und darum abgesteckt Grenze und Ziel, wie weit die verschiedenen Geschlechter der Menschen wohnen sollten auf dem Erdboden. Wie drängte sich uns aber vorher auf das Fremde, wie drohte es je länger je mehr die gute eigne Sitte und Art überall zu verdrängen! Und welch ein Fremdes! Halb der zügellosen Wildheit jener schaudervollen inneren Verwirrungen entsprossen, halb für die spätere Tyrannei erdacht. Indem wir aufstehn, um dieses ganz von uns abzuwerfen und für die Zukunft abzuhalten, werden wir wieder ein Königreich, das sich auf den Herrn verläßt; denn auf den verläßt sich ein Volk, das beschützen will um jeden Preis den eigentümlichen Sinn und Geist, den Gott der Herr ihm anerschaffen hat, das also kämpft um Gottes Werk; und nur in dem Maß, als uns dieses gelingt, können wir werden wie ein Baum am Wasser gepflanzt, der sich nicht fürchtet, wenn eine Hitze kommt, und der seine eignen Früchte bringt ohne Aufhören.

Vorzüglich aber erwächst uns eine freudige Hoffnung des Erstehens aus der Art und Weise, wie das große Werk, dessen Beginn wir feiern, sich entwickelt. Lasset uns zuvörderst nicht unerwähnt vorübergehen an den Gaben, die wir von Reichen und Armen, Groß und Klein dargebracht sehen auf dem Altare des Vaterlandes.

Wir wollen sie nicht betrachten nach ihrer Zulänglichkeit zu dem Zweck, dem sie gewidmet sind — denn wie willig und wie reichlich gespendet, tilgen sie doch nur einen kleinen Teil des Bedürfnisses — sondern nach ihrer innern Bedeutung und dem Geist, dessen Äußerungen sie sind. Indem wir sie darbrachten, warteten wir nicht, bis gefordert ward und geboten, sondern sowie wir das Bedürfnis kannten, eilten wir herbei. Wie es der Tod jedes gemeinen Wesens ist, wenn nur der Buchstabe des Gesetzes waltet, und niemand durch Tat und Gefühl weiter teilnimmt, als dieser ihn anweiset; wie dieses ein sicheres Zeichen davon ist, daß die höheren Güter des Lebens durch die bestehende Ordnung nicht hervorgebracht werden und der Durst nach ihnen nicht geweckt wird: so ist dieser treue, lebendige Geist für das, was dem gemeinsamen Wesen not tut, ein sicheres Zeichen davon, daß der belebende Saft wahrer Liebe eingetreten ist in den Staat, und daß die Blätter dieses geistigen Baumes grün bleiben werden auch in der Hitze und im dürren Jahre. Und wenn mancher alles, was ihm von irdischen Kleinodien und Juwelen geblieben war, hingegeben hat: so laßt uns dies ansehn als das notwendige Anerkenntnis, daß es in diesem Kampf nicht geht um irdische Güter, sondern um geistige, und daß wir bereit sind und bis zuletzt auch bleiben werden zu allen Entbehrungen und Aufopferungen jener, um diese zu gewinnen, und zufrieden, wenn wir nach glücklich entschiedenem Kampf das Gebäude unseres irdischen

Wohlstandes auch ganz von Grund auf anfangen müssen zu errichten. Das heißt sich auf den Herrn verlassen und nur nach seinem Reiche trachten. — Laßt uns aber besonders sehen auf die Art, wie die Verteidigung des Vaterlandes soll gestaltet werden. Unter allen Spaltungen, die unsere Kräfte lähmten und unsere Fortschritte hemmten, war keine unseliger als die zwischen dem Soldaten und dem Bürger, ruhend auf der eingewurzelten Meinung, als ob derjenige, der sich mit den Gewerben des Friedens beschäftigt, weder Sinn noch Geschick haben könne in den Zeiten der Gefahr sein Eigentum und das gemeinsame Vaterland zu verteidigen. Daher die Vorzüge, die denen eingeräumt wurden, auf denen die Sicherheit des Staates allein beruhte, und noch mehr denen, die ausschließend berufen waren, jenen zu befehlen; daher der Übermut des Soldaten, der den Mut für eine ihm ausschließlich eigne Tugend hielt; daher die Eifersucht des Bürgers auf jene Vorzüge und die allgemeine Abneigung gegen einen Stand, der im Frieden nur als eine Last für alle andern erschien. Manche löbliche Versuche waren schon gemacht dieses Übel zu vermindern, aber ohne bedeutenden Erfolg. Jetzt soll diese Trennung aufgehoben werden; nur der Unterschied soll bestehen zwischen solchen, welche sich mit den eigentlichen Künsten des Krieges fortwährend beschäftigen und in der Genauigkeit aller Übungen und Fertigkeiten das Vorbild aller andern sind und der Kern, an den sie sich anschließen, und solchen, die nicht eher

als bis es not tut und notdürftig unterwiesen und geübt die Waffen ergreifen: aber Mut soll allen zugemutet werden, den Gebrauch der Waffen sollen alle kennen, die Gefahr sollen alle um so mehr teilen, je höher sie steigt. Stufenweise sind wir sehr weislich hieher geführt worden. Man kannte den mutigen Eifer unserer Jugend, wenn es je diesen Kampf gelten sollte; er ward aufgefordert, und wir sahen sie auf den ersten Ruf aus allen Ständen von allen edleren Beschäftigungen her zu den Waffen strömen. Wo neues Gute schnell verbreitet werden soll, da müssen oft die Väter belehrt werden durch die Kinder; man hofft mit Recht, auch jetzt werde es so sein, und nach jenem Beispiel der Jugend, für die mehr wir alles wagen sollten, als sie für uns, werde nun jeder bereit sein an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen nach der ihm angewiesenen Ordnung. Darum errichtet nun der König die Landwehr. Und da auch dies heute besonders kund gemacht werden soll, so höret, wie er darüber redet:

(Hier folgte der Aufruf zur Landwehr).

Welches hohe Gefühl muß dieser Beruf in allen erwecken! welche feste Zuversicht zu der so vereinten Kraft! welches glückliche Vorgefühl von der Eintracht und Liebe, zu der alle Stände fest werden mit einander verbunden sein, wenn sie alle neben einander werden gestanden haben dem Tode entgegen für das Vaterland! Welche glückliche Ahnung von dem gemeinsamen Bestreben, hierdurch ein Leben zu gründen, das solcher Anstrengungen

wert sei, und an dem eben so viel Kraft und Einheit sich verkünde!

So, m. t. Fr., sehen wir überall in dieser herrlichen und kräftigen Veränderung unseres Zustandes die ersten Anfänge eines glücklichen Erstehens von einem tiefen Fall, die wieder lächelnde Huld des Höchsten, der aufs neue verheißt uns Gutes zu tun. Laßt uns nun auch denken, wie wir seiner Stimme gehorchen, laßt uns noch mit wenigen Worten betrachten, wozu wir uns durch diese Änderung der Dinge zunächst müssen aufgefordert fühlen. Ich werde dabei um so kürzer sein können, als schon durch das vorige euer Sinn auf das muß gerichtet sein, was ich zu sagen habe.

II. Ich rede zuerst von denen, die unmittelbar zur Verteidigung des Vaterlandes berufen sind, mögen sie nun zu den Heeren gehören, die schon in Bewegung sind, oder mögen sie durch den eigenen Geist oder das Recht des Loses jener großen Vormauer einverleibt werden, welche sich erst bilden soll. Nicht das Überflüssige will ich tun, sie zum Mut und zur Tapferkeit zu ermahnen. Der Mut kann demjenigen niemals fehlen, der ganz von dem großen gemeinsamen Zweck durchdrungen ist und ihn ganz zu dem seinigen gemacht hat. Denn findet er sich dann in der großen zu einem schönen Ganzen geordneten Masse von streitenden Kräften, kann er sich unmöglich vereinzeln, sondern muß sich nur als einen kleinen Teil jenes Ganzen betrachten: so kann auch seine Aufmerksamkeit und sein Verlangen nur auf

die Bewegungen des Ganzen gerichtet sein. Und daß diese jedesmal den vorgesteckten Zweck erreichen, das allein ist es, wozu er aus allen Kräften mitwirkt; und so muß ihm dasjenige, was ihm selbst hiebei begegnen kann, und wäre es auch das letzte menschliche, nur als ein ganz unbedeutender Zufall erscheinen, auf den er selbst so wenig achtet, wie im ganzen darauf geachtet werden kann. Das ist der natürliche Mut dessen, der die Sache liebt, für die er kämpft. Aber dazu möchte ich ermahnen, daß nicht persönlicher Ehrgeiz den hohen Adel und die wahre Wirksamkeit dieses Mutes schwäche. Mögen sie nie wetteifern um das was jeder ausrichtet, sondern um den Sinn, den jeder beweiset, um die Tugend, die er ausübt. Wer dies und jenes zu tun strebt und nicht grade das, was an seinem Ort ihm jedesmal zukommt, der entreißt sich der natürlichen Ordnung gemeinsamer Tätigkeit zum Schaden des Ganzen. Wenn öffentliche Auszeichnungen sich allerdings an einen Erfolg halten müssen: so möge jeder streben, nicht sie zu erwerben, sondern sie zu verdienen; möge jeder bedenken, daß alle, die treu ihre Pflicht taten, diejenigen mit erwerben halfen, die andern geworden sind, und daß das Bewußtsein, alles was mit Eifer und Lust möglich war getan zu haben, und die Anerkennung derer, die dieses wissen, jede andere Auszeichnung aufwiegt. — Dazu möchte ich ermahnen, daß nicht Leichtsinn jenen natürlichen Mut dämpfe. Nicht wenige scheinen zu glauben, es sei schon alles getan, es bedürfe kaum der Heere,

die bereits ausgezogen und zum Nachrücken schon fertig sind, um die zerstreuten, erschreckten Trümmer des aufgeriebenen Feindes bis an die letzten Grenzen des deutschen Vaterlandes zu treiben; und wenn nun noch die waffenfähigen Männer aufgeboten würden, so könnte dies weniger sein für die unmittelbare Not, als nur damit bei dieser herrlichen Gelegenheit für die Zukunft eine bessere und kräftigere Gestalt der Verteidigung gebildet werde. Diese mögen sich hüten, damit nicht das Unerwartete, welches am meisten den Menschen niederschlägt, sie mit einer furchtbaren Gewalt treffe, und sie denn doch sich fürchten, wenn die Hitze kommt. Des Königs Wort ist weit entfernt, diese leichte Ansicht zu begünstigen, es verhehlt uns nicht die Macht des Feindes, die Größe seiner Mittel; und die Erbitterung, die er gegen uns fühlen muß, ahnen wir selbst. Laßt uns, um unsern Mut zu sichern, auf alles gefaßt sein, auch darauf, unmittelbar alle Haus und Herd zu verteidigen oder zu rächen.

Ich rede demnächst von uns andern in Beziehung auf jene, die Verteidiger der gemeinen Sache, von uns als ihren Angehörigen und Befreundeten. Das Gefühl, welches sonst, wenn der Staat in Krieg verwickelt war, nur das Anteil von wenigen blieb, und um welches sie von den andern bald bedauert wurden, bald beneidet, nämlich die Geliebtesten der Gefahr des Todes in der Schlacht und den mancherlei Unfällen des Krieges ausgesetzt zu sehn: dieses Gefühl will jetzt all-

gemein werden. Denn wer sollte nun nicht unter den Scharen des Heeres oder der Landwehr, wenn nicht Vater, Gatten, Bruder und Sohn, doch Verwandte, Wohltäter, Zöglinge, Befreundete des Herzens eben jenen Gefahren entgegen gehen sehen? So laßt uns denn fühlen, daß wir deshalb nicht zu bedauern sind, sondern glücklich zu preisen, daß je werter uns die Unsrigen sind, um desto mehr wir auch alles Große und Ruhmvolle ihres Berufes mit empfinden und uns aneignen sollen! Laßt uns, je mehr wir sie lieben als uns selbst, um desto mehr, eben wie wir uns selbst dem Vaterlande mit Leib und Leben hingeben würden, wenn es uns riefe, so auch sie demselben von ganzem Herzen darbringen und weihen! Manches teure Blut wird fließen, manches geliebte Haupt wird fallen: laßt uns nicht durch zaghafte Trauer, durch weichlichen Schmerz das ruhmvolle Los verkümmern, sondern dahin sehen, daß wir der großen Sache würdig grün bleiben und frisch; laßt uns bedenken, wie viel glücklicher es ist, das Leben zum Opfer darbringen in dem edlen Kampf gegen diese zerstörenden Gewalten, als im ohnmächtigen Kampf ärztlicher Kunst gegen die unerkannte Gewalt der Natur. Und die liebende Sorge, die wir alle gern wenn wir könnten den Unsrigen reichen würden in Krankheiten und Verwundungen, laßt sie uns ganz gemeinschaftlich machen, wie die Sache gemeinsam ist; laßt uns sorgen und dienen wo wir können, des festen Vertrauens, daß es eben so den Unsrigen an zärtlicher Pflege und Behand-

lung von ähnlich Gesinnten nicht fehlen wird! Vor allem aber laßt uns sorgen, daß die wohlverdiente Ehre derer nicht untergehe, die sich diesem heiligen Kampfe weihen. Die Not und Entwürdigung der vergangenen Jahre und das herrliche geistige Erstehen des Vaterlandes in diesen Tagen laßt uns, wie wir selbst ganz davon ergriffen sind, auch den Gemütern des unter uns aufwachsenden Geschlechtes auf das tiefste einprägen, daß dieser ewig denkwürdigen Zeit auch wirklich gedacht werde, wie sie es verdient, und jeder Nachkomme, den es trifft, mit würdigem Stolz sagen möge, da kämpfte oder da fiel auch einer von den Meinigen.

Ich rede weiter im Gegensatz zu denen, die das Vaterland draußen verteidigen, von denen, die es innen ordnen, leiten und die mancherlei Dienste, die es fordert, versehen sollen. Möge diese große entscheidende Zeit sie alle zu verdoppelter Treue und Sorgfalt erwecken, zu verdoppeltem Abscheu vor jeder inneren Verwahrlosung durch Trägheit und Unordnung — denn ich will nicht sagen durch Eigennutz und Untreue — während draußen Blut und Leben der Bürger dargeboten wird, als vor dem schändlichsten Verrat an eben diesem Mut und an allen Tugenden, die es opfern. Mögen sie bedenken, daß alle Kräfte gewissenhaft müssen angewendet, alle Zweige des gemeinen Wesens treu verwaltet werden, wenn das große Werk gelingen soll. Vor allem mögen sie bedenken, daß die Kämpfenden, wenn ihr Mut ausharren soll, in der Kraft und Weis-

heit der Verfassung und Verwaltung die Gewährleistung sehen wollen für die höheren Güter, um derentwillen sie kämpfen. Darum wolle ja niemand unter uns sich für weise halten, wo er es nicht ist; niemand sich zum größten Nachteil des gemeinen Wesens an einen Platz drängen, den er nicht auszufüllen vermag; niemand sich durch Vorurteile der Freundschaft verblenden lassen die Unternehmungen eines solchen Dünkels zu begünstigen. Wo aber einer weise ist, da strebe er zu wirken und wirke kräftig und treu. Die der Gerechtigkeit pflegen, mögen bedenken, daß der heilige Sinn für das Recht der Völker und Staaten, der diesem ganzen Kampfe zum Grunde liegt, nur da gedeihen kann, wo das Recht der Bürger treu verwaltet wird; die auf Ordnung und Sicherheit halten sollen, mögen bedenken, daß überall in der Verwaltung ihres Geschäftes sich am glorreichsten zeigen soll jene edle und schöne Verbindung der Freiheit und des Gehorsams, deren wir uns lange schon rühmen, und durch die wir uns in Tagen der Ruhe wie in Zeiten des Krieges am meisten unterscheiden müssen von der früheren Zügellosigkeit und von der späteren Knechtschaft des Volkes, gegen welches wir streiten. Die die Gesinnungen des Volkes erheben und den Geist der Jugend bilden sollen, mögen bedenken, daß sie in ihrer stillen Wirksamkeit die Pfleger und Verwahrer der heiligsten Güter sind; daß es von der Treue in ihrem Beruf und von dem Segen, der darauf ruhet, abhangt, daß Kräfte da seien womit und daß überall etwas da sei wofür

wir kämpfen, ein Glauben, eine Hoffnung, eine Liebe. Die endlich die öffentlichen Abgaben verwalten, mögen bedenken, daß unter der dürftigen irdischen Gestalt des Geldes und der Dinge ihnen der Tribut der Anstrengungen aller edlen und geistigen Kräfte dargebracht wird, welche die Herrschaft des Menschen über die Natur begründen; daß es nicht der Überfluß, nicht das Ersparte, sondern das Abgedarbte des Volkes ist, worüber sie schalten. Mögen alle die durch Zeiten wie diese so sehr gesteigerte Wichtigkeit ihres Berufes erkennen, damit zuerst sie selbst, denen gehorcht wird, in ihrem großen Beruf der Stimme des Herrn gehorchen.

Ich rede endlich im Gegensatz derer, welche außen oder innen unmittelbar für das Vaterland tätig sind, mit denen, welchen dieses nicht vergönnt ist, und welche nicht einmal wünschen dürfen, daß die Notwendigkeit einträte, die auch sie zu den Waffen rufen würde. Wohlan, wenn es ihnen leid tut diese große Zeit ganz einer stillen Tätigkeit zu weihen, wenn sie auch gern Krieg führten: so mögen sie darauf achten, daß wir einen innern Krieg zu führen haben, der von gleicher entscheidender Wichtigkeit ist. Wenn unser wahrer Verfall in Schlechtigkeit mancher Art besteht, so fangen wir erst an uns von demselben zu erheben; viel ist noch zu vertilgen, viel zu bekämpfen. Laßt uns in diesem Kriege tapfer sein, er bedarf auch des Mutes, er hat auch seine Gefahren. Keiner erfreue sich eines ungestörten Ansehens in der Gesellschaft, der noch Mutlosigkeit oder

Gleichgültigkeit durch Wort und Tat predigt und geneigt scheint, den vorigen Zustand mit Ruhe den Kämpfen um einen bessern vorzuziehn! Keiner bleibe unbeobachtet und unentlarvt, welcher meint, je mehr aller Augen nach außen gewendet wären, um desto sicherer und verborgener könne er einer jetzt mehr als je frevelhaften und verräterischen Selbstsucht fröhnen. Keiner bleibe ungezüchtigt, der etwa in dem törichten Wahn, für den Fall eines unglücklichen Ausganges sich selbst ein leidlicheres Schicksal zu bereiten, irgend die kräftigen Maßregeln hemmen oder sich von ihnen ausschließen wollte, die unumgänglich notwendig sind, um einen glücklichen Ausgang herbeizuführen. Ja, sollte sich Engherzigkeit und Verworfenheit dieser Art gar im großen oder kleinen in die Verwaltung einschleichen wollen: dann laßt uns, weil die Gefahr doppelt ist, auch doppelt ankämpfen und nicht ruhen, bis wir siegen. So werden auch wir das unsrige zu bestehen haben, wir werden denselbigen Krieg führen wie jene, nur auf andere Art; und wenn diejenigen, die hinter zweideutigen Truppen aufgestellt sind, um die zu schrecken, welche unzeitig weichen wollten, doch auch ohne gefochten zu haben einen Teil des Sieges sich zuschreiben können: so werden auch wir dasselbe dürfen.

Dies, m. Fr., sind die Aufforderungen, welche die gegenwärtige Zeit an uns macht. So stehe jeder auf seinem Posten und weiche nicht! So halte sich jeder frisch und grün im Gefühl der großen, heiligen Kräfte, die ihn

beleben! So vertraue jeder Gott und rufe ihn an, wie wir es jetzt gemeinschaftlich tun wollen.

Barmherziger Gott und Herr! Du hast Großes an uns getan, daß Du unser Vaterland berufst um ein freies und würdiges Dasein, in welchem wir Dein Werk fördern könnten, zu kämpfen. Verleihe nun weiter Heil und Gnade. Der Sieg kommt von Dir, und wir wissen wohl, daß wir nicht immer wissen was wir tun, wenn wir von Dir bitten was uns gut dünkt. Aber mit größerem Vertrauen als je, ja mit einem starken Glauben flehen wir von Dir Heil und Segen für die Waffen unsers Königs und seiner Bundesgenossen, weil uns fast Dein Reich in Gefahr zu schweben scheint und die edelsten Gaben, die uns vergangene Jahrhunderte erworben haben, wenn diese Anstrengungen vergeblich wären. Schütze unseres Königs teures Haupt und alle Prinzen seines Hauses, die beim Heer gegenwärtig sind. Verleihe Weisheit und Kraft den Heerführern, Mut den Kriegern, treue Ausdauer allen! Und wie Du auch das Glück des Krieges magst wechseln und sich wenden lassen, daß uns nur seine Segnungen nicht entgehen! Daß jeder geläutert werde und gefördert am inwendigen Menschen! Daß jeder, wie viel oder wenig es sei, tue was er kann! Daß wir alle gestärkt werden in der Zuversicht zu Dir und in dem Gehorsam gegen Deinen Willen, der bis in den Tod geht, wie der Gehorsam Deines Sohnes. Amen.

••

An seine Frau.*

31. Mai 1813.

Es wird mir alles so trübe, daß ich es Dir nicht beschreiben kann, und auch für die große Sache wird mir

*) Schleiermacher hatte seine Frau der Kriegsunruhen halber von Berlin nach Schlesien geschickt.

bange. Dieses ewige Zurückgehn schwächt notwendig den Mut und verwirrt alles. Von Österreich ist alles still und also darauf gar nicht zu rechnen. Der Kronprinz von Schweden zögert auch, sagt man, weil er nicht findet, was Rußland und Preußen ihm versprochen haben. Und das Volk? Mein Gott, ist auf das zu rechnen? Wie viele gibt es, die ein Gefühl vom Vaterlande haben? Es kann sein, daß Hamburg in diesen Tagen fällt. — O Gott, mein Herz, kann der Einzelne für sich etwas besseres hoffen, als einen edlen Untergang? — Du süßes Weib, das ich in mein Schicksal verflochten habe, hätte ich Dich wenigstens an der Hand, schaute ich Dir ins Auge, wärmten und stärkten wir unsre Herzen aneinander!

1. Juni 1813.

Die Nacht brachte ich — ich weiß nicht weshalb, da das sonst nicht meine Art ist — großenteils schlaflos zu, halb in Dumpfheit und Verdruß, halb in brünstigem Gebet für das Vaterland und für Dich.

8. Juni 1813.

Aus den Wolken sind wir hier alle gefallen über die Nachricht von dem Waffenstillstand; noch weiß man zu wenig näheres davon, um darüber zu urteilen, und ich will mich nicht zu denen gesellen, die voreilig schimpfen. Gefährlich ist die Sache freilich, aber ich will mich der Besorgnis noch nicht überlassen, daß dies zu einem schlechten Frieden führen wird. Dazu aber soll es mit

Gottes Hilfe führen, daß wir wieder zusammenkommen, und ich bin außer mir vor Freude, wenn ich daran denke.

Nie, nie, liebste Jette, trennen wir uns wieder so, und, wenn auch, wie ich hoffe, der Krieg sich erneuert und, wie ich noch mehr hoffe, die Einrichtung des Landsturms als ein ewiges Gesetz stehen bleibt — nicht eher, bis die wahre höchste Not da ist, schicke ich Dich von mir.

••

An Friedrich Schlegel.

12. Juni 1813.

Du forderst mir kurz und gut mein politisches Glaubensbekenntnis ab, lieber Freund. Ich kann Dir das Allgemeine davon in wenig Worten mitteilen, nur fürchte ich, Du wirst wenig eigentümliches darin finden, vielleicht auch manches was Dir nicht behagt. Ich bin gar nicht so ganz dagegen, daß es Sachsen und Brandenburger, Österreicher und Bayern geben soll. Die Stammesverschiedenheiten sowohl als die Spuren der alten einzelnen politischen Konkreszenzen, die freilich mit jenen nicht immer genau zusammenfallen, sind den Deutschen zu stark aufgedrückt, als daß man sie sollte vernichten wollen dürfen. Nur sollen sie nicht über die größere Nationaleinheit dominieren, und das Volk ihnen zu liebe nicht wieder in eine lose πολυκοιρανίη geraten und an den Rand des Abgrundes kommen. Darum ist nach der Befreiung mein höchster Wunsch auf ein wahres deutsches Kaisertum, kräftig und nach außen hin

allein das ganze deutsche Volk und Land repräsentierend, das aber wieder nach innen den einzelnen Ländern und ihren Fürsten recht viele Freiheiten läßt, sich nach ihren Eigentümlichkeiten auszubilden und zu regieren. Aber jenes ist nur möglich, wenn kein dem Kaisertum zugehöriger Fürst Länder hat, die demselben nicht angehören, und dieses ist nur möglich, wenn in die inneren (nicht militärischen und diplomatischen) Angelegenheiten der einzelnen Staaten der Kaiser sich ja nicht mischt, und hiefür kann es außer einer sehr weise eingerichteten Militärverfassung keine andre Garantie geben als die Unmöglichkeit eigennütziger Familien-Absichten und Rücksichten, und der gänzliche Mangel aller despotischen Neigung auf dem Kaiserthron. Da liegen nun die ungeheuren Schwierigkeiten, und ich fürchte, daß jener Wunsch bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht unmittelbar zu erreichen ist. Sobald von einem Kaisertum die Rede ist, kann wohl niemand anders als an Österreich denken. Ob dieses aber eine solche Garantie in sich hat, ob es sich wohl bei der so scharfen Trennung der Norddeutschen und Süddeutschen, der Katholiken und Protestanten, ein so allgemeines Vertrauen erwerben würde, weiß ich nicht. Ob Preußen den Anfang damit würde machen wollen, auch Schlesien und Preußen dem deutschen Reich einzuverleiben und sich mit seiner ganzen Macht in die Stellung eines deutschen Reichsfürsten hineinzubegeben, ob Österreich liberal genug wäre um ein solches Kaisertum zu gründen wie wir es in der

gegenwärtigen Zeit brauchen, das alles weiß ich nicht, und kann es nach meiner beschränkten Kenntnis nur bezweifeln. Ob also nicht, wenn der Kampf mit vereinten Kräften (denn wir hoffen immer noch auf Österreich wie man sagt) und dann gewiß glücklich fortgesetzt wird, irgend eine andre auf jeden Fall interimistische Gestalt von Deutschland das Resultat sein wird, und wie diese aussehen wird und woher uns kommen, darüber begebe ich mich nicht ins prophezeien. Vom Kriegführen verstehe ich wenig, aber diesen Waffenstillstand halte ich für einen ungeheuren Verlust mehr als eine verlorne Schlacht, wodurch der böse Feind sie wieder recht überlistet. Mir gereicht es zur großen Beruhigung, daß gewiß die Annahme desselben von Preußen nicht ausgegangen ist. Nur Österreichs Beitritt kann nun die Sache noch retten; und wenn die Verhältnisse mit Alliierten, mit England und Schweden dadurch getrübt werden, so bleibt es noch schlimm genug. Viel Lehrgeld werden wir noch geben müssen, und viel Köpfe werden noch von ihrer Stelle müssen weggeschüttelt werden, ehe die rechten an die rechte Stelle kommen.

••

Der Artikel im „Preußischen Korrespondenten" vom 14. Juli 1813 und die politische Zensur.

Als Redakteur des „Preußischen Korrespondenten" veröffentlichte Schleiermacher über den Prager Friedenskongreß den nachfolgenden Artikel, dessen Tendenzen die Befürchtungen und Gedanken der besten Vaterlandsfreunde wie-

dergaben. Die Regierung war darüber empört. Eine Kabinettsordre entsetzte den Zensor, der die Auslassungen hatte passieren lassen, seines Amts und befahl, Schleiermacher „seine Dienstentlassung anzukündigen und ihm anzudeuten, binnen 48 Stunden Berlin zu verlassen und sich über Schwedisch-Pommern ins Ausland zu begeben." Inwieweit diese Drohung ausgeführt wurde, ist aus den abgedruckten Briefen und der Rechtfertigung Schleiermachers ersichtlich. Übrigens erhielt Schleiermacher, datiert Leipzig, 22. Oktober 1813 (!!), einen neuen Verweis, er habe sich dem Zensor zu fügen. Das war der Lohn für seine Königstreue. Die Erregung über diese Erlebnisse zitterte noch lange in ihm nach, so in einem Brief an Reimer vom 14. November 1813: „Ich kann mir nicht ableugnen, daß ich in diesem Jahre wenigstens zehn Jahre älter geworden bin. Es sind mir auch wieder neue Schikanen gemacht worden vom Staatskanzler, so daß ich nun fest entschlossen bin, sobald sich nur ein leidliches anderes Unterkommen darbietet, zu gehen, auch schon hie und da Einleitungen dazu gemacht habe."

a) Der Artikel.

Privatbriefe erneuern die Gerüchte von einem in Prag zu haltenden Friedenskongreß, der schon am 12. ds. soll zusammengetreten sein. Verbürgen wollen wir sie nicht, zumal uns Namen russischer, englischer und französischer Bevollmächtigter noch nicht genannt worden, sondern nur österreichischer und preußischer, geehrte Namen, die wir noch nicht weiter ausbringen wollen. Diese Gerüchte wollen einige unter uns mit übermäßiger Freude erfüllen, und andere mit tiefer Betrübnis. Die Besten unter den ersten — und mit andern aus dieser Klasse als den Besten möchten wir gar nicht reden — sind unsre

kurzatmigen Mitbürger, welche, nachdem sie einen recht guten Ansatz genommen, und die kleine Strecke bis hierher recht wacker mit den Stärkeren gleichen Schritt gehalten, nun von ihrer schwächeren Natur genötigt gern Erlaubnis haben möchten still zu stehen, um sich von ihrer Erschöpfung zu erholen. Wenn sie sich nur ihrer Freude nicht zu früh überlassen, daß ihnen hernach der Schreck, wenn sie wieder fort müssen, die Luft nicht noch mehr versetzt als sie ihnen jetzt fehlt. — Die Besten unter den andern sind die nach außen und innen hellsehenden, welche glauben, daß bei den bisherigen Resultaten des Krieges noch kein Friede zu erwarten ist, der Sicherheit gegen einen baldigen neuen Krieg gäbe, und daß, wenn ein solcher auch zwischen den einzelnen Mächten geschlossen werden könnte, dennoch Deutschland im allgemeinen und unser Staat insbesondre, um zu einem würdigen Zustande, aus dem sich nahes Heil und Wohlergehen entwickeln kann, zu gelangen, dieser noch einer ungeheuren Kraftentwickelung bedarf, wie sie nur unter kriegerischen Anstrengungen möglich ist, und jenes großer entscheidender Ereignisse, wie nur der Krieg sie bringen kann, welche den Grund zu einer künftigen Form legen müssen, den man Mühe haben würde im Frieden zu finden. Denn was sich Deutschland von einer Verfassung versprechen kann, welche durch die Willkür sich durchkreuzender diplomatischer Verhandlungen begründet wäre, das wissen wir seit

dem westfälischen Frieden, der Deutschland zerstörte, indem er es neu zu bilden glaubte. Diese mögen sich damit beruhigen, daß ihre Ansicht nun nicht mehr das Anteil Weniger ist, sondern sich allgemein verbreitet, und daß sie gewiß auch bei den Friedensunterhandlungen eine Stimme hat. Sollte also dem ohnerachtet ein Friede geschlossen werden, den man noch nicht als den wahren Anfang einer neuen Ordnung der Dinge ansehen kann: so wollen wir ihnen im voraus vorschlagen, ihn nur nach den Prinzipien eines Waffenstillstandes zu beurteilen, gegen den man ja auch nicht unbedingt kann eingenommen sein, sondern bei dem alles darauf ankommt, ob er zur rechten Zeit und auf die rechte Art geschlossen wird, und ob man die Vorteile, die er gewährt, gehörig benutzt.

b) An Professor Rühs.

23. Juli 1813.

Ich selbst habe wegen eines Artikels in Nr. 60 eine ordentliche Verfolgung ausgestanden, und bin eben im Abfassen einer Verteidigung begriffen. Die Geschichte macht ungeheures Aufsehn, ich schüttle sie aber ab, weil sie zu abgeschmackt ist, um sich darüber zu ärgern.

c) An Georg Reimer.

24. Juli 1813.

Dies hängt gewiß mit der Verfolgung zusammen, die ich über den bekannten Artikel in Nr. 60 erfahren habe, und diese wieder mit der Aufhebung des Landsturms und Bärensprungs Transportation nach Pillau. Das

ist alles aus einem Stück, und sie nennen es einen entscheidenden Sieg über die Steinsche Partei. Das sind so die ersten Früchte von Scharnhorsts Tod, doch laß nur gut sein; die gute Sache wird doch siegen. Meine Geschichte hat mir nur Spaß gemacht; sie ist zu abgeschmackt, als daß sie mich auch nur im mindesten hätte ärgern können. Schuckmann, der durch eine Kabinettsordre den Auftrag erhalten hatte, mir einen derben Verweis zu geben und für den Wiederholungsfall mit der Kassation zu drohen, fing ganz wild und böse an mich sogar des Hochverrats zu beschuldigen, endigte aber mit der wiederholten Versicherung, er halte mich für einen Mann, der es aufs rechtschaffenste mit dem Vaterland meine, und mit einem ganz gelassenen Gespräch, wie weit eigentlich bei Zeitungen die Preßfreiheit gehen solle.

---

d) Die Rechtfertigung Schleiermachers.

Ich habe nie den Ehrgeiz gehabt Sr. Majestät persönliche Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, wohl aber ist mein beständiges Bestreben gewesen, daß wenn je des Königs Auge auf mich fiele, es nur beifällig geschehen könne. Wie kränkend hat es mir sein müssen durch ein Mißverständnis, wozu meinerseits höchstens die vielleicht zu gedrängte Schreibart Veranlassung gegeben hat, durch etwas in Vergleich mit den treuen Bestrebungen meines ganzen Lebens sowohl in sich als auch in seinen möglichen Folgen höchst Unbedeutendes, eine solche von

Sr. Majestät unmittelbar ausgehende Ahndung zu erfahren. Wie viel kränkender noch, daß sie nicht nur den unglückseligen Zeitungsartikel betrifft, sondern sich auch viel weiter verbreitet; denn auch allgemeine Anschuldigungen eines verdächtigen, mißfällig bemerkten Treibens in meinem Leben waren in der Vorhaltung begriffen, welche mir auf Sr. Majestät Befehl gemacht worden ist. Mein gutes Gewissen freilich beruhigt mich völlig; es zeigt mir keine Richtung, die meinem allergnädigsten König mißfällig sein konnte. Mein seit mehreren Jahren vierfacher Beruf als Prediger, Universitätslehrer, Departementsmitglied und Akademiker füllt meine Zeit so ganz aus, daß mir nicht vergönnt ist, außer meinem Beruf noch etwas anderes zu treiben. Was ich in früherer Zeit, ehe ich amtlich so sehr beschäftigt war, außerdem getan habe, das liegt in meinen literarischen Arbeiten zu Tage; damals ließen mir diese keine Zeit zu einem fremdartigen Treiben, wie ich mir eines solchen auch nicht bewußt bin. Nach welchen Richtungen ich aber in meinen verschiedenen Berufsverhältnissen (in deren keines ich mich gedrängt habe) wirke: darüber kann ich mich auf meine Vorgesetzten, meine Kollegen, meine Gemeine, meine Schüler berufen. Ein nicht unbedeutender Teil des gebildeten Publikums, von den erhabenen Personen des königlichen Hauses ab, besucht teils häufig, teils regelmäßig meine religiösen Vorträge; mögen diese bezeugen, ob darin jemals eine Richtung gewesen, die mir gerechten Tadel zuziehen könnte.

Meine Schüler lehren teils selbst schon von der Kanzel und dem Katheder, teils stehen sie unter der Fahne des Königs: man befrage sie, oder man beurteile mich aus ihren Werken und ihrem Geist. . . .

••

An Graf Alexander zu Dohna.

7. Januar 1814.

Ich vermisse überall das recht klare Hineinschauen in den Geist und die Forderungen der Zeit, das geschichtlich schöpferische Talent; ich sehe überall, daß man die Zukunft verdirbt dem Moment zu Gefallen, und die ungeheuerste Verschwendung treibt mit Menschenkräften und Menschenleben wie mit dem Eigentum. Doch an den letzten Punkt und an die ganze innere Administration will ich lieber gar nicht denken. . . . Dann wollte ich auch über meine eignen höchst verdrießlichen Angelegenheiten weder reden noch auch wenn ich an Sie schreibe davon schweigen. Wahrscheinlich haben Sie doch davon gehört, und ich sage Ihnen nichts darüber, wenn Sie mich nicht besonders dazu auffordern. Nur so viel: es hat mir eine solche Stimmung zurückgelassen, daß mich nach nichts sehnlicher verlangt als nach irgend einem ruhigen Unterkommen außerhalb des preußischen Staates.

••

An Charlotte v. Kathen.

4. April 1815.

Gott, was für Blut wird nun wieder vergossen werden, lediglich aus Schuld unverständiger Großmut, und wie

lange haben wir nun gewiß auf keinen Frieden zu rechnen! Doch es ist gar zu offenbar Gottes Finger in dieser Geschichte, als daß man zweifeln dürfte, es werde sich daraus, wenngleich durch schwere Prüfungen, alles Schöne entwickeln, worauf wir bis jetzt vergeblich gehofft hatten. Die halbe Arbeit des vorigen Krieges, nach außen sowohl als nach innen, muß erst ganz gemacht werden, und wenn das jetzt schon geschehen sollte, so konnte es wohl durch keine andere Veranlassung kommen, wie denn auch vielen auf keine andere Weise die Verworfenheit der Franzosen deutlich werden konnte, als durch das, was jetzt geschehen ist.

IV. Der innere Ausbau.

Predigt in Berlin am 22. Oktober 1815.

Schleiermacher hatte, wie seine Briefe zeigen, böse Tage. Seine Entlassung aus dem Kultdepartement und die Fehde mit Geheimerat Schmalz stärkte das Mißtrauen der konservativ Gerichteten. Die Reaktion streckte ihre Arme nach ihm aus. Um so größer steht seine hochgemute Antwort da, diese von Vertrauen getragene Predigt über das heilige Band zwischen Volk und Herrscher. Den Anlaß dazu bot das Friedensfest und der vierhundertjährige Gedächtnistag der Hohenzollernherrschaft in der Mark.

Ein Fest des Friedens zu feiern, danach sehnen wir uns alle, schon seitdem dieser unerwartet erneuerte blutige Krieg zum andernmal siegreich beendet ist, der mit den früheren Jahren des Unglücks und der Unsicherheit einen Zeitraum bildet, welchen wir, wenn er gleich nie aus unserm und unserer Nachkommen Gedächtnis verschwinden darf, doch gern einmal abschließen möchten, um ihn als etwas Vergangenes hinter uns stellend uns dem neu und schöner beginnenden friedlichen Leben gemeinsam zu widmen.

Ein Fest des Friedens sehnten wir uns zum Eintritt in diese neue Zeit zu begehen, an dem wir mit vollen, frommen Zügen die Freude über die herrlichen Taten

unseres Volkes und das wohlerworbene Vertrauen auf die Zukunft stärkend und erbaulich genössen. Ehe uns aber noch dieser Wunsch gewährt wird, da das große Werk nur langsam reift, erscheint uns der heutige Tag durch eine zwiefache Feier ausgezeichnet. Die eine ein allgemeines Fest unseres gesamten deutschen Volkes, das frische Andenken an die blutigen und verhängnisschweren, aber auch entscheidenden und ruhmvollen Tage von Leipzig, an jene Kette von Schlachten, welche zuerst dem Kampf, wo alles was dem Menschen teuer ist zum letztenmal, wie es schien, auf dem Spiele stand, die entscheidende Wendung gab, durch welche nicht nur diejenigen Staaten Deutschlands sich gesichert fühlten, welche so glücklich gewesen waren, kühn vorangehn zu dürfen, sondern auch die andern entledigt wurden und ihrer Kräfte mächtig, so daß nicht länger zweifelhaft bleiben konnte, ob Deutschland ein Land der Dienstbarkeit sein werde oder der Selbständigkeit. Die andere Feier dieses Tages ist eine besondere schon altertümliche für das ganze Reich unseres Königs. Denn wie sollten nicht auch alle dem Szepter seines Hauses später unterworfene Provinzen den herzlichsten Anteil nehmen an dem zum viertenmal sich wiederholenden hundertjährigen Gedächtnis des Tages, an welchem der erste Hohenzoller als Beherrscher dieser brandenburgischen Mark die Gelübde der Treue von den Eingesessenen empfing.

Willkommen vereinigen sich uns heute diese beiden hochwichtigen Begebenheiten zu einem Feste. Denn

fragen wir uns, was uns am tiefsten und heftigsten bewegte in den traurigen Zeiten, die diesem blutigen Kriege vorangingen? Es war die Besorgnis, daß die freie Herrschermacht unseres Königs noch mehr möchte gebeugt werden unter fremde Gewalt, oder daß diese frevelnde Gewalt, welche schon so vieles gewagt hatte, zuletzt auch noch ihre zerstörende Hand legen möchte an das geheiligte Band zwischen diesen Ländern und ihren angestammten Beherrschern. Und fragen wir uns weiter, was hat wohl jetzt möglich gemacht, daß unser preußischer Staat, ungünstig gelegen, aus verschiedenartigen Teilen zusammengesetzt, durch lange Leiden entkräftet, dennoch so vieles hat beitragen können zur Befreiung Deutschlands, zur Sicherung Europas? Wir werden alle zuerst darauf zurückkommen, es war der mächtige Einfluß jener das innerste Leben durchdringenden Liebe und Ergebenheit, womit alle Provinzen des Staates und alle Stände aller Provinzen dem König und seinem erhabenen Hause zugetan sind, das geistigste Werk der Jahrhunderte, das sich still für diese großen entscheidenden Wirkungen gesammelt hielt. — Und auch zu einem frommen Feste vereinigt sich beiderlei Angedenken. Denn frommer, sich hingebender Mut war es, der an jenen blutigen Tagen das Vaterland rettete, und fromme Treue hat Jahrhunderte hindurch das Band zwischen unsern Fürsten und ihren Völkern fester geknüpft und geheiliget. Beides also will auch fromm gefeiert sein, nicht nur still im einsamen Nachdenken und im engern Kreise, nicht

nur in lauter überströmender Freude, sondern zuerst wollen wir im Hause des Herrn in gemeinsamer Andacht dies zwiefache Fest begehen, für beides unsern Dank und unsere Gelübde vor Gott zusammenführend. Laßt uns dazu den Herrn um seinen Segen anrufen im Gebet des Erlösers.

Text: 1. Könige 8, 56–58. Gelobet sei der Herr, der seinem Volk Ruhe gegeben hat! Der Herr unser Gott sei mit uns, wie er gewesen ist mit unsern Vätern! Er verlasse uns nicht und ziehe die Hand nicht ab von uns, zu neigen unser Herz zu ihm, daß wir wandeln in allen seinen Wegen und halten seine Gebote.

Diese Worte werden uns darauf führen, *wofür wir heute Gott danken* und *was für Wünsche und Gelübde wir vor ihn bringen* sollen. . . .

Wenn wir uns an diesem feierlichen Tage hier vor Gott das Wort geben, das *Band der Liebe* und des Gehorsams, das uns mit unserem Herrscherhause vereint, unter allen Umständen unverbrüchlich *festzuhalten* und zu dessen *Veredelung* aus allen unsern Kräften beizutragen: so wird schon von selbst niemand glauben, das erste sei so gemeint, als wollten wir uns gegenseitig warnen, nicht etwa auch in den Frevel der Empörung zu geraten. . . . Also dieses meine ich nicht: aber ich meine, daß wir uns dieses heiligen Bandes immer sollen recht freudig bewußt sein, und, um in solche Mißver-

ständnisse nicht zu geraten, uns, wo wir auseinander gegangen sind, immer wieder unter diesem Panier vereinigen. Denn es kann nicht anders sein in einem so großen Staat, bei so vielseitigem Verkehr mit andern Völkern und so mannigfaltiger vor uns liegender Geschichte anderer Staaten, wo durch seinen Standpunkt und seine Kenntnis jeder, auch der am wenigsten Selbstsüchtige, etwas bestochen wird, muß sich eine große Menge verschiedener Meinungen über das, was dem gemeinen Wohl förderlich ist, erzeugen. Daß jeder die seinige äußere, um seiner Einsicht Raum zu verschaffen, dieser Freiheit verdanken wir zu viel, als daß irgend jemand sogar seinen Gegnern sie sollte beschränken wollen. Aber diese Meinungen reiben sich, und je wichtiger jedem die Sache ist, um desto leichter entsteht Streit. Wohl denn, mein Bruder! Wenn in diesem Streit sich in dir eine Gemütsbewegung entwickelt, die du nicht mehr als Liebe fühlst, und die also auch nicht mehr geschickt ist die Wahrheit ans Licht zu bringen, die nur in Liebe gefördert wird; wenn du in Versuchung kommst, deinen Mitbürger seiner entgegengesetzten Meinungen wegen böser Absichten zu beschuldigen: dann rühre ja die Bitterkeit nicht in dir auf, sondern frage dich in deines Gegners Seele, ob er wohl sollte etwas anderes begehren, als daß es der König sei, der das Beste gebiete und ausführe? Etwas anderes, als daß dessen Herrschaft herrlich sei und preiswürdig und daß Volk und König einander gegenseitig immer mehr verherrlichen mögen?

Und wenn du ihm das gewiß nicht zutrauen wirst, er wäre denn einer, mit dem schon nicht würdig wäre zu reden: so hast du ja mit ihm eine Übereinstimmung, die größer ist als eure Verschiedenheit; so steht ihr ja beide auf demselben Boden einer gemeinsamen Liebe und Treue und könnt auch im Streit euch nur lieben und wohlwollen. Seht, das nenne ich dieses heilige Band fest im Sinne halten.

Das letzte endlich aus den Worten unseres Textes war der Wunsch, daß der Herr unsere Herzen möge zu ihm neigen, zu wandeln auf seinen Wegen und zu halten seine Sitten und Gebote. Zu diesem Wunsch, wie zu dem Gelübde seinem Zuge zu folgen, bedürfen wir, m. Fr., freilich keine äußere Veranlassung. Was anderes als dieses erfüllt uns, so oft wir uns im Hause des Herrn versammeln; was anderes als dieses ist der Inhalt aller unserer Gebete und Gesänge und aller Worte der Ermahnung, die hier gehört werden? Aber wer fühlt nicht diesen reinsten aller Triebe des menschlichen Herzens mit einem besonders schauerlichen Ernst bei der Erinnerung an jene blutigen Tage, an die Tausende, die den Tod für das Wohl des Volkes gestorben sind, an die Aufopferung und den Mut aller Streiter, deren nur ein Volk, das auf den Wegen des Herrn wandelt, würdig ist sich zu rühmen, an den Kampf, dessen höchster und heiligster Gegenstand war deutsche Treue und Weisheit und Frömmigkeit zu erretten aus den Gefahren, womit fremde Gewalt auf der einen, einschmeichelndes

Verderben auf der andern Seite sie bedrohten. Was können wir jenen Gefallenen und Verstümmelten, sowie den glücklicher Wiedergekehrten Lieberes darbringen als das Gelübde, die heiligen Güter in uns zu pflegen, die ihnen am meisten am Herzen liegen. Und wenn wir Gott für alle Wohlfahrt danken, die seine Güte über uns verbreitet hat im treuen ungestörten Verein mit unserem Herrscherhause: so mögen wir wohl dieses besonders bedenken, wie sehr diese Wohlfahrt, diese Ruhe im Großen immer abgehangen hat vom treuen rechtschaffenen Gehorsam gegen das göttliche Gesetz, und wie laut und überzeugend zumal die gegenwärtige Zeit uns lehrt, daß die Erhaltung derselben vorzüglich abhange von der fest begründeten, ungeteilten Herrschaft frommer Gesinnung. Tiefer als sonst müssen wir es empfinden, wie die überhandnehmende Sünde alle menschlichen Bande löset und die heiligsten am meisten, weil diese am wenigsten sich dem Dienste sinnlicher Lüste und wilder Leidenschaften hingeben; und wie auch der menschliche Verstand, wenn er von der Scheu vor dem Heiligen verlassen in der Irre geht, nur verführerische Klügeleien ausbrütet! Ernster und dringender muß unser Wunsch sein und unser Gelübde, da auch unser Volk, wiewohl noch gnädig behütet vor größerem Verderben, eine Zeit gehabt hat, wo zu viele diesen Weg gewandelt sind, als daß das gemeine Wohl nicht sollte darunter gelitten haben, eine Zeit, deren Spuren noch nicht ganz ausgetilgt sind. Sehen wir dagegen weiter zurück auf die

Geschichten unserer Fürsten und ihrer Länder, was hat wohl am meisten diesen unerschütterlichen Bund der Liebe und Treue zwischen Fürst und Volk in der Stille befestigt, als die gleiche Lebendigkeit und der gleiche Gang der frommen Gesinnung und Denkart in beiden, und die Einwirkung des einen Teils auf den andern in dieser größten menschlichen Angelegenheit. Wie übereinstimmend und gleichen Schrittes wendeten sich Volk und Fürst auf die Seite des neuen Lichtes zur Zeit jener großen Verbesserung in der Kirche! Wie hat seitdem immer jede neue Ansicht von den göttlichen Dingen nirgends mehr Aufmerksamkeit und Teilnahme gefunden als unter uns! Wie freudig hat immer das Volk alle Veranstaltungen der Herrscher aufgenommen, die auf gründlicheres Verständnis, auf reinere, freiere Wirksamkeit unseres christlichen Glaubens abzweckten! Mit welcher heiligen Scheu haben unsere Fürsten stets, ohne ihre eigene Meinung aufzudringen, das Gewissen walten lassen und den mit den heiligen Gegenständen beschäftigten Verstand, mit einer Scheu, die kaum ein oder das andere Mal durch das gereizte Gefühl von bedenklichem Mißbrauch überwunden ward! Wie haben sie immer prüfend zu Herzen genommen, was ungestörte Forschung, was freier Trieb im Volke erweckt hatte! Und welcher ausgezeichneten Teilnahme unseres Königs erfreuen sich nicht jetzt besonders die Angelegenheiten unseres Glaubens und unserer Kirche!

An den Herrn Geheimerat Schmalz.

November 1815.

Der Berliner Universitätsprofessor Schmalz hatte in einer Schrift vor den geheimen Gesellschaften als den „Brutstätten demagogischer Umtriebe" gewarnt und dabei auf die hochverräterische (!) Teilnahme Schleiermachers an patriotischen Komitees (s. S. 176) hingewiesen. Die Folge war, daß der Staat noch schärfer darauf ausging, jede freie Bewegung auf den Universitäten zu unterdrücken. Mit welch rücksichtsloser Wahrhaftigkeit und trotziger Leidenschaft nun Schleiermacher gegen ihn und die politische Reaktion zu Felde zog, zeigt u. a. ein Brief Gneisenaus, in dem er Schleiermacher dankt für den Genuß, den ihm dessen Gegenschrift bereitet habe: „Jeden Geißelhieb, ich hörte ihn mit höchstem Vergnügen klatschen." Zum Dank erhielt Schmalz eine Ordensauszeichnung vom König von Preußen und von Württemberg.

Ich hätte nicht geglaubt, daß dieser alberne sinnlose Wahn, der anderwärts in Deutschland sich finden soll, wo die Leute, wenn ein ehrlicher Preuße eingewandert kommt, neugierig fragen, ob denn die Revolution nicht bald ausbrechen werde, ich hätte nicht geglaubt, daß dieser hier bei uns vor- oder nachgesprochen würde. . . . Es ist allemal eine Schwäche einer Regierung, wenn sie Aufruhr fürchtet und glaubt den leisen Spuren desselben aufpassen zu müssen. Diese Schwäche kann die Folge sein von bösem Gewissen; das hat Gott sei Dank unsere Regierung nicht. Sie kann aber auch nach andern großen Krankheiten oder Unglücksfällen des Staates zurückgeblieben sein. Aber auch das ist nicht denkbar

bei uns, deren äußere Unfälle alle geheilt sind durch die herrliche innere Kraft der Natur, durch das Vertrauen, wovon in jedem kritischen Zeitpunkt am meisten König und Volk gegen einander erfüllt waren. . . .

Mag man denken über Deutschlands Bestimmung wie man will, wissen kann doch niemand wie es in hundert oder zweihundert Jahren aussieht, und was die geschichtliche Entwicklung, die bisweilen Riesenschritte macht, herbeibringen wird. Ein Volk übrigens sind wir Deutschen schon lange gewesen, wenigstens seitdem es eine hochdeutsche Sprache gibt als Träger einer gemeinsamen Bildung, nur ein Staat sind wir nicht gewesen, und Sie scheinen diese beiden Begriffe auf eine ganz wunderliche Weise zu verwechseln. Mag man aber darüber denken wie man will, keiner wird doch das leugnen wollen, daß die deutschen Staaten fest zusammenhalten müssen, damit das Verschlingungssystem von Westen her sich nicht wieder erneuere. Preußen nun ist der größte Staat im nördlichen Deutschland, an den die kleinen sich halten und dem sie vertrauen müssen. Wir haben uns gefreut, daß durch den letzten Krieg ein so bedeutender Fortschritt in dieser großen Angelegenheit geschehen ist, daß Preußen Veranlassung gehabt hat zu zeigen wie es jedes gemeinsame Interesse wahrnimmt, das Wohl der kleinern Staaten im Auge hat und mit seinen großen Kräften mehr will als sich selbst schützen und versorgen. Und dieses keimende Vertrauen, die teuer, aber nach unserm Gefühl nie zu teuer erkaufte Frucht so großer und

schöner Taten, soll vernichtet werden durch einige trübselige Schreier, welche einen unsinnigen Eifer anwenden, um Preußen darzustellen wie einen Vulkan, der jeden Augenblick anfangen kann zu toben, und aus dessen Nähe man sich entfernen muß? . . . Ein kühner Entschluß, gefaßt mitten in der Bedrängnis und in der Schmach, die wir fühlten, endlich auch an den großen Zug des Zerstörers als seine treuen Bundesgenossen gefesselt zu sein, schmilzt wie ein großer elektrischer Schlag König und Volk zusammen, von einem Sinn und Geist, von einem Verlangen zu einer Tat durchdrungen, sind auf einmal vergessen die früheren vergeblichen Seufzer und Wünsche, alle kleine Zerspaltungen, die entstehen wollten aus abratender Bedenklichkeit hier, aus gewaltsamem Voraneilen dort, verschwinden, und in heiligem Vertrauen stehn König und Volk fest ineinander geschlungen da. Der König erklärt seine und seines Volkes Sache für eins und unzertrennlich; und wer hat es nicht gefühlt, das sei nicht gewesen flüchtige Aufregung eines Augenblicks, deren man sich halb schämt, wenn Ruhe und Besonnenheit zurückkehren, sondern es stand fest für immer, das fühlten wir alle. Und aus der Ferne, nach seinem glänzenden Triumphzuge in jene unselige Stadt, die mit den schauderhaftesten Andenken mahnen muß an die Hölle auf Erden, an die Hölle im Herzen, die aus Zwietracht zwischen König und Volk hervorgeht, von da begrüßt der König mit königlichen und erhebenden Worten, voll desselben Gefühls einer unzertrennlichen

Einigkeit und Liebe, die alten und die neuen Untertanen. Er kehrt zurück, wie lang entbehrt, wie herzlich ersehnt; und das erste was ihm entgegenkommt, soll nun sein jenes Argwohn erregende Natterngezisch, und mit höllischer Kunst soll ein dämpfender, verdunkelnder Flor gebreitet werden über die allgemeine Freude? Und statt der herzlichen im Gefühl großer Taten und einer großen Zeit innigen Freudigkeit, womit er das große Werk anheben wollte, alle Teile seines Reiches inniger zu verschmelzen, unbeschadet ihrer Eigentümlichkeit sie mit einem noch kräftigeren, lebendigerem Gefühl der großen Einheit zu beglücken, und durch freieren Umlauf und leichteren Gebrauch gemeinnütziger Weisheit und Einsicht das geistige Leben des Staates zu erhöhen, statt dessen soll das teure Haupt des Königs umwölkt werden durch geheime nagende Sorge, ob seine großen und weisen Absichten nicht selbstsüchtige und zerstörungssüchtige Feinde haben in seinem Volk? . . . Wir haben in zwei Kriegen dem französischen konskribierten, korrumpierten, jakobinisierten, tyrannenknechtischen Heer ein Heer gegenübergestellt aus dem Kern des Volkes gebildet und dessen Tugend und Kraft darstellend, ein Heer, das großenteils neu und ungeübt aber wie Minerva aus Jupiters Haupt hervorsprang, die Weisheit im Haupt, den starken Speer in der Rechten schwingend und den versteinernden Schild des dem bösen Gewissen zugekehrten guten Gewissens vor der treuen Brust, ein Heer, das durch wahrhaft fromme Tapferkeit bald siegreich jenen falschen Kriegs-

ruhm hinter sich ließ, den leichtsinnige Lebensverachtung, von wollüstigem Frevel und niedriger Raubgier eingegeben, dem feindlichen Heere verschafft hatte, ein Heer, das durch Gehorsam und Zucht sich und das Volk ehrte, und das, wenn es gesiegt hatte, allen persönlichen Freuden und Früchten des Sieges heldenmütig zu entsagen wußte, und gern entsagte, um nur nicht in die verhaßten Fußstapfen des Feindes zu treten; dieses Heer kommt nun zurück, denkt sich zu freuen der vaterländischen Fluren, der heimischen Liebe und Treue, und das erste was es an der Grenze vernimmt sind diese Schimpfreden auf das Volk, mit welchem es sich innig eins fühlt, als hege es einige Unsinnige so in seinem Busen, daß es in Gefahr stehe von ihnen ins Verderben gestürzt zu werden? Diese Zerrbilder auf unser Volk, die ihm eine Ähnlichkeit mit dem verhaßten französischen gewaltsam aufdringen wollen, als trage es denselben Frevel in ebenso unverständigem Gemüt und dasselbe Gift in ebenso ausgebranntem Herzen? Und diejenigen, die in fühlloser Herzenshärtigkeit unsern Lieben einen solchen Empfang bereiten, der ihnen die Heimkehr verbittert und ihnen auch die innere stille Freude des Herzens über den von Gott verliehenen Sieg verkümmert, die sollen wir gleichgültig gewähren lassen? Nein, *da wäre Stillschweigen Verrat.* Flattern solche Unglücksraben auf und wollen mit ihrem Gekrächz das Land erfüllen und die Grenzen: so stelle man ein lustiges Schießen an; jeder, der etwas kann, lege seinen spitzesten

Pfeil auf den Bogen, suche sich seinen Vogel aus und hole ihn herunter.

Sollte nun ich diesen Beruf des guten Bürgers deshalb unerfüllt lassen, weil ich ein Geistlicher bin? Wenigstens der Ton, der scharfe spöttische Ton, die bittern harten Worte, wird man sagen, ziemen dem Geistlichen nicht. O, ich weiß, sie sagen das; sie wollen immer nur Milde und Schonung, aber keine harte Rede, und vorzüglich kein stechendes Wort vom Geistlichen, und dazu noch ich weiß nicht welches Unbekümmertsein um die Welt, als ob die Kirche, mit der er es zu tun hat, außer der Welt läge. Aber das liegt hinter mir, und niemand soll mich lehren, was dem Geistlichen ziemt. Ich finde es also sehr geistlich, diejenigen auch mit Skorpionen zu züchtigen, die in dieser Zeit solchen Unfug anrichten, Mißtrauen stiften wollen zwischen Völkern und Fürsten, und leere Angebereien, wodurch nur das Volk geschändet wird, zu den Fürstendienern hintragen, von denen manche sonst sehr achtungswerte noch aus alten Zeiten für Argwohn am meisten empfänglich sind.

••

An den Grafen Alexander zu Dohna.

27. Februar 1816.

Was soll denn werden? Soll der Staat ersticken an der immer zunehmenden Menge von Staatsdienern, die bald nichts als sich unter einander werden zu verwalten oder zu beaufsichtigen haben? Oder soll er auszehren

an der sinnlos stockenden Zirkulation auf der einen Seite und an der Verschwendung auf der andern? Oder soll er verfaulen durch die absolute Untätigkeit aller innern Organe? Diese drei Todesarten sehe ich ganz gleich möglich und gleich nahe bevorstehend, zum Leben aber keine Hoffnung! Daß man alle versprochenen Verbesserungen auf die lange Bank schiebt, ist nicht Verlegenheit wie man sie am zweckmäßigsten machen soll — denn diese würde nicht hindern, irgend einen vorläufigen Schritt zu tun, der ohne nachteilige Konsequenzen zu involvieren am leichtesten aus der Verlegenheit helfen könnte. Sondern es ist böser Wille oder wenigstens absoluter und wissentlicher, also höchst strafbarer Mangel an aller Reaktion gegen den bösen Willen. Es gibt eine Partei, die ich in ihrem schändlichen Gegensatz gegen das wahre Wohl der Nation nicht anders als die Hofpartei zu nennen weiß, weil sie dort ihren Brennpunkt hat. Zwischen dieser und dem Volk hielt sich die Regierung lange in einer Art von Neutralität. Auch das war schwach genug, allein nicht besser zu erwarten; aber nun scheint sie sich in verfluchter Apathie ganz und gar den Klauen dieser Partei hinzugeben. So lange diese Partei existiert und kein gesetzmäßiges Gegengewicht hat, kann aller Ministerwechsel nichts helfen. . . . Der dritte Stand kann nichts tun, weil er keinen gesetzlichen Vereinigungspunkt hat. Das Volk darf man nicht in Bewegung setzen, und es würde auch ein vergebliches Unternehmen sein. Es gibt niemand, der den Staat

retten kann als der echte alte höhere Adel, wenn er sich in wahrem Gemeinsinn, nicht zu Aufrechterhaltung alter Vorurteile, vereinigt, auf die bestehende Gefahr aufmerksam macht und in fester Stellung auf die Erfüllung der gegebenen Versprechungen dringt. Wäre die Preßfreiheit wirklich verliehen worden, so könnten wir auch etwas tun; nun sind wir völlig gebunden und müssen die passivsten sein, wenn wir nicht revolutionär sein wollen.

Ich kann Ihnen nicht leugnen, daß ich sehr trübe bin, und daß ich mich freuen würde, wenn ich ein Heil außer Preußen für Deutschland sehe. Allein das sehe ich auch nicht. Vielmehr scheint mir von der Erhaltung Preußens sogar die Ruhe und Freiheit des protestantischen Deutschlands abzuhängen.

••

An E. M. Arndt.

14. März 1818.

Der König soll über Görres verdrießlich sein und das würde ich glauben, wenn ich es auch nicht gehört hätte. Seine Persönlichkeit wird immer ein ungeheures Hindernis sein, die allgemeinen Angelegenheiten vorwärts zu bringen; nie wird sich der Mann in ein freiöffentliches Wesen finden lernen, und wie ihm schon die Universität hier zuviel ist, wie sollte er je eine frei redende Versammlung in seiner Nähe dulden. Ich glaube, muß es endlich einmal so weit kommen, so begibt er sich während der Sitzungen an einen seiner Lieblingsörter Paris oder Petersburg.

Neulich hat Beyme die alte Bekanntschaft wieder angeknüpft und mich zu sich geladen, und ich glaubte ein Wunder Gottes zu hören, als auch der mir sagte, er sei überzeugt, es werde keine Generation vergehen, so würden alle europäischen Regierungen Parlamente an ihrer Seite haben.

••

Predigt in Berlin am 18. Oktober 1818.

Gehalten am Gedächtnistag der Leipziger Schlacht, hat die Predigt zum Gegenstand die wahre Siegesfreude.

Text: Psalm 68, 3. 4. Wie das Wachs zerschmilzet am Feuer, so müssen umkommen die Gottlosen vor Gott. Die Gerechten aber müssen sich freuen und fröhlich sein vor Gott und sich freuen von Herzen.

Je mehr wir in jenen Zeiten, deren Gedächtnis wir auch heute mit allen unseren vaterländischen Brüdern begehen, fest überzeugt waren, daß vorzüglich um alles gottlose Wesen, das so schnell Wurzel zu fassen drohte, aus unserer Mitte zu entfernen, um die alten Grundfesten der Frömmigkeit und Treue, welche wankend gemacht werden sollten, zu erhalten, und die natürlichen Bande der Liebe, die durch Eindrängen des Fremden gelöst wurden, wieder zu befestigen, jener gefahrvolle Kampf mußte geführt werden: — wohlan, um desto mehr muß uns darum zu tun sein, indem wir das Andenken des göttlichen Beistandes in diesem Kampfe feiern, daß wir nicht solche sein mögen, die auch vor Gott

zerschmelzen müssen wie Wachs am Feuer; um desto mehr muß uns daran liegen, daß unsere Freude eine herzliche Freude vor Gott sei, und unser ganzes Wesen, durch Dankbarkeit ihm aufs neue geweiht, vor ihm auch in Wahrheit und Treue bestehen möge. Was aber eine Freude vor Gott sei, wie sie sich von den vergänglichen Freuden an der Welt und an sich selbst unterscheide: das wäre, sofern es sich nicht jeder selbst beantworten kann und schon beantwortet hat, eine große und für eine Betrachtung zu große Frage. Ich will mich heute deshalb nur beschränken zu zeigen, *wovon unsere Freude frei sein müsse*, wenn sie den Namen einer Freude vor Gott verdienen soll.

Dabei schweben mir drei Hauptstücke vor, auf die ich euere Aufmerksamkeit richten will, daß nämlich jede Freude, die vor Gott bestehen soll, frei sein muß *erstens* von *Falschheit*, *zweitens* von *Trägheit* und *drittens* von *Eitelkeit*. . . .

Nur wenn der alte Eifer nicht erkaltet ist, nur wenn das noch Wahrheit ist, was wir damals als die heiligste Wahrheit unseres Lebens fühlten, daß der Mensch nicht sich selbst da sei, sondern der gemeinsamen Sache; daß das Leben für die Brüder zu wagen der Ruf Gottes in der Seele sei und daß nicht die Macht der Willkür, sondern die wohl verschlungenen Bande des Rechts die sichersten Stützen der Frömmigkeit und des geistigen Wohles seien; nur wenn diese Überzeugung in uns jetzt noch lebt, dann freuen sich unsere Herzen vor Gott;

dann vermögen wir auch, wenn nicht ohne Schmerz und Klage, doch wenigstens mit geläutertem Gefühle des Herzens an den Preis dieses Kampfes zu denken, derer zu gedenken, welche die Ernte der Freude mit ihrem teueren Blute gedüngt, welche den Glauben und die Kraft, die uns beseelte, mit ihrem Tode besiegelt haben; das falsche Herz aber muß gewiß besonders bei dieser Erinnerung vor Gott zerschmelzen wie Wachs. . . .

Wollen wir unsere Freude von dem Inneren ablenken auf das Äußere, von der Gesinnung auf den Erfolg: so wird ohnfehlbar auch die Eitelkeit anfangen ihr Spiel zu treiben; jeder Einzelne kann sich dann dies und jenes zuschreiben und den Spuren der Mitwirkung nachgehen bis ins Unendliche, und jeder sich unter denen, die am meisten mitgewirkt haben, einen aussuchen, um ihn zum Götzen zu machen, dem er die Ehre gibt; denn ist die Eitelkeit einmal rege, dann kann sie alles gestalten, wie sie will und mag. Ist aber unsere Freude auf Gott gerichtet, auf die Kräfte, die der Herr damals erregte: dann werden wir zu einer entgegengesetzten Ansicht getrieben, und es wird das Gefühl in uns lebendig, daß der Herr gab nicht nur das Wollen, sondern auch das Vollbringen. Dann sehen wir ein, es ist sein Rat gewesen, in dem beschlossen war was geschah; und dann fühlen wir auch, daß wir uns betrügen würden um die reinste Freude, wenn wir an Tagen, wie der heutige ist, der Eitelkeit den geringsten Spielraum lassen wollten. Nein, aller leere Schein verschwinde unter uns! Die

Freude vor Gott besteht allein; auch die eitle Freude hat ihr Teil an jener Gottlosigkeit des Wesens, das zerschmilzt vor Gott wie Wachs. Denn Dankbarkeit und Vertrauen sind zwei unzertrennliche Gefährten. Schreiben wir uns selbst und uns unter einander zu was Gott Großes getan: so können wir auch kein anderes Vertrauen hegen, als das auf menschliche Kraft und auf menschlichen Rat. Laßt uns doch einmal fragen, ob die Sachen jetzt schon also stehen durch das was dazumal geschah, daß uns ein solches Vertrauen genügen kann? Müssen wir nicht, wenn wir uns unsere Bedürfnisse, unsere Wünsche, unsere Hoffnungen lebendig vor Augen stellen, auch jetzt noch bekennen, Menschenhilfe ist kein Nutz, der Herr ist's allein, auf den wir uns verlassen mögen? So ist denn auch nur die von aller Eitelkeit ferne Freude vor Gott, aus der das rechte Vertrauen hervorgehen kann, ein Vertrauen, nicht daß er immer werde in den Zeiten der Not die Begebenheiten wieder zu unserem Nutzen und Ruhm lenken: sondern ein Vertrauen, daß er uns nicht verlassen werde mit seinem Geiste; daß der, der damals so viel aufopfernde Liebe, so viel reine Treue und Glauben unter uns aufgehen ließ, uns auch diesen Schatz bewahren und ihn immer aufs neue hervorrufen werde durch die Kraft seines Geistes; nicht solch ein Vertrauen, daß, nachdem die äußeren Feinde besiegt sind, wir den menschlichen Dingen ihren Gang lassen dürfen, bis eine Zeit komme, wo es wieder not tut äußerlich zu kämpfen:

sondern das Vertrauen, daß der Herr die Herzen der Seinen zusammenhalten werde zu einer lebendigen Einheit; daß er das Auge des Geistes erhalten werde, auf daß sie sehen was recht ist; daß er in der Zeit des Friedens so gut unter uns wirken werde, als er zu seinem Preise wirkte in der Zeit der Gefahr; das Vertrauen, daß der Herr mit den demütigen Herzen ist, daß er die nicht verläßt, die sich nicht auf sich selbst verlassen; daß er seinen Ruhm nicht untergehen lassen wird unter denen, die sich nichts rühmen als seiner Kraft, und daß in denen eine nie versiegende Kraft der Lust bleibt, die sich in allen Dingen nur Gottes freuen.

••

An E. M. Arndt.

28. April 1819.

Nun, lieber Bruder, wie steht es denn? Wohl dem, der ein Haus zu bauen hat und gute Hoffnung für seine Frau, und ein junges Kindlein von Universität zu pflegen, denn der hat weniger Zeit, sich von den Tollheiten der Welt affizieren zu lassen, als wer wie ich in einem ganz ruhigen und gewöhnlichen Lebensgang fortschreitet. Der letzte Gegenstand unserer Unterhaltung liegt so weit hinter uns, daß kaum mehr davon zu reden ist. Doch kann ich Dir nur sagen, daß Dein Brief an Hardenberg mir große Freude gemacht hat, und noch mehr, daß Eichhorn mich versicherte, dieser Ton käme auch wirklich an bei dem Manne und er könne ihn vertragen. Seitdem

ist nun Kotzebue tot, und gewiß, was der alte Sünder auch verbrochen hat, es kann keine Hölle für ihn geben, wenn er weiß, welchen Lärm sein Tod auf dieser armen deutschen Erde macht; denn seligeres Futter gibt es nicht für seine Eitelkeit. Noch hat ja die Furcht nicht ganz aufgehört, daß er noch alle Universitäten mit sich in die Grube ziehen werde. Selbst ganz honette Leute lassen sich törichtes Zeug vorschwatzen und einreden. Gneisenau zum Beispiel hat mich und Reimer seit dieser Zeit gar nicht gesehen und zu Hüser gesagt, „das wäre doch nun die Folge von dem, wie die Jugend gelehrt werde, und ein ordentlicher Mann dürfe damit keine Gemeinschaft haben". Eine ernstere Frage aber, lieber Freund, ist der auch durch Kotzebues Tod veranlaßte, man kann wohl sagen vorläufige Untergang des Turnwesens; und es scheint mir etwas sehr Wichtiges, daß ein verständiger Plan gemacht werde, um das, was mir die Hauptsache dabei ist, nämlich die frohe Verbrüderung der ganzen Jugend auf eine andere Weise durch Privatverbindungen mehrerer mit Söhnen begabter Familienväter, die dann andere Jugend an sich ziehen könnten, fortzusetzen.

••

An den Grafen Alexander zu Dohna.

31. Januar 1819.

Der unsinnige Argwohn von oben herab und die Intriguen, die auf diesen Grund gegen einzelne Menschen gespielt werden, dies alles nimmt täglich zu und man

ist des unschuldigsten Wortes nicht mehr sicher, daß es nicht verdreht und herumgetragen wird. Ja bis in die Vorlesungen, sogar in die theologischen geht das Spionieren, wie einer meiner Kollegen noch kürzlich erfahren hat. Aus diesem unwürdigen Zustande sieht man noch gar keine Erlösung.

1820.

Es hat mir nicht verborgen bleiben können, daß ich der besondere Gegenstand des Hasses und der Verfolgung für unseren Regierungs-Bevollmächtigten, den guten Schultz, geworden bin.

••

An Blanc.

7. August 1819.

Arretiert bin ich nicht, wie Sie sehen, auch meine Papiere sind mir nicht genommen. Wie weit es aber daran gewesen ist, will ich nicht entscheiden. Man hat hier überhaupt sehr milde operiert gegen die furchtbare Verschwörung!

••

Predigt in Berlin am 4. Sonntag nach Trinitatis 1820.

Ein Zeugnis aus den Tagen der politischen Verfolgung. Wegen der Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand wurden Professoren und Universitäten von neuem verdächtigt; voran Schleiermacher, als Freund und Verteidiger des aus dem preußischen Staatsdienst entlassenen de Wette. Daß Schleiermacher die Turner begünstigte und auf einem Studenten-

fest eine Rede hielt, steigerte den Verdacht gegen ihn aufs höchste. Dagegen wehrt sich der Prediger auf der Kanzel.

Text: Apostelgeschichte 4, 13–21.

Selbst wenn bisweilen solche unglückliche Zeiten eingetreten sind, wo die Obrigkeit, wie denn Irren menschlich ist, aus wohlmeinendem aber mißleitetem Eifer ihre Macht nicht bloß gebrauchte zum Schutz der Guten und zur Strafe der Bösen, sondern auch trachtete durch dieselbe die Gewissen zu beherrschen, oder im Einzelnen etwas gebot, was gegen Gottes Gesetz war: selbst in diesem schlimmsten Falle hat etwa der bürgerlichen Ordnung irgend eine Gefahr davon gedroht, wenn dann die Christen fest bei dem Grundsatz beharrten, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen? Mit nichten! Sondern, wie überhaupt wenn die Obrigkeit verbietet, was sie für schädlich hält, sie dennoch durch Anwendung ihrer Gewalt nicht immer verhindern kann, daß das Verbotene nicht geschehe; und wenn auch dadurch ihr Ansehen an sich nicht leidet, sondern nur wenn das Verbotene unbestraft bleibt; wer aber die Strafe erduldet, eben dadurch das Ansehen der Obrigkeit verkündigt und beschützt: so geht es dann auch hier. Den Aposteln ward verboten im Namen Jesu zu lehren; das konnten sie nicht lassen, weil sie Gott gehorchen mußten; aber als sie gestäupt wurden, waren sie froh, daß sie gewürdiget waren um Christi willen zu leiden: und so war das Ansehen der Obrigkeit gerettet und

die menschliche Ordnung aufrecht erhalten. Und so hat in allen ähnlichen Fällen das Wort und das Beispiel des Apostels die Christen nur gelehrt Gott zu gehorchen auf der einen Seite und, indem sie um Wohltat willen litten, den Menschen zu gehorchen auf der andern: und das können wir immer um so getroster, als wir uns verlassen auf das feste prophetische Wort, daß die Gemeine des Herrn nicht kann ausgerottet werden. Denn das ist gewiß, daß ein menschliches Ansehen, welches seine Grenzen überschreitet und, indem es die Gewissen zu beherrschen sucht, einen Streit hervorrufen will zwischen dem Gehorsam gegen Gott und dem gegen die Menschen, daß ein solches nicht bestehen kann; aber Gott hat dazu andere Mittel, und es bedarf nicht, daß die Gläubigen in einen solchen Streit wirklich geraten und, indem sie sich sträflicher Verletzungen des von Gott geordneten menschlichen Ansehens schuldig machen, den Gehorsam gegen Gott selbst auf das Gröblichste verletzen.

Aber auch solche traurige Beispiele einer ihre Grenzen überschreitenden und dadurch sich selbst strafenden und zerstörenden menschlichen Macht müssen immer seltener werden, je mehr jener große Grundsatz des Apostels auch von denen anerkannt wird, welche Gott würdigt, sie zu Herrschern über christliche Völker zu erheben. Denn fühlen sie dies mit uns als die heiligste Pflicht der Christen: dann werden sie, wissend, daß Geistliches nur geistlich kann gerichtet werden, und weit entfernt ihre Hand über das zu erstrecken was Gott sich vorbehalten

hat, ihr von ihm geheiligtes Ansehen rein und unbefleckt erhalten.

••

An Brinckmann.

19. Februar 1822.

Meine ganze Lage ist bei der bittern Feindschaft fast aller derer, die am meisten gelten — bis auf Bruder K. herab, und der gilt in mancher Hinsicht nicht wenig — so höchst prekär, daß Du Dich nicht wundern mußt, wenn Du plötzlich meine gänzliche Ungnade in den Zeitungen verkündet siehst. Hoffentlich werde ich dann auch den Trost mitnehmen, daß ich als Lehrer, als Bürger und Mensch mir selbst nichts vorzuwerfen habe. Darum hält auch diese Unsicherheit mich nicht ab, jeden Augenblick nach Vermögen zu benutzen und zu genießen.

Wenn Du einmal eine Reise zu uns machtest, würdest Du Berlin kaum wiedererkennen. Die größte Ähnlichkeit wären die vielen ungehangenen Menschen, die herumlaufen!

••

Predigt in Berlin am 17. November 1822.

Die Schikanen dauerten fort. Um sich Schleiermachers leichter entledigen zu können, gab die Regierung 1822 neue Verordnungen über die Amtsentsetzung von Pfarrern und Jugendlehrern heraus; im Sommer 1822 verweigerte sie ihm den Urlaub. Noch 1823 setzten die Minister Altenstein und Schuckmann einen Originalbericht an den König auf, worin sie auf seinen verwerflichen „Geist der Widersetzlichkeit" hinwiesen

und beantragten, „den Doktor Schleiermacher ohne weiteres vorhergehendes Verfahren seines Amtes als Geistlicher der Dreifaltigkeitskirche und als Professor der hiesigen Universität zu entlassen." Mitten in diese Zeiten hinein fiel das 25jährige Regierungsjubiläum Friedrich Wilhelm III. Statt nun, wie man erwarten konnte, der Verbitterung Raum zu geben, singt Schleiermacher das hohe Lied vom treuen deutschen Herzen: Nicht dem König nur äußerlich untertan, sondern ihm in Liebe und Anhänglichkeit zugetan sein, das ist wahre Königstreue und Vaterlandsliebe.

Text: Sprüche Salomo 22, 11. Wer ein treues Herz hat und eine liebliche Rede, des Freund ist der König.

In diesen Worten, m. g. F., wird uns das schönste Ziel vorgehalten, welches wir dem Bestreben, von dem wir heute alle vorzüglich erfüllt sind, nur vorstecken können: des Freund ist der König. Daß der König nicht nur sich auch wohlwollend und liebend mit seinem Herzen hinneige zu seinen Völkern, sondern daß wir uns auch eine ebenso innige Anhänglichkeit von ihm gegen uns erwerben und — so weit man das sagen kann — verdienen, wie wir dieselbe empfinden gegen ihn: das ist das schönste Ziel unserer innigen und herzlichen Anhänglichkeit, wonach sie ganz vorzüglich strebt. Die Worte der Schrift aber sagen uns zugleich, auf welche Weise wir dieses Ziel erreichen mögen. Laßt uns stehen bleiben bei den beiden Eigenschaften, welche die Worte unseres Textes dazu fordern, daß dazu gehöre zuerst ein treues Herz, dann aber auch eine

liebliche Rede; und wenn wir beides nach einander betrachtet haben, wird uns von selbst deutlich sein, daß diese Worte nicht etwa nur einen vorzüglich guten Ratschlag enthalten, sondern daß sie alles zusammenfassen, was wir in dieser Hinsicht jeder von sich selbst und jeder von allen fordern und erwarten können.

Zuerst, m. g. F., ein treues Herz sei immerdar dem König, der uns beherrscht, von uns allen geweiht, damit auch sein Herz sich freundlich zu uns neige.

Ich rufe diejenigen, deren Erinnerung so weit zurückreicht, auf, zuerst jener Zeit zu gedenken, als der König, erst der Erbe des Thrones, zurückkam von seinen kriegerischen Versuchen und von den Mühen in jenem Kampfe, der mit ungleichen Kräften zuerst begonnen ward, um der Zerstörung einen Damm zu setzen, mit welcher unser Weltteil bedroht ward; in welchem Kampf aber er sich ein Kleinod gewonnen, welches er bald in unsre Mauern einführte, die Geliebte, die er sich erwählt hatte zur treuen Gefährtin seines Lebens: wie das ein herrlicher Festtag war für das ganze Land. Diese innige Teilnahme an dem, was das ganze künftige Leben des königlichen Erstgebornen segnen und beglücken sollte, diese allgemeine Stimme des Jauchzens und der Freude, das war das treue Herz! Als aber der Vater sein Haupt niederlegte und der Sohn den Thron seiner Väter bestieg: wie wir ihm da entgegen kamen voll herzlichen Vertrauens, mit ihm teilend jenes heilige Gefühl, daß dem angehenden Herrscher nichts besser zieme als das wahrhaft königliche

Gebet um Weisheit von oben; wie unser Herz seinem ahnenden Blick in die Zukunft folgte, nicht ohne Besorgnis vor allem Schweren, was nach der damaligen Lage der Völker ihn und uns, seine Untertanen, während der Zeit seiner Regierung treffen könnte; wie wir uns freuten an dem Ernst und der Bescheidenheit, womit er die Zügel der Regierung ergriff: das war das treue Herz, geteilt in diesen Augenblicken zwischen Schmerz und Lust, zwischen Tränen und Freude. Und als er dann den gehäuften Aufforderungen zum Kampfe für die Selbständigkeit seines Reiches, für die Freiheit seiner Ratschläge, für die Unverletzbarkeit seines Gebietes nicht länger widerstehen konnte; als es schien, als ob der Herr von ihm und uns seine Hand abgezogen habe, — o, wie wir alle da nicht nur die Leiden fühlten, die mehr oder weniger jeden Einzelnen trafen, unser Gemüt nicht nur erfüllt und erschüttert wurde von dem, was unmittelbar unter uns vorging, sondern weit mehr noch unser Herz sich nach ihm, dem Entfernten, hinsehnte; wie wir immer fühlten, welche Schmerzen sein königliches Gemüt zerreißen müßten bei jedem Blick auf die Lage seines Volks, und wie wir diesen Kummer mit ihm teilten; wie wir jauchzten bei seiner Wiederkehr und uns freuten, daß das wenngleich zerrissene und erschütterte Vaterland sich seiner Gegenwart und seiner Herrschaft zu getrösten hatte; wie wir mit ihm den Vorsatz teilten, auch in diesem Zustande der Erniedrigung und des Druckes ein Gott wohlgefälliges Volk zu bleiben,

fest vereint unter uns und nur trauernd um die, welche unserm Bunde entrissen waren: — das war das treue Herz! Und nun laßt uns auch die Tage der Trauer nicht vergessen, als so schnell und unerwartet mitten unter den Gefahren, die uns bedrohten, die treue Gefährtin königlicher Sorgen und Leiden, deren Liebe zu den Ihrigen, deren Sorge für das Land ihr unser Herz gewonnen hatte, ihm und uns entrissen wurde in der Blüte ihres Lebens, ohne zu schauen den Tag der Befreiung von dem Joche, welches auch sie hatte tragen helfen: der Schmerz, der sich da unser aller bemächtigte, wie wir alle niedergebeugt waren und uns geschlagen fühlten vom Herrn, — das war das treue Herz, das Herz voll Liebe und Anhänglichkeit, voll Teilnahme an allem, was den teuern König auch in dem Heiligtum seines häuslichen Lebens traf. Und als die Last, mit der noch immer eine fremde Übermacht einen Teil unseres Landes drückte, schwerer und schwerer ward: wie wir da mit dem König teilten das stille Verlangen des Herzens, der Augenblick möge kommen, wo sich ein neuer kräftiger Widerstand wagen ließe mit Hoffnung auf einen guten Erfolg; wie da unser tiefstes Gefühl dem seinigen begegnete und wir uns gegenseitig verstanden, und auch als kein Wort zwischen uns gewechselt wurde über den traurigen Zustand des Ganzen, doch beide Teile wußten, der König, was er an uns, und wir, was wir an ihm hatten: o, das war der höchste und herrlichste Beweis von Anhänglichkeit, die untrügliche Ahnung des treuen

Herzens, aus welcher sich dann das innigste Vertrauen und der kräftigste Mut entwickelte, sobald die Stunde der Rettung von unwürdigen Banden schlug. Und jene Bereitwilligkeit, mit der die Väter ihre Söhne, oft noch unreif die Mühen des Kriegers zu ertragen, in den Kampf für das Vaterland hinausschickten — als den schönsten Lohn für diese teuern Opfer vorzüglich dies erwartend, daß in allen denjenigen, die von Gott beschützt und erhalten aus dem Kriege zurückkehren würden, eine durch nichts mehr zu erschütternde Anhänglichkeit an den König, der so viel für sein Volk gewagt hatte, und ebenso eine allen Proben gewachsene Liebe zu dem Volke, welches er so geachtet, müßte gegründet sein; dieser Mut, verbunden mit dem Gefühle, alles, was es nur irgend auch für uns zu tun gab in dieser Zeit der wiedererwachenden deutschen Kraft, sei nicht nur heilsam, sondern auch schön und erfreuend: so zeigte sich das treue Herz, welches sich in das innerste Gemüt des Königs hineinfühlte und welches die Handlungsweise des Herrschers verstand. Und die Gesinnungen, die unser Leben geleitet haben, seitdem endlich in Friede und Ruhe die lange getrennten Teile des Reiches vereinigt und neue Bestandteile ihm hinzugefügt sind; dieses lebendige Verlangen, daß doch immer enger und fester die Glieder mit dem Haupt und das Haupt mit den Gliedern verbunden werden möchten, damit jeder Macht um uns her, sei sie auch noch so stark, der Mut verginge, ein so herzlich unter sich und mit seinem Herrscher verbun-

denes Volk anzugreifen und in seiner Ruhe zu stören: in diesen Gesinnungen hat sich immer geregt das treue Herz, das in heiterer Anhänglichkeit, in ruhiger Erwartung der allmählichen Entwicklung weiser Ratschläge dem, was der König beschlossen und ausgeführt hat, gefolgt ist bis auf diesen Augenblick. . . .

Es gibt eine Lieblichkeit der Rede, die nicht von einem treuen Herzen ausgeht; wir finden sie bei denen, welche ohne gerade zu loben und durch das Lob sich das Ansehen zu geben, als vermöchten sie zu beurteilen was gut und lobenswürdig ist, das Wort des Herrschers und seinen Willen als das Maß ihres eigenen Urteils gelten lassen und wenn er etwas für gut erklärt hat, vielleicht sogar wenn der Gegenstand nur wenig mit dem Beruf des Herrschers zusammenhängt, sogleich aller Untersuchung ein Ende machen und sich ihrer eigenen Ansicht und ihres eigenen Gefühls darüber entschlagen. Eine solche nachsehende, wiederhallende Rede scheint freilich insofern lieblich, als sie ein Zuwachs ist zu der Kraft der Stimme, mit welcher der Herrscher redet; aber aus dem treuen Herzen kommt sie nicht. Denn dieses sucht überall die Wahrheit, weil eben sie auch dem geliebten Herrscher das Wichtigste sein muß; dieses bleibt immerfort darin begriffen, das Gute aufzufinden in allen menschlichen Dingen, das Unvollkommene, was denselben anklebt, zu entdecken, und das Zweideutige, wo immer es ihm begegnet, bemerklich zu machen, weil eben dadurch am besten des geliebten

Fürsten Ehre gefördert wird; und nie kann ein solches Herz seinem eigenen Urteil entsagen mit Liebe oder aus Liebe, weil sein Grundsatz ist, aus Liebe zu dem, auf dessen Rechnung alles billig geschrieben wird, nur das Gute zu erhalten und immer mehr zu befestigen: das treue Herz entfernt sich daher ebenso weit von dem niedrigen Sinne des Schmeichlers als von der Nachbeterei dessen, der sein eigenes Urteil nicht zu ehren weiß.

Worin aber nun diese wahre Lieblichkeit besteht? Darin, daß überall, wo unter uns verschiedene Ansichten herrschen über das, was zum Wohl des Vaterlandes in seinen äußeren Verhältnissen und in seinen inneren Einrichtungen gehört, wir dafür sorgen, daß durch die Erörterung dieser verschiedenen Ansichten unsere Liebe untereinander nicht gestört und gefährdet werde, die ja das schönste Kleinod und die festeste Zuversicht des Königs ist.

••

An de Wette.

Sommer 1823.

Außerhalb des häuslichen Kreises wird das Leben hier so unaussprechlich trocken, daß ich nur immer die Goethe'schen Verse im Munde führe „Könnt ich irgendwie verdienen mich von diesem Volk zu trennen, das mir lange Weile macht!" . . . Endlich haben sie mich denn auch zu Anfang des Jahres in die Untersuchung gezogen und mir ein paar alte Briefe* an Arndt und

*) Siehe Seite 278 und 283.

und Reimer vorgelegt mit allerlei Äußerungen über das Turnwesen, über den Verdacht gegen die Universitäten und andere dergleichen Albernheiten, worin indes auch ein paar bitter scherzhafte Äußerungen über den König waren. Ich habe zum Protokoll die andern Punkte sehr einfach erklärt und über das was den König betrifft eine allgemeine Erklärung eingereicht, wie dergleichen müsse angesehen werden. Das war noch im Januar, und seitdem ist alles still, so daß ich nicht weiß was mir bevorsteht. Ich könnte noch mancherlei aufzählen, aber es langweilt mich schon über und über, und Du wirst wohl auch hieran genug haben um zu gestehen, daß ich vollkommen berechtigt bin zur Anwendung jener Zeilen, welche Rugantino in der Claudina von Villabella singt.

••

An Charlotte v. Kathen.

9. April 1824.

Ich bin in einer äußerlich bedenklichen Lage, vielleicht jetzt mehr als je. Die demagogischen Geschichten sind wohl für mich vorbei; aber die kirchlichen Verhältnisse müssen bald zu einer Entscheidung kommen, und wenn die gewaltsam ausfällt, so ist es unvermeidlich, daß ich eines der ersten Opfer davon werde. Ich kann nicht sagen, daß mir bange wäre oder daß es mich störte an und für sich; denn hier gerade habe ich nichts getan, als was ich mußte, und ich glaube fast, auch alles, was ich mußte. Aber stehn solche Entscheidungen nahe, so drängt sich das Bewußtsein gar zu stark hervor, was

sich im gewöhnlichen Leben auf eine wohltätige Weise verbürgt, daß wir in unserm Berufsleben so ganz und gar der persönlichen Willkür bloßgestellt sind, und das ist etwas höchst unbehagliches. Nun, dies muß einmal getragen sein und die Sache wird gehn, wie Gott will.

••

Aphorismen über den Staat.

(Wohl aus den Jahren 1808—1814.)

Das Bestreben nach der Sitte ist die Ursache von der Verbindung der Kirche mit dem Staat. Daher auch der Schein, daß die Kirche müsse rein national sein. Bei den Alten war alles was auf die Sitte wirkte, die ganze Geselligkeit, religiös. Abwägung der Frage, ob der Katholizismus politischer ist oder der Protestantismus.

••

Die Polizei und das Militär ist das Massewerden der Regierung (darum, wenn die Regierung sich isoliert, treten zwei Massen gegeneinander). Die Parlamente sind das Regierungwerden des Volkes.

••

In Fichtes politischem Handelstaat ist die Masse das Nichtich. Darum wird ihr alle politische Existenz abgesprochen.

••

Wenn ein Staat als Demokratie entstanden ist, strebt er nach der Monarchie. Wenn er als Monarchie ent-

standen ist, strebt er nach Demokratie, bis sich beide einander saturiert haben.

••

Quelle der rasendsten Einseitigkeit ist es, den Staat als Gesellschaft von Ackerbauern anzusehen.

••

Über Friedrich den Großen.

24. Januar 1817.

Kein Mensch kann getrennt gedacht werden von seiner Zeit und seiner Welt. Nicht nur ist das ganze Leben ein gemeinschaftliches Resultat der inneren eigentümlichen Kraft des Menschen und aller ihn umgebenden und auf ihn einwirkenden Kräfte, in jeder Tat, in jeder Sitte, in jedem Teil seines erscheinenden Wesens eben so viel von dieser als von jener, sondern die eigentümliche Kraft selbst, hervorgewachsen aus seinen Ahnen, eingewachsen seinem Volk kann nur gerade zu dieser Zeit und unter diesen Bedingungen da sein.

In einem Herrscher, soll ihm der Name eines großen Mannes gebühren, muß zweierlei sich vereinen. Er muß ausgezeichnet sein in seinem persönlichen Wesen, damit man fühlt, hätte er auch keinen Thron geziert, er würde doch mächtig gewirkt und gewaltet, vieles bewegt und beseelt und würdige Denkmäler seines Daseins zurückgelassen haben. Er muß aber auch ausgezeichnet sein durch königlichen Geist und Sinn, er muß das Leben seines Volkes in sich tragen, von dessen Bedürfnissen durchdrungen sein, dessen Bestrebungen und Neigungen in

ihren Verhältnissen und Entwickelungen fühlen und teilen, dessen unentwickelte Kräfte ahnden und zu befreien suchen, kurz nicht sowohl der Schutzgeist seines Volkes muß er sein als vielmehr dessen lebendige Seele, in welcher von allem, was in der Erscheinung streitend sich zu beschränken und aufzuheben sucht, die verborgenste Einheit als gemeinsame Kraft sich bewegt.

24. Januar 1825.

Eben dieses, daß er fühlte wie sehr er in den wesentlichsten Beziehungen die Seele seines Volkes sei, setzte ihn in Stand es so leicht zu nehmen mit allem, was über den Staat und dessen Einrichtungen, sowie über ihn selbst gesagt und geschrieben ward. Er wußte, daß auch der beißendste Spott des Einzelnen in der Masse nur als eine Würze ihrer liebevollen Verehrung wirken würde, etwa wie eine leise Ironie über Kleinigkeiten die zärtliche Liebe für einen angebeteten Gegenstand nur recht hervorlockt und erhöht. Eben so hing nun auch allgemein die Leichtigkeit seiner Handhabung der Zensur zusammen mit dem guten Vertrauen in den reinen und tüchtigen Sinn seines Volkes, in dessen nicht leicht zu erschütternde natürliche Gesundheit des Geistes, und mit dem Bewußtsein seiner eignen unermüdeten Bestrebungen, auf allen Stufen das System des Unterrichts zu verbessern und das geistige Auge zu schärfen.

••

Über den Begriff des großen Mannes.

24. Januar 1826.

Oft ist der große Mann ein solcher gewesen, der, wie ein göttlicher Hauch einer noch ursprünglichen, starren, bewegungslosen Masse mitgeteilt, das mannigfaltige Leben in ihr erregt, wie ein himmlischer Funken hineingeworfen, alle diese schönen Lichter in ihr entzündet hat, öfter noch war es ein solcher, der eine durch widriges Geschick gedrückte und in sich zusammengesunkene Masse wieder erweckt hat zu einer neuen und schöneren Periode ihres Daseins. Kurz, der große Mann ist nur der, durch welchen in irgend einer Beziehung die Masse aufhört Masse zu sein, durch welchen sie erregt wird, daß sie sich sondere, daß Selbstgefühl an die Stelle eines träumerischen Schlummerlebens trete, nur der ist es, durch den sie so erregt kraft des ihm einwohnenden Gesetzes sich zum organischen Gesamtleben entweder zuerst gestaltet oder auch sich nach einer Zeit des Verfalls und der Zerstörung neu entwickelt.

Es gibt große Männer nur im Staat und in der Kirche. Die räumlich begrenzte Heimat, in welcher der große Mann wirkt, ist die Volkstümlichkeit und das organische Leben derselben ist das bürgerliche. Der geistige Typus, den wo er sich auch finde, der große Mann sich aneignet, ist die religiöse Sinnesart und diese wird zu einem organischen Gesamtleben, wo es eine Kirche gibt, so daß auch das früher Gesagte dazu stimmt, denn es

gibt keine anderen Organisationen aus der Masse als diese. Also die Gründer und Wiederhersteller der Staaten, wo hiebei einzelne auf eine ausschließende Weise geherrscht haben und gewaltet, die Stifter und die Reiniger der Religionen, das sind die großen Männer. Die Kunst aber und die Wissenschaft mögen sich mit dem Talent begnügen oder dem Genie; wie herrlich sich auch ihre Kraft in einzelnen Günstlingen der Natur offenbart, das Gepräge der Größe vermag sie ihnen doch nicht aufzudrücken.

••

Über Krieg und Frieden.

Der reine Angriffskrieg ist unchristlich, der reine Verteidigungskrieg ist nicht nur erlaubt, sondern notwendig. Aber auch ein Züchtigungskrieg ist mit gutem Gewissen zu führen, wenn ein Staat aus der Übereinstimmung mit der völkerrechtlichen Idee heraustritt, so daß er jedem eintretenden Kriege eine barbarische Gestalt gibt und sich je länger je mehr unzugänglich macht für die politische Entwickelung der übrigen Staaten. Es wäre Feigheit und Selbstsucht, wenn ein Staat, nachdem die intelligente Einwirkung vergeblich verursacht ist, die Idee im Stiche lassen und die Gefahr scheuen wollte, einen solchen korrumpierten und allen übrigen Zerstörung drohenden Staat zu bekriegen.

••

Die Idee des ewigen Friedens ist rein christlich und das Abenteuerliche, das man darin hat finden wollen, liegt nur in der Art, wie man verursacht hat sie zu realisieren; denn unter der Form eines buchstäblichen Vertrages und einer materiellen Garantie wird er freilich nie zu Stande kommen.

••

An den König.

Januar 1831.

Ew. Königl. Majestät haben mir durch die gnädige Erteilung des roten Adlerordens ein Zeichen Allerhöchst Ihres Wohlwollens gegeben, welches mich in einem Grade, wie es wohl nur selten der Fall sein kann, auf das Innigste rührt, und wie ein freundlicher Stern in mein herannahendes Alter hineinleuchtet, der manches Trübe und Dunkle in der Vergangenheit mit einem milden Glanz überdeckt. Wenn ich mir nun gleich bewußt bin, daß die Gesinnungen der ehrfurchtsvollsten Treue und Hingebung gegen Ew. Majestät und der reinsten Liebe gegen das teure Vaterland, für dessen Wohlergehen Ew. Majestät Regierung auf eine so ausgezeichnete Weise von Gott gesegnet ist, durch nichts Erfreuliches oder Ehrenvolles, das mir persönlich widerfährt, erhöht werden können, so konnte ich mir doch nicht versagen Ew. Majestät die Empfindungen eines dankerfüllten Herzens zu Füßen zu legen. Möge nur auch hinfort alles, was ich, so lange mir Gott die Kräfte dazu verleiht, als Geistlicher und als Universitätslehrer

nach meiner besten Überzeugung für den Dienst der evangelischen Kirche zu leisten suchen werde, sich immer Allerhöchst Dero gnädigen Wohlwollens zu erfreuen haben.

••

An den »Messager des chambres« in Paris.*

April 1831.

Ich muß erstlich den pomphaften Namen des großen ablehnen, da wir Deutsche uns dieses Wortes mit einer solchen Sparsamkeit bedienen, daß es von einem Manne meines Schlages nicht füglich gesagt werden kann ohne ihn lächerlich machen zu wollen, was ich doch nicht zu verdienen glaube.

Zweitens bin ich ebensowenig der erste christliche Redner Deutschlands — ich glaube, das war der Ausdruck; auch können meine Kanzel-Vorträge, da ich sie nicht vorher aufschreibe, keine Meisterstücke der Beredsamkeit sein. Aber als Prediger erhaben sein zu wollen, wäre sogar gegen meine Grundsätze. Je erhabener das Evangelium selbst ist, desto einfacher darf die Predigt sein.

Drittens. Wir beten sonntäglich, daß Gott dem König die Weisheit verleihen wolle, deren er bedarf, um den ihm von Gott auferlegten Pflichten zu genügen. Aber wir wissen dabei von keinen andren Wünschen des Volkes, als von dem „unter dem Schutz und

*) Diese Pariser Zeitung hatte mehrere Korrespondenzen aus Berlin gebracht, die dort großes Aufsehen machten. Da Schleiermacher mit ihrem Inhalt nicht einverstanden war, sandte er nachfolgenden berichtigenden Artikel an die Preußische Staatszeitung. Dabei nimmt er Gelegenheit, sich über seine Stellung zu den politischen Parteien auszusprechen.

Schirm des Königs ein geruhiges Leben zu führen und dem Ziel der christlichen Vollkommenheit näher zu kommen." Dies, mein Herr, ist die Sprache der protestantischen Kanzel und von dieser Sprache habe ich mich niemals entfernt.

Viertens. Es ist sehr wahr, daß mir für einige Zeit untersagt gewesen ist zu predigen, aber das Verbot kam von meinem Arzt.

Fünftens: Gehöre ich zu keiner linken Seite. Ihre Ausdrücke: rechte und linke Seite, linkes und rechtes Zentrum, sind unsern Verhältnissen völlig fremd; und wenn Ihr Korrespondent in Wahrheit ein Preuße wäre, so würde er sich nicht solche Abteilungen ersonnen haben, die sich bei uns niemand wird aneignen mögen. Vorzüglich aber würde er nicht von einer linken Seite geredet haben, welche Gedanken an eine Revolution im Hinterhalt hätte. Wir haben seit dem Tilsiter Frieden reißende Fortschritte gemacht, und das ohne Revolution, ohne Kammern, ja selbst ohne Preßfreiheit; aber immer das Volk mit dem König und der König mit dem Volk. Müßte man nun nicht seiner gesunden Sinne beraubt sein, um zu wähnen, wir würden von nun an besser vorwärts kommen mit einer Revolution? — Darum bin ich auch meines Teiles sehr sicher, immer auf der Seite des Königs zu sein, wenn ich auf der Seite der einsichtsvollen Männer des Volkes bin.

DATE DUE

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

GTU Library
B3092.A5 V6 G
Schleiermacher, Fri/Deutscher Glaube; Wo

B
3092
A5V6
LC coll.

Schleiermacher, Friedrich E D B
Deutscher Glaube... 3092
A5V6

LC col